

**JULIA KLÖCKNER**  
Stimmungskanone  
im Bundestag

**TUCKER CARLSON**  
Sein Wandel  
zum Trump-Feind

**PLÖTZLICH 50**  
Ich war doch  
eben noch jung



Im Heft:  
**GRATIS-  
ZUGANG**  
zum  
RECHERCHE-  
TOOL

DIE **NAZI**-KARTEI

# Ist Ihr Opa dabei?

Wie ein Archiv das Land aufrüttelt



Benelux € 8,40  
Dänemark dkr 102,95  
Finnland € 10,40

Frankreich € 8,80  
Griechenland € 9,20  
Italien € 9,20

Kroatien € 9,50  
Norwegen NOK 149,-  
Österreich € 7,80

Portugal (cont) € 8,80  
Schweiz sfr 10,30  
Slowakei € 8,80

Slowenien € 8,80  
Spanien € 8,60  
Spanien/Kanaren € 8,90

Tschechien Kč 260,-  
Ungarn Ft 4190,-  
Printed in Germany



BY APPOINTMENT TO  
H.M. THE KING  
MANUFACTURERS OF  
MOTOR VEHICLES  
JAGUAR LAND ROVER LIMITED  
COVENTRY



BY APPOINTMENT TO  
H.M. THE QUEEN  
MANUFACTURERS OF  
MOTOR VEHICLES  
JAGUAR LAND ROVER LIMITED  
COVENTRY

# RANGE ROVER



**5** JAHRE  
GARANTIE

Range Rover SV P615 AWD 4.4 Liter V8 MHEV Twin Turbomotor mit 452kW (615PS): Kraftstoffverbrauch und CO<sub>2</sub>-Emissionen (jeweils kombiniert): 12,0 l/100km; 271 g/km; CO<sub>2</sub>-Klasse: G. [rangerover.com](http://rangerover.com)

## Nur einen Tag nach dem Besuch des SPIEGEL wird öffentlich, warum Mussini und Faria sich winden: Panini wird die Lizenzrechte für die Fußball-WM verlieren.

Seite 64

### Titel

Rund zehn Millionen Menschen waren einst Mitglied der NSDAP, sehr viele verschwiegen es ihr Leben lang. Im März stellte das US-Nationalarchiv die Mitgliederkartei der Hitler-Partei erstmals ins Netz. Der SPIEGEL hat die Dokumente mit künstlicher Intelligenz ausgelesen und in eine Datenbank überführt. Nun lässt sich die braune Vergangenheit der Vorfahren mit ein paar Klicks aufdecken. Was macht das neue Wissen mit dem Land? Ein Team um Autorin **Rafaela von Bredow** und die Redakteure **Felix Bohr** und **Christoph Gunkel** hat versucht, Antworten auf diese Frage zu finden. Dafür sprachen die Kolleginnen und Kollegen auch mit Nachfahren von NS-Tätern – darunter ein Enkel, der herausfand, dass sein Großvater 1938 die Synagoge in Rheine angezündet hatte. Und mit Expertinnen wie **Aleida Assmann**, die im Onlinestellen der NSDAP-Kartei einen »erheblichen Wandel unserer Erinnerungskultur« sieht. Es sei jetzt »die Sache von jeder und jedem Einzelnen, sich selbst zu informieren und damit auseinanderzusetzen«.

Seiten 8, 15, 16



Julia Parker / DER SPIEGEL

### Klößner



Gene Glover / DER SPIEGEL

Die Stimmung in Deutschland ist schlecht, das Vertrauen in das Funktionieren der Demokratie schwindet, im Bundestag wird so viel gepöbelt wie selten zuvor. Aber **Julia Klößner**, die als Bundestagspräsidentin für die parlamentarische Ordnung zuständig ist, will sich vom allgemeinen Klagen nicht mitreißen lassen. SPIEGEL-Autor **Marc Hujer** hat sie über mehrere Wochen begleitet. Er reiste mit Klößner nach Israel und in die Ukraine und besuchte sie im Parlament, wo sie und ihre Stellvertreter in ihrem ersten Jahr mehr Ordnungsrufe als alle ihre Vorgängerinnen oder Vorgänger erteilten. Hujer hat eine Frau erlebt, die mit Leidenschaft dagegenhält und nie um eine launige Antwort verlegen ist. Als er ihr erzählte, dass einer ihrer Wegbegleiter vorgeschlagen habe, das Porträt über sie mit dem Satz zu überschreiben: »Sie hat ein großes Herz – auch für sich selbst«, präsentierte sie prompt einen Gegenvorschlag: »Sie muss bei ihrer Arbeit endlich auch einmal an sich denken – sonst bekommt sie noch einen Herzinfarkt.«

Seite 56

### Schulen

Religiöse Vielfalt gehört zum Schulalltag. Doch in jüngerer Zeit sind Schulen in die Schlagzeilen geraten, weil es Konflikte mit streng muslimischen Schülern gab. Der SPIEGEL wollte wissen, wie groß das Problem ist – und was bei solchen Konflikten hilft. Schulen zu finden, die offen berichten, war überraschend schwer. In Gesprächen sei deutlich geworden, »wie heikel dieses Thema für viele Lehrkräfte und Schulleitungen ist«, sagt Redakteur **Florian Kistler**. Sie achteten sehr darauf, »religiöse Probleme weder größer zu machen, noch sie zu verschweigen«. Das Friedrich-Ebert-Gymnasium in Hamburg hat einen Weg gefunden, alle Religionen wertzuschätzen und Konflikte möglichst kleinzuhalten. Redakteurin **Swantje Unterberg** (r.) hat im Gespräch mit Elftklässlerinnen und Zwölftklässlern beeindruckt, wie wichtig Religion unter Jugendlichen ist. Und wie nah Anerkennung und sozialer Druck beieinanderliegen: »Sie erzählen von Momenten, in denen Glaube Zugehörigkeit stiftet – und davon, wie er als Maßstab benutzt wird, andere abzuwerten.«

Seite 38



Niklas Grapatin / DER SPIEGEL

### SPIEGEL GESCHICHTE, Effilee, DEIN SPIEGEL



Kaum eine Nation hat ihr Verhältnis zum Militär so oft und so radikal neu bestimmt wie Deutschland. Die neue Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE, die an diesem Freitag erscheint, zeichnet diese Beziehung nach – vom Dreißigjährigen Krieg über die Weltkriege bis zur Bundeswehr der »Zeitenwende«.

Gäbe es mehr Stammische, gäbe es womöglich weniger AfD: Die Titelgeschichte unseres kulinarischen Kulturmagazins Effilee, das an diesem Freitag erscheint, widmet sich der Krise des deutschen Gasthauses – und kommt zu dem Schluss, dass Menschen sich in ihrer Filterblase auch deshalb radikalisieren, weil ihnen der Austausch mit Andersdenkenden beim gemeinsamen Bier fehlt.

Bundestrainer **Julian Nagelsmann** will bei der Fußball-WM den Titel holen. Warum das keine leichte Aufgabe ist, steht in DEIN SPIEGEL, dem Nachrichten-Magazin für Kinder. Außerdem: Sportmoderatorin **Esther Sedlacek** im Kinder-Interview. Die Ausgabe erscheint am Donnerstag.



# INHALT

## TITEL

- 8 Nationalsozialismus** Wie die Veröffentlichung der NSDAP-Kartei den Blick auf die Vergangenheit verändert
- 15** So funktioniert das Recherchetool des SPIEGEL zur Hitler-Partei
- 16 Schuld** SPIEGEL-Leserinnen und -Leser erzählen, was sie durch ihre Recherche über ihre Vorfahren erfuhren

## POLITISCHE BÜHNE

- 20** CDU-Linker und SPD-Konservative fordern Frieden in der Koalition | Schadensersatz wegen reservierter Urlaubsliegen | Die da oben

## DEUTSCHLAND

- 6 Leitartikel** Warum Schwarz-Grün eine gute Alternative wäre
- 26 Koalition** Miserables Management der Regierung



[M] DER SPIEGEL; Foto: Fotoarchiv für Zeitgeschichte / akg-images

## War Opa Nazi?

**Titel** Die digitale NSDAP-Mitgliederkartei entlarvt deutsche Familienlügen. Aus Vorfahren werden Täter und Mitläufer, ein Land muss seine Vergangenheit neu prüfen.

Seiten 8, 15, 16

- 30 Parteien** AfD-Politiker mit Stasi-Vergangenheit
- 32 EU-Parlament** Die sonderbaren Beschäftigungsverhältnisse der CSU-Abgeordneten Angelika Niebler
- 34 Affären** Missbrauchsskandal bei der Wohltätigkeitsorganisation SOS-Kinderdorf
- 37 Justiz** Wie eine deutsche Islamistin IS-Terroristen im Gefängnis half
- 38 Glaube** Religiöse Konflikte mit streng muslimischen Schülern fordern Schulen heraus

## DEBATTE

- 42 Familie** Ein pauschales Verbot der Leihmutterschaft ist nicht gerechtfertigt

## AUSLAND

- 44 USA** Wie der einstige Trump-Fan Tucker Carlson sich gegen ihn in Stellung bringt



Gene Glover / DER SPIEGEL

### Julia Klöckner

Die Bundestagspräsidentin kämpft gegen die schlechte Stimmung im Land.

Seite 56



Gage Skidmore / ZUMA Press Wire / IMAGO

### Tucker Carlson

Der frühere Fan von Donald Trump wendet sich öffentlich gegen ihn.

Seite 44



Francesca Mantovani / Gallimard / opale.photo / IMAGO

### Karine Tuil

Die französische Starautorin erzählt vom Machtverlust eines Politikers.

Seite 90



- 48 Syrien** Assads früherer Folterknecht begegnet vor Gericht den Müttern seiner Opfer
- 50 Venezuela** SPIEGEL-Gespräch mit dem Sohn des entführten Staatschefs Nicolás Maduro
- 53 Ukraine** Der Koch Jewhen Klopotenko verwendet nur heimische Zutaten
- 54** Israel lässt der Siedlergewalt gegen Palästinenser freien Lauf | Korrespondenten-kolumne aus London

## REPORTER

- 56 Karrieren** Bundestagspräsidentin Klöckner kumpelt durch das politische Berlin
- 63 Homestory** Warum mich indische Gewürze durch mein Leben begleiten

## WIRTSCHAFT

- 64 Kultmarken** Abstiegsangst beim Sammelbildchenhersteller Panini
- 67 Zugverkehr** Bahnfahren könnte teurer werden
- 68 Industriepolitik** Sind die Subventionen für den Chipkonzern Infineon gut angelegt?
- 72 Online-Finanzwetten** Autor Alexander Hurst erklärt, warum Männer zu viel zocken
- 74** Panzerhersteller interessiert sich für Mercedes-Werk | KI-Hype stützt Börsenboom

## WISSEN

- 76 Flugabwehr** In einem Wald in Deutschland wird eine neue Laserwaffe getestet
- 79 Health** Was sich hinter dem Trend der »anti-inflammatorischen Ernährung« verbirgt



Jens Krick / Flashpic / picture alliance

## Reformen für Deutschland, nächster Versuch

Kanzler Merz und sein Vize Klingbeil wollen die Koalition mit einem großen Gesetzespaket aus der Krise führen.

Seite 26



Moritz Küster / DER SPIEGEL

## Besuch beim Drohnenkiller

An einem geheimen Ort testet eine deutsche Firma eine neue Laserwaffe. Die Bundeswehr ist interessiert.

Seite 76



Fiorella Baldissari / DER SPIEGEL

## Was wird aus Panini?

Noch läuft die Produktion beim italienischen WM-Sticker-Hersteller auf Hochtouren. Doch die Zukunft ist ungewiss.

Seite 64

- 82 Humor** Kann künstliche Intelligenz lustig sein?
- 84** Wutsmileys am Arbeitsplatz | Notizbuch aus mittelalterlicher Latrine

## KULTUR

- 86 Affären** Warum musste der ORF-Generaldirektor gehen?
- 90 Literatur** Karine Tuil schreibt über das Scheitern von Frankreichs linker Elite
- 92 Gesellschaft** Literaturwissenschaftler Albrecht Koschorke analysiert im SPIEGEL-Gespräch die Krise des liberalen Westens
- 96 Reality-TV** Aleks Petrović ist der meistgehasste Mann im Trashfernsehen
- 97 Pop** Udo Lindbergs problematische Texte
- 98 Journalismus** SPIEGEL-Reporter Alexander Kühn hadert mit dem Älterwerden
- 102 Kino** »Glennkill: Ein Schafskrimi« mit Hugh Jackman und Emma Thompson
- 103** Serie »Unconditional« | Roman »Alle meine Mütter«

## SPORT

- 104 Sexuelle Gewalt** Ein Hamburger Segeltrainer missbrauchte jahrelang Kinder und Jugendliche
- 109** Randsportart High Heel Racing | Haltungsnote: Manuel Baum
- 29** SPIEGEL-TV-Programm
- 95** Bestseller
- 110** Impressum, Leserservice
- 111** Nachrufe
- 112** Personalien
- 114** Posteingang
- 116** Hohlspiegel
- 117** Familienalbum
- 118** Niemals geht man so ganz

# Besser Schwarz-Grün

*Die Union sollte schleunigst ihr Verhältnis zu den Grünen entspannen, denn sie braucht eine Alternative zu einer Koalition mit der SPD.*

Von Sebastian Fischer

Kündigt sich ein politischer Wetterwechsel an? In der Union sprechen sie plötzlich ein wenig freundlicher über die Grünen. Die wiederum mühen sich öffentlichkeitswirksam, das linke Image abzustreifen, zeigen sich wirtschaftsfreundlich. Die zarten Zeichen der Zuneigung bei Schwarzen und Grünen lassen aufmerken.

Denn bei Schwarz-Rot passt es nicht, das zeigt sich Woche für Woche aufs Neue. Zuerst ist da die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Einerseits gibt die Bundesregierung vor, das ganz große Rad zu drehen, die Demokratie gegen die Rechtsextremen zu verteidigen. Andererseits verzettelt sich die Koalition in Streitereien über nötige Reformen. Es gilt schon als Erfolg, dass man sich beim letzten Koalitionsausschuss vorgenommen hat, sich in den kommenden Wochen etwas vorzunehmen.

Schwarz-Rot ist in den vergangenen 20 Jahren zum Standardmodell des Regierens in Deutschland geworden, teils aus Bequemlichkeit, teils aus Mangel an Alternativen. Demokratie aber lebt von demokratischen Alternativen. Schwarz-Rot sollte als lagerübergreifendes Bündnis von Partnern mit Volkspartei Charakter nur der Ausnahmefall sein. Falls sich anderweitig keine Mehrheit finden lässt.

Rein rechnerisch ist im Moment tatsächlich keine andere Mehrheit jenseits der AfD möglich. Für Schwarz-Grün reicht es nicht und für Rot-Grün-Rot auch nicht. Und doch wird regelmäßig über ein Ende der Koalition spekuliert. Sie müsse bis zum Sommer liefern, heißt es mancherorts, ansonsten könnte es das gewesen sein.

Wie immer es kommt: Die Suche nach Alternativen lohnt sich. Als politische Investition in die Zukunft und als Aufbauarbeit. Neue Bündnisse fallen nicht vom Himmel, Politiker müssen sie strategisch planen. Schwarz-Grün wäre eine solche Option.

Auf Länderebene ausführlich getestet (in Hamburg, Hessen, Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein und als grün-schwarze Variante in Baden-Württemberg), auf Bundesebene in den vergangenen Jahren aber von Unionsleuten als politisches Untergangsszenario inszeniert.

Ändert sich das in diesen Wochen?

Es war ein schwerer strategischer Fehler von CDU und CSU im vergangenen Bundestagswahlkampf, sich die Grünen als »Hauptgegner« (Friedrich Merz) herauszupicken

und ein Zerrbild des demokratischen Mitbewerbers zu zeichnen. Insbesondere CSU-Chef Markus Söder hat das vorangetrieben.

Die Altvorderen der Parteien sind nun die Vorreiter, wenn es darum geht, sich wieder anzunähern. Die früheren CSU-Vorsitzenden Horst Seehofer und Erwin Huber halten den Anti-Grünen-Kurs für falsch, Ex-CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer besuchte zuletzt eine Grünenklausur, Seehofer huldigte dem Grünen Winfried Kretschmann zu dessen Abschied aus dem Ministerpräsidentenamt.

Zugleich kommen sich Schwarze und Grüne thematisch näher. Nicht mehr nur in der Außenpolitik, etwa bei der Unterstützung der Ukraine, sondern auch in der Wirtschafts-

und Arbeitsmarktpolitik wird das nun deutlich. Anders als die SPD zeigen sich die Grünen gesprächsbereit für schmerzhaft Reformen, etwa beim Kündigungsschutz. Längst sind sie die Partei der Besserverdienenden. Und die Migrationsfrage? Hier passen Union und SPD zwar besser zusammen, haben das Thema aber vorerst abgeräumt.

Die CDU/CSU-Bundestagsfraktion unter Jens Spahn galt bislang nicht als Nährboden für Schwarz-Grün. Einen kleinen Kreis von Unionsabgeordneten, der sich mit Grünenabgeordneten austauscht, gibt es aber auch hier.

Der Amtsantritt des Grünen Cem Özdemir als Ministerpräsident in Baden-Württemberg kann den Gedankenspielen über die neu-bürgerliche Koalitionsvariante zudem Auftrieb geben – vorausgesetzt, die Grünen folgen dem pragmatischen Kurs Özdemirs.

Für manche wird das ein weiter Weg, vielen jüngeren Grünen in der Fraktion gilt Linkenfraktionschefin Heidi Reichinnek als Wunschpartnerin.

Für all das wird es eine überzeugende Erzählung brauchen, ein Projekt für Schwarz-Grün, das als Kitt dienen kann. Die neue Ostpolitik war dies einst für die Sozial-Liberalen, die Gestaltung der Einheit für Schwarz-Gelb oder die gesellschaftliche Modernisierung für Rot-Grün. Unmöglich ist das also nicht. Und was wäre ansonsten die Alternative?

Als sich in Österreich Ende der Neunzigerjahre Rote und Schwarze nach langen Jahren in der Großen Koalition aufgerieben hatten, öffneten die Konservativen den Rechtsradikalen von der FPÖ das Tor zur Macht. Das darf kein Vorbild für Deutschland sein.

5



CSU-Chef Söder, Grüner Özdemir 2023



11FREUNDE

# DER 11FREUNDE RUCKSACK

Jetzt exklusiv, streng  
limitiert und versand-  
kostenfrei bestellen:  
Der *11FREUNDE-*  
*Rucksack von hummel*,  
randvoll gefüllt  
mit unseren  
Lieblingsprodukten  
für die nächste Aus-  
wärtsfahrt:

→ [shop.11freunde.de](https://shop.11freunde.de)



Mega Deal: 10 Produkte + 1 Rucksack im Wert von 200€ für nur 99€. Nur in limitierter Auflage.



TITEL

Fahenschwenker bei NSDAP-  
Parteitag in Nürnberg 1937

# Das Lügen hat ein Ende

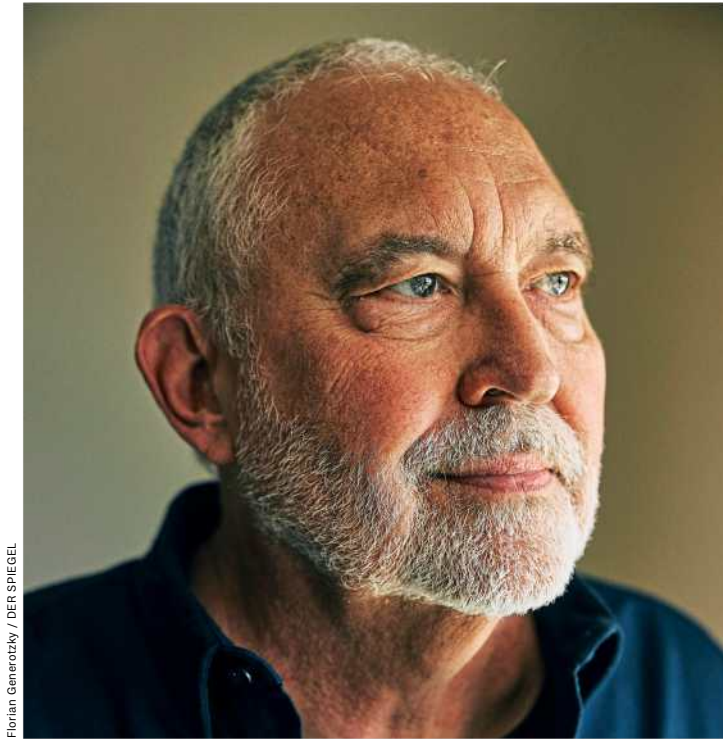




### Nationalsozialismus

Mehr als zehn Millionen Menschen waren einst in der Hitler-Partei, die meisten verschwiegen es ihr Leben lang. Jetzt ist die Mitgliederkartei online, und mit ein paar Klicks sind Opa oder Oma entlarvt. Was macht das neue Wissen mit dem Land?





Florian Generotzky / DER SPIEGEL



Florian Generotzky / DER SPIEGEL

**Rechercheur Bönnte, Zufallsfund beim Onkel:** »Dass wir einen Täter in der Familie hatten, war für mich ein Schock«

Andreas Bönnte breitet auf dem Esstisch Nazi-Devotionalien seines Großvaters aus: einen Nürnberger Tischadler aus Metall auf einem Marmorsockel, die Schwingen weit, sitzt er auf einem Hakenkreuz, etwa 20 Zentimeter hoch. Daneben ein Ministahlhelm, Kriegsauszeichnungen, zwei Parteiabzeichen: eines vom Opa, eines von der Oma.

Gefunden hat der Münchner Journalist und Politikwissenschaftler den Nazi-Nippes in zwei Kartons im Haus seines verstorbenen Onkels, nebst Hunderten Dokumenten und Fotos. Sie zeigen den Großvater, Peter Wiborg, lachend mit gerecktem Arm 1933 bei einem Soldatentag. Oder in trauter Runde mit Viktor Lutze, Stabschef der Sturmabteilung (SA), dem paramilitärischen Schlägertrupp, der eng an Hitlers Partei NSDAP angebunden war.

»Ich wusste, dass es Mitglieder der Familie gab, über die nicht gesprochen wurde«, sagt Bönnte. »Aber dass wir einen Täter in der Familie hatten, war für mich ein Schock.«

Der 67-jährige Bönnte, lange in leitenden Funktionen beim Bayerischen Rundfunk tätig, hat sich auf die Suche begeben. Seine Recherche erscheint im Sommer in einem Buch mit dem Titel »Die Vergangenheit in mir«.

Nach einer langen Suche in Archiven weiß Bönnte nun, dass Opa Peter Karriere in der SA machte. In Rheine nördlich von Münster stieg er zum zweiten Mann in dem Verband auf. Am 9. November 1938, als die Nazis

überall Synagogen zerstörten, war es Großvater Wiborg, der die SA-Männer in Rheine zusammentrommelte und das Benzin organisierte. Mit einem Beil schlug er die Eingangstür zum Gotteshaus ein, so konnte es Bönnte in Gerichtsakten nachlesen. Der SA-Trupp zündete das Mobiliar an, setzte die Synagoge in Flammen.

Der Terror an diesem Tag war ein Startschuss für den Holocaust. »Und mein Großvater war dabei«, sagt Bönnte.

Um seinen Vorfahren auf die Spur zu kommen wie Andreas Bönnte, muss heute niemand mehr Dachböden durchforsten, in Schatullen oder vergilbten Papieren kramen. Es braucht nicht viel mehr als Opas Namen und eine Internetverbindung: Im März haben die National Archives, das US-Nationalarchiv, alle verbliebenen Mitgliedskarten der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) erstmals ins Netz gestellt.

Seitdem sind rund zwölf Millionen Karteikarten digital verfügbar, samt Eintrittsdatum und Mitgliedsnummer, mitunter auch mit Fotos. Mehr als zehn Millionen Männer und Frauen traten der NSDAP bei, am Ende des Zweiten Weltkriegs war mehr als jeder zehnte Bürger Parteigenosse. Von etwa 80 bis 90 Prozent der NSDAP-Mitglieder dürfte es noch Karteikarten geben, die die ursprünglich angeordnete Zerstörung des Konvoluts überstanden haben.

Nach den ersten Medienberichten über die Datenbank brachen die Server des US-Nationalarchivs mehrfach unter dem Ansturm der Wissbegierigen zusammen. Etwa 1,5 Millionen Anfragen habe es gegeben, berichtete die »Tagesschau« im April. Das Rechercheergebnis indes dürfte manchen Nutzer frustriert haben: Die Eingabe fördert oft Dokumente mit Tausenden Seiten digitalisierten Mikrofilms zutage.

Deshalb hat der SPIEGEL den Archivinhalt übernommen und eine eigene Datenbank gebaut. Sie macht die Suche einfacher und übersichtlicher, darüber hinaus liefert sie Hintergrund und weiterführende Informationen. Seit der Veröffentlichung des Tools wurden rund 2,3 Millionen Suchanfragen von eingeloggten Abonnenten gestellt. Hunderte Zuschriften erreichten die Redaktion, in denen Leserinnen und Leser von ihren Suchergebnissen berichteten oder mit Hinweisen auf Fehler dabei halfen, die Datenbank zu verbessern.

Die, die in der Nazi-Kartei nun die Namen ihrer Vorfahren finden, haben die Arbeit noch vor sich, die Bönnte bereits erledigt hat: der ganzen Familiengeschichte im Nationalsozialismus hinterherrecherchieren. Die Karten liegen jetzt buchstäblich offen da, man muss nur hinschauen wollen.

**Gehen die Deutschen jetzt** den letzten, für viele schmerzlichen Schritt bei der Aufarbeitung ihrer mörderischen Geschichte? Mar-



kiert das Interesse an der Mitgliederkartei den Willen der Enkel und Urenkel, 81 Jahre nach dem Ende der Schreckensherrschaft endlich reinen Tisch zu machen?

Der Abgrund, der bisher in der bundesdeutschen Erinnerungskultur klaffte, war tief: zwischen dem Wissen um die Gräueltaten der Nationalsozialisten und der Einsicht, dass die eigenen Vorfahren möglicherweise welche waren, jedenfalls wenn sie zwischen 1933 und 1945 in deutschen Gebieten lebten. Mindestens, indem sie es möglich machten, dass dieses Terrorregime ohne nennenswerten Widerstand aus der Breite des Volkes sein Vernichtungswerk vollbringen konnte.

Bislang feiern sich viele Deutsche als Weltmeister der Vergangenheitsbewältigung; Kritiker der Erinnerungskultur wie der Soziologe Michal Bodemann sprechen indes lieber von einem »Gedächtnistheater«. Besonders die braunen Flecken in der eigenen Familiengeschichte wurden lange übersehen, verdrängt, ignoriert, das belegen zahlreiche Untersuchungen, etwa die »Memo«-Studienreihe der Universität Bielefeld. »Jahrzehntelang«, heißt es in der jüngsten

## »Die Vergangenheit wurde weggeschlossen.«

Aleida Assmann, Kulturwissenschaftlerin

»Memo«-Untersuchung vom vorigen Jahr, wichen »die meisten Deutschen einer Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte« aus.

»Erfreulich« findet deswegen die Ärztin, Psychotherapeutin und Auschwitz-Überlebende Eva Umlauf, 83, den Ansturm auf die Mitgliederkartei. »In vielen Familien hat man die Täterschaft lange, lange geleugnet«, sagt sie. »Jetzt wird man nicht länger angelogen.«

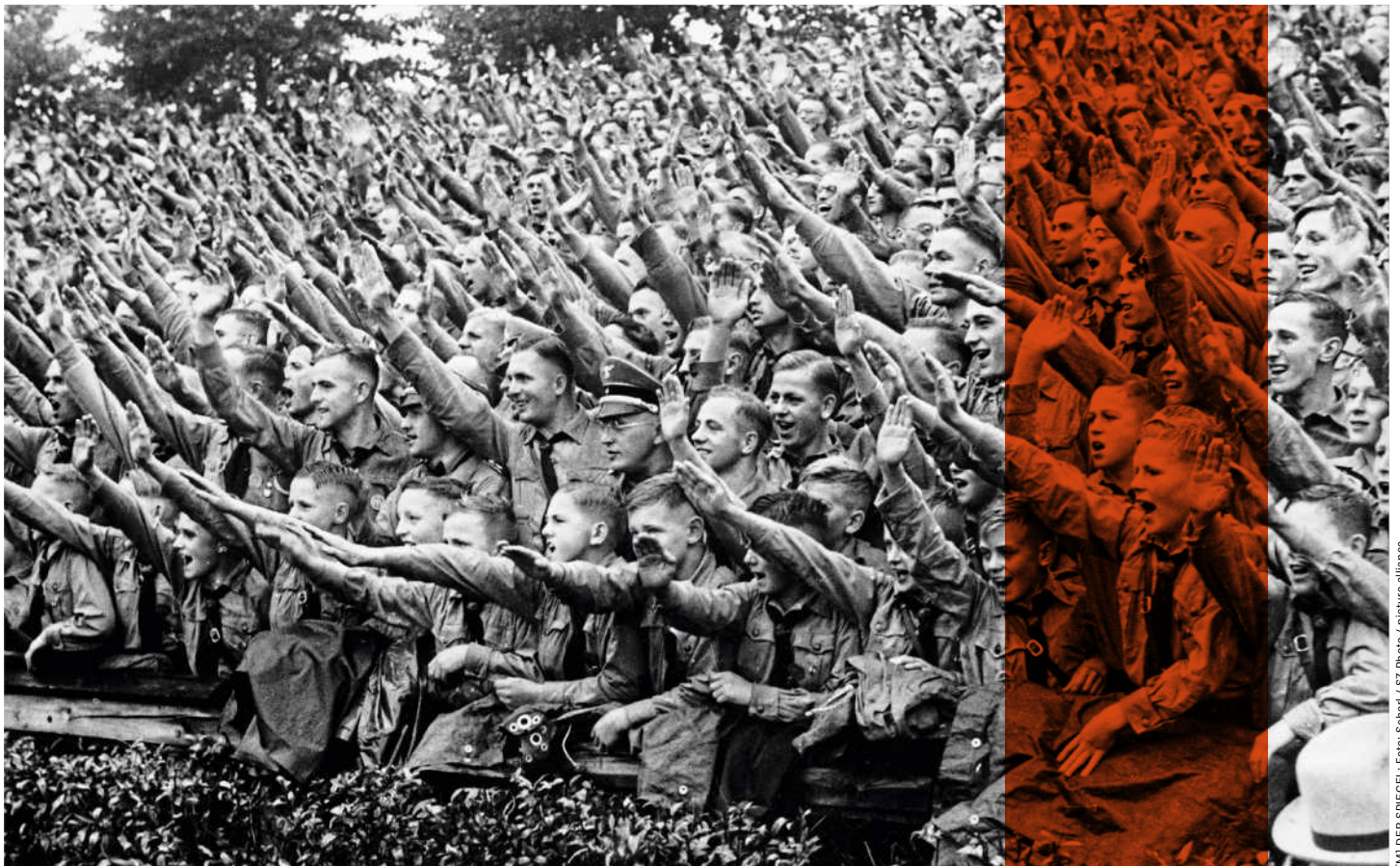
Dass die Nazi-Kartei in jedermanns Reichweite gelangt sei, bedeutet für die Kul-

turwissenschaftlerin Aleida Assmann »einen erheblichen Wandel unserer Erinnerungskultur«. Denn bislang seien dafür im Wesentlichen Stellvertreter in Kultur und Politik zuständig gewesen. »Jetzt ist es die Sache von jeder und jedem Einzelnen, sich selbst zu informieren und damit auseinanderzusetzen.«

Oder sprechen die hohen Zugriffszahlen auf die Datenbank für ein Strohfeuer, getrieben schlicht von der Neugier Spätgeborener? »Erinnerungskultur wird genau dann besonders intensiv betrieben, wenn sie einen selbst nichts mehr kostet«, sagt der Autor und Antisemitismusforscher Max Czollek. Der Historiker Heinrich August Winkler fragt sich, »ob das Ganze nicht ein vorübergehender Hype« sei. »Eine neue Qualität der Erinnerung«, sagt er, »kann ich nicht erkennen.«

**Die Zeit der Lebenslügen** begann mit der »Stunde Null«: 8. Mai 1945, Weltkriegsende, vor 81 Jahren. Der Wiederaufbau und der Wohlstand, der sich überraschend schnell einstellte, beruhten auf einem unausgesprochenen Konsens: »Damals hat man sich ent-

Angehörige der Hitlerjugend bei Parteitag in Nürnberg 1937: Wollen die Enkel und Urenkel endlich reinen Tisch machen?



schieden, alles Neue auf Schweigen zu gründen«, sagt Aleida Assmann. »Die Vergangenheit wurde gut verpackt und weggeschlossen.«

Braune Seilschaften arbeiteten weiter in der Verwaltung, im öffentlichen Dienst, bei der Justiz, allein schon weil man meinte, nur so das Land am Laufen halten zu können. Lediglich die westlichen Siegermächte störten den Frieden mit ihren Entnazifizierungsverfahren, die viele Deutsche als Gängelung und Siegerjustiz ablehnten. Millionen mussten Fragebögen ausfüllen und in Spruchkammernverfahren Auskunft über ihre Rolle im NS-Staat geben. Die ehemaligen Parteimitglieder behelfen sich mit eidesstattlichen Entlastungsschreiben, »Persilscheine« genannt, weil diese sie von brauner Schuld reinwaschen sollten.

Um Wissenslücken und Halbwahrheiten herum schummelten und logen sich die Mittäter ihre Welt zurecht. Immer schon waren sie Nazi-Gegner gewesen, allerhöchstens Befehlsempfänger ohne Handlungsspielraum. Verantwortlich war in dieser Rechtfertigungslogik am Ende nur einer: Hitler.

## »Es wurde eine Achterbahnfahrt der Gefühle.«

Andrea Budde, Angehörige

Die Zeit des Schweigens besonders in den Fünfziger- und Sechzigerjahren müsste besser aufgearbeitet werden, sagt die Historikerin Stefanie Schüler-Springorum, Direktorin des Zentrums für Antisemitismusforschung an der Technischen Universität Berlin. Erst in den Achtzigerjahren begann sich zu entwickeln, was wir heute »Erinnerungskultur« nennen. Doch diese, sagt Aleida Assmann, sei auf die jüdischen Opfer zentriert gewesen, nicht auf die deutschen Täter. »Die Erforschung der NS-Beteiligung ist zurückgestellt worden.« Was weitere

40 Jahre Schweigen hervorgebracht habe. »Dieses Schweigen wird jetzt gebrochen, durch die NSDAP-Mitgliedskarteien«, so Assmann

Historikerin Schüler-Springorum hat selbst in der Kartei einen Großvater entdeckt, von dem sie wusste, dass er im Nazi-Reich Karriere bei der Abwehr gemacht hatte. »Überrascht war ich daher nicht. Aber er hat die Parteimitgliedschaft nach 1945 verschwiegen, sonst hätte mein Vater mir davon sicher erzählt.« Solche »Leerstellen« vermutet sie »in fast jeder Familie«. Auch weil häufig Unsicherheit und Angst vor Konflikten ein offenes Gespräch verhierten.

**Andrea und Birgit Budde** kennen diese Furcht vor Familienzweist. Auf der einen Seite sie, die »Terrier«, wie sie von manchen Verwandten genannt wurden. Die wühlen, alles ausgraben. Auf der anderen Seite die Bremser und Verschwäger. Die beiden Schwestern haben sich trotzdem auf den Weg in die Abgründe ihrer Familie gemacht, begannen 2008, nach dem Tod der Mutter, mit der Recherche. Durchgegangen, sagen

**Musterung für Adolf-Hitler-Marsch in Nürnberg 1938:** Wissenslücken und Halbwahrheiten





sie, hätten sie es nur, weil sie zu zweit waren.

»Es wurde eine Achterbahnfahrt der Gefühle«, sagt Andrea Budde, 67, Arbeitsrechtlerin im Ruhestand. »Manchmal wurde es zu viel, war kaum zu ertragen, dann brauchten wir eine Pause«, erzählt Birgit Budde, 64, selbstständige Physiotherapeutin, bei einer gemeinsamen Videokonferenz, zu der sie sich aus Süddeutschland zuschaltet, Andrea aus Berlin.

»Giftschrank« habe ein Onkel die Kisten voller Fotos, Tagebücher und Dokumente, die in seinem Keller lagerten, genannt. Jahre nach dessen Tod bekamen die Schwestern sie in die Hände. Das Bild, das die beiden Buddes bis dahin von ihrer Familie hatten, lag bald in tausend Teilen. Sie mussten es neu zusammensetzen.

Ungläubig lernten sie, dass ihr Großvater, Max Budde, auf Fotos ein kahlköpfiger Brillenträger, der im Arztkittel ernst mit seinen Kindern posiert, jüdische Wurzeln hatte. Einen ersten Hinweis darauf gab es zwar schon länger. Doch erst jetzt konnten sie sich in alle Details eines Familiengeheimnisses vertiefen.

Der Vater ihres Opas Max hieß Menno Mendelssohn und war Besitzer einer Druckerei in Duisburg. 1898 beantragte er, seinen Namen ändern zu lassen. Der Grund: Antisemitismus, Jahrzehnte vor dem Aufkommen des Nationalsozialismus. Budde war der Nachname von Mennos Frau, einer Katholikin. Die Kinder wurden katholisch getauft. Bloß nicht auffallen. Möglichst unsichtbar werden.

Als 1933 die Nazis die Weimarer Demokratie stürzten, diffamierten sie bald die Buddes. Max Budde, erfolgreicher Chirurg und Chefarzt eines Gelsenkirchener Hospitals, geriet ins Visier der NS-Ärzteschaft. Sie wollte den »Halbjuden« loswerden. Zuvor hatte bereits Max älterer Bruder, Chirurg in einem anderen Krankenhaus, seine Arbeit verloren.

Ihr Großvater Max habe zwar seinen Posten als Chefarzt der Klinik und Leiter der Krankenpflegeschule aufgeben müssen, durfte aber wenigstens weiter die Chirurgie leiten, berichten die Schwestern. Einer Deportation sei er nur knapp entkommen. Die Familie geriet in wirtschaftliche Not, musste Immobilien verkaufen. Erst 1957, wenige Monate vor seinem Tod, erhielt ihr Großvater eine eher läppische Wiedergutmachung.

Die anfängliche Wut der Schwestern auf die Eltern und deren Schweigen verflieg während der jahrelangen Recherche. »Sie wollten uns ja schützen, auch wenn es falsch war«, sagt Andrea Budde. Ein bisschen Stolz mischte sich dazu, schließlich gehörten sie nun zu einer Familie mit NS-Verfolgungsgeschichte. »Gleichzeitig hatte ich ein unguutes Gefühl und dachte: Oh Gott, da gibt es ja noch diesen anderen Großvater.«



Jeannette Petri / DER SPIEGEL



Steffen Roth / DER SPIEGEL



Jeannette Petri / DER SPIEGEL

1 | »Giftschrank«-Fotos von Großvater Budde 2, 3 | Schwestern Andrea, Birgit Budde

Heinrich Zimmermann. Von dem es immer geheißen habe, er sei nicht in der NSDAP gewesen, ein erfolgreicher Manager, der immer nur Gutes wollte. Es wäre einfach gewesen, jetzt wegzuschauen, »aber das hätte ich unlauter gefunden«, sagt Andrea Budde.

Ein zweites Familiengeheimnis. Ein zweiter Schock.

Ein erstes Indiz lieferte die NSDAP-Mitgliedskartei, die Einsicht musste Andrea Budde damals noch im Bundesarchiv beantragen. Mitgliedsnummer 3434658, Eintritt am 1. Mai 1933, wenige Wochen nach Hitlers Machtübernahme.

Der Bankkaufmann machte schnell Karriere, profitierte, so die Recherchen der

Schwestern, von der Arisierung einer Berliner Bank, wechselte Anfang der Dreißigerjahre in die boomende Rüstungsindustrie. Er war im Vorstand der Ost-Faser-Gesellschaft, die über eine Tochterfirma Textilien aus Ghettos etwa in Riga, Wilna, Minsk bezog. Fotos aus einem Ost-Faser-Reisealbum zeigen Heinrich Zimmermann, wie er – vermutlich 1943 – mit einem Chauffeur durch die besetzten Ostgebiete fährt.

»Er war kein Schreibtischtäter, sondern auch selbst vor Ort«, sagt Birgit Budde, das belegten Akten. In den letzten Kriegsjahren war Zimmermann kaufmännischer Direktor der AGO Flugzeugwerke im heutigen Sachsen-Anhalt. Um den Luftangriffen der Alli-



ierten zu entgehen, produzierte eine Zweigstelle der AGO in Hadmersleben unter Tage. Dabei kamen Zwangsarbeiter aus einem Außenlager des Konzentrationslagers Buchenwald zum Einsatz, viele Häftlinge starben. Auch für das unterirdische »Reichsmarschall Hermann Göring«-Werk in Thüringen war er tätig. »Zuzusehen, wie Menschen versklavt wurden, gehörte zu seinem Alltag«, sagt Budde.

Nach 1945 fand Heinrich Zimmermann zahlreiche Fürsprecher aus der Industrie, die ihm eine Gegnerschaft zu den Nazis bescheinigten. Sogar Heinrich Lübke, der spätere Bundespräsident, setzte sich für ihn ein: Zimmermann habe sich in einem beruflichen Umfeld bewegt, das sich »im scharfen politischen Kampf« gegen die NSDAP befand.

Im Entnazifizierungsverfahren 1946 log Zimmermann offenbar. Er gab an, erst 1937 in die NSDAP eingetreten zu sein. Weil das aufflog, kam es zu einem weiteren Spruchkammerverfahren. Seine Frau beteuerte, er sei »immer Gegner der nazistischen Weltanschauung« gewesen und der Partei nur beigetreten, damit der »Ärger«, den die Nazis ihm machten, endlich aufhöre. Er selbst behauptete, man habe ihn ohne sein Wissen »hinterrücks vordatiert«.

»Es ist schwer zu ertragen, wie er mit allen Mitteln versuchte, sich der Verantwortung zu entziehen«, sagt Birgit Budde. Letztlich mit Erfolg. Schließlich wurde Zimmermann 1948 als Mitläufer eingestuft. Er zahlte ein Sühnegeld von 500 Reichsmark.

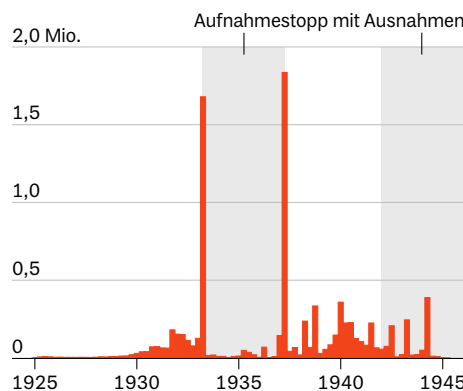
Einmal, 1957 bei der Hochzeit ihrer Eltern, begegnen sich die Großväter. Die Feier, so wird es in der Familie erzählt, endet mit einem Eklat. »Unsere Großmutter Zimmermann weinte angeblich die ganze Nacht, weil sie etwas Schreckliches erfahren hat«, erzählt Andrea Budde. »Wir vermuten, es war die jüdische Herkunft von Opa Max.«

**Was treibt all die neuen Rechercheure** in Sachen Familienschuld und -scham, die jetzt die Server des US-Nationalarchivs in die Knie zwingen? Max Czollek glaubt an eine Art verdrehte Persilschein-Logik: »Je tiefer die deutsche Gesellschaft in die NS-Vergangenheit verstrickt war, desto beeindruckender wirkt die Aufarbeitung.« Es gehe um »die eigene Wiedergutwerdung«, sagt er. »Der Kontrast strahlt umso heller, je dunkler die Vergangenheit wird.«

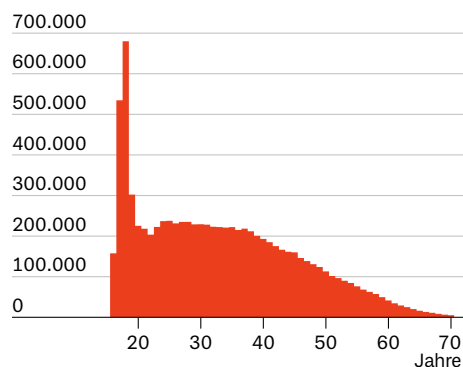
Czolleks Verdacht findet einen Widerhall im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald: »Es kommt vor, dass jemand bei uns in der Gedenkstätte nachfragt und erfährt: Der Großvater war zwar SS-Mitglied, aber wir können ihm keine konkrete Beteiligung an Morden nachweisen«, berichtet der Leiter der dortigen Gedenkstätte, Jens-Christian Wagner. »Dann spürt man fast so etwas wie Enttäuschung.« Es gehe da offenbar um den »Versuch, der eigenen Biografie dadurch

## Massenpartei

Neueintritte in die NSDAP pro Quartal\*



Mitglieder nach Alter bei Eintritt in die NSDAP\*



\* in der vom SPIEGEL aufbereiteten Nazi-Kartei

■ Quellen: US-Nationalarchiv, eigene Auswertung

Bedeutsamkeit zu verleihen, dass der Großvater an einem Menschheitsverbrechen beteiligt gewesen sein soll«.

Häufiger ist aber wohl der andere Fall. »Wenn's ans Eingemachte geht«, sagt die Historikerin Schüler-Springorum, »dann wollen viele Familien das auch heute lieber nicht so genau wissen.« Mit dem »Eingemachten« meint sie unrechtmäßig angeeigneten Besitz von deportierten oder ermordeten Juden. Es sei eine Sache, nach einer NSDAP-Mitgliedschaft in einer Suchmaske zu fahnden. Und eine andere, die Wurzeln des eigenen Wohlstands zu hinterfragen.

**»Wie könnte ich nicht alarmiert sein?«**

Eva Umlauf, Holocaust-Überlebende

Es stellen sich dann Fragen wie die nach der Herkunft des Rosenthal-Porzellans mit dem Goldrand aus den Zwanzigerjahren. Woher kommt die Familienvilla? Uropa war Nazi, sagt die Mitgliedskartei, aber wer traut sich, Großpapi danach zu fragen, wenn dikes Erbe lockt?

Es gibt aber auch Hoffnung auf ehrliches und tiefes Rechercheinteresse. Der SPIEGEL hat alle Landesarchive gefragt, ob sie nach der Freigabe der NSDAP-Datenbank häufiger angefragt wurden. An diese Archive wendet sich, wer Einsicht in Entnazifizierungsakten beantragen will. Es ist der nächste Schritt nach einem Treffer in der NSDAP-Kartei. 13 Landesarchive haben die Frage beantwortet, 7 gaben an, dass sich die Zahl der Anfragen spürbar erhöht hat. Manche Nutzerinnen und Nutzer beziehen sich »direkt auf Hinweise aus der NSDAP-Kartei«, teilt das Landesarchiv Bayern mit. Von einem »sprunghaften Anstieg« überwiegend von Nachfahren spricht das Landesarchiv in Baden-Württemberg.

»Viele auch der Urenkel merken, dass in ihrer familiären Biografie etwas nicht stimmt«, sagt Alexandra Senfft vom Arbeitskreis für Intergenerationelle Folgen des Holocaust, einem Dialogverein für Nachkommen von NS-Tätern und Opfern. »Sie suchen Aufklärung.« Der Arbeitskreis zähle inzwischen mehr als 200 Mitglieder. Häufiger Grund für die Kontaktaufnahme: Sie seien »über die politischen Verhältnisse sehr beunruhigt«.

»Genau so fängt es an«, heißt das neue Buch der Holocaust-Überlebenden Eva Umlauf. »Wie könnte ich nicht alarmiert sein?«, fragt sie bei einem Videocall mit dem SPIEGEL. Die AfD sei eine echte Gefahr, und die rechtsextreme Partei bekomme immer mehr Zulauf. »Ich sehe sehr viele Parallelen zum Aufstieg der NSDAP«, sagt Umlauf. Antisemitismus und Rassismus seien wieder salonfähig geworden. Neulich habe eine langjährige Freundin allen Ernstes behauptet, die Juden seien reich geworden, weil die Deutschen so viel Wiedergutmachung zahlen mussten. Die Freundin sei inzwischen keine mehr.

Eva Umlauf hofft, dass die Beschäftigung mit der braunen Vergangenheit über die NSDAP-Mitgliedskartei in den Familien zu einem besseren Geschichtsverständnis führt. »Unsere Erinnerungskultur beschränkt sich häufig darauf, um die Opfer zu trauern«, sagt auch Gedenkstättenleiter Wagner. »Sie fragt zu selten danach, wer die Menschen eigentlich zu Opfern gemacht hat, setzt sich zu wenig mit den Täterinnen und Tätern auseinander.« Daher wäre es gut, findet der Historiker, wenn die Öffnung der Kartei dazu beitragen würde, dass die breite Mitmachbereitschaft der deutschen Gesellschaft stärker ins öffentliche Bewusstsein rückt. »Ich fürchte allerdings, dass das nicht passieren wird.«

Wer die »Mitmachbereitschaft« der Vorfahren über die Mitgliederkartei und Persilscheine hinaus verstehen will, kann sich die Doku »Das Ungesagte« ansehen, die seit November in Programmkinos und Schulen gezeigt wird. Neun sehr betagte Zeitzeugen lassen darin ihrer damals jugendlichen Begeisterung für Hitler, den BDM, das Vaterland noch einmal freien Lauf, auch zwei jüdische Zeitzeugen erzählen ihre Geschichte.

Es ist ein ungewöhnlicher Film, weil er die Protagonisten ungebremt über die faschistische Alltagskultur schwärmen lässt, keine Stimme aus dem Off erklärt, ordnet ein, urteilt. Die durchaus sympathischen Zeitzeugen rücken den Zuschauern auf seltsame Weise nah, man fängt an, sie zu verstehen. Bis sich eine Beklemmung einschleicht, ein Störgefühl: Sind die immer noch mit sich im Reinen? Trotz Krieg und Holocaust? Das Warten des Zuschauers auf Reue, Scham, vielleicht Empathie mit den Opfern ist, in den meisten Fällen, vergebens.

Es wird klar: All das jahrzehntelang Ungesagte, es lebte in den Mitläufern, den Tätern und Familien unter der Decke des Schweigens weiter, es ist noch da. Unbearbeitet, fast trotzig. Damit muss klarkommen, wer weiter forscht als bis zu Opas Mitgliedsausweis.

**Andreas Bönnte wollte nachvollziehen**, warum sein Großvater, der SA-Mann aus Rheine, zum Antisemiten und Täter geworden ist. Die Fronterfahrung im Ersten Weltkrieg mag eine Rolle gespielt haben, aber auch Mitgliedschaften in radikalen Verbänden wie dem »Stahlhelm« oder einem völkischen Handlungsgehilfenverband, dem Peter Wiborg schon 1921 beitrug.

Auch für das Schweigen seiner Mutter fand er eine Erklärung. Sie hatte ihren Vater, Böntes Opa, im Dezember 1944 tot in einer Blutlache im Keller gefunden. Der SA-Mann hatte sich noch vor Kriegsende mit seiner Dienstwaffe erschossen.

Andrea Budde fremdelte lange mit ihrem ambivalenten Erbe, gleichzeitig Nachfahrin eines NS-Opfers und eines NS-Täters zu sein, wusste nicht, auf welche Seite sie gehörte. Heute sehe sie ihr doppeltes Erbe eher als Stärke; ihre Schwester nickt. »Ich glaube, dass so etwas in sehr vielen Familien vorkommt«, sagt Birgit Budde. »Nur die wenigsten beschäftigen sich damit.«

So schmerzhaft die Aufarbeitung ihrer Familiengeschichte auch war: Die Schwestern sind froh, diesen »langen, schwierigen Weg« gegangen zu sein. »Das Gepäck wird leichter«, sagt Birgit Budde. Der Blick in die nun digitalisierte NSDAP-Mitgliedsdatei könne ein erster »Sprung« sein heraus aus dem Nebel der langlebigen Familienlegenden. »Wir hoffen, dass ihn viele wagen.«

Felix Bohr, Rafaela von Bredow, Jan Friedmann, Christoph Gunkel, Katja Iken, Eva-Maria Schnurr **S**

## RECHERCHE

# So funktioniert die »Nazi-Kartei« des SPIEGEL

Wer in meiner Familie war Mitglied in der NSDAP? In der neuen digitalen SPIEGEL-Datenbank können Sie gezielt nach Namen suchen.

Der SPIEGEL hat für die NSDAP-Mitgliederkartei ein digitales Recherche-Werkzeug geschaffen. Unser Ziel: die Suche in den Akten für Sie so einfach wie möglich zu machen, dabei Fehler zu minimieren – und Ihnen sinnvolle Treffer zu liefern.

Die Dateien zu den rund zwölf Millionen Karteikarten aus dem US-Nationalarchiv wurden dafür heruntergeladen, mit künstlicher Intelligenz ausgelassen und in eine Datenbank überführt. Erstmals können Sie damit in Sekunden durchsuchen, was zuvor nur mit großer Mühe in Archiven zugänglich war. Zu jedem Treffer liefern wir Ihnen Hintergrund und historischen Kontext in automatisch erstellten Dossiers, die Sie mit Freunden und Bekannten teilen können.

Mit der smarten SPIEGEL-Suche können Sie selbst dann Akten finden, wenn Sie den Namen Ihres Uropas nur ungefähr wissen oder das genaue Geburtsjahr nicht kennen. Die Suche ist tolerant: Sie vergibt Tippfehler und Ungenauigkeiten. Sie müssen nicht mit einem Namen starten, sondern können direkt nach Orten oder Geburtsjahrgängen suchen. Die tolerante Suche führt aber auch dazu, dass Sie Treffer bekommen, die Ihrer Suchanfrage nur ähneln. Es kann sich also lohnen, sich auch diese Karten anzugucken.

Über die Parteikartei hinaus verknüpft das Recherche-Tool in manchen Fällen weitere Quellen: Entnazifizierungsakten aus mehreren Landesarchiven, Urteile in Kriegsverbrecherprozessen, Listen der Träger des Goldenen Parteiabzeichens sowie biografische Einträge aus Wikipedia. In Tausenden Fällen lassen sich so zusätzliche Dokumente zu einzelnen Parteimitgliedern aufspüren – von der Spruchkammerakte bis zum späteren Strafurteil.

Trat Ihr Großvater schon vor der Machtübertragung an Hitler im Januar 1933 ein, galt er in der Partei als »alter Kämpfer«. Beantragte er sie nach der Reichstagswahl im März 1933, wurde

er wahrscheinlich als »Märzgefallener« verspottet.

Wenn Sie im Tool keinen Treffer finden, heißt das nicht automatisch, dass es keine Karteikarte zu Ihrer gesuchten Person gab. Manche Originalkarten sind im Krieg oder später verloren gegangen, andere konnten wegen technischer Probleme nicht vollständig ausgewertet werden. Bei einigen Tausend Karten etwa hat das System nur die Nachnamen übernommen. Andere wurden teils von der künstlichen Intelligenz falsch entziffert.

Um Persönlichkeitsrechte zu schützen, filtern wir Datensätze von Personen heraus, die vor weniger als hundert Jahren geboren wurden. Zudem schließen wir Karteikarten aus, die zwar in der Kartei überliefert sind, aber gar keine NSDAP-Mitgliedschaft dokumentieren, etwa Einträge mit dem Stempel »Speer« aus dem Geschäftsbereich des Rüstungsministers Albert Speer. Wo solche Karten dennoch im Datensatz gelandet sind, versuchen wir, dies nachträglich zu korrigieren.

Unser Ziel ist eine quellenbasierte Aufklärung über die Nazi-Vergangenheit – in Ihrer Familie, in Institutionen, in lokalen Geschichten. Die NSDAP-Mitgliederkartei ist dabei ein erster Schritt: ein Einstieg, der Fragen aufwirft, die Sie mithilfe unserer Handreichungen und der Archive vor Ort weiterverfolgen können.

Über den hier abgebildeten QR-Code können Sie die Datenbank in dieser Woche nach einer Registrierung kostenfrei nutzen.

Felix Bohr

**S**



Bei der Suche in den Archiven haben jetzt Hunderttausende Deutsche neue Erkenntnisse über ihre Familien gewonnen, anderen gab die Kartei Gewissheit über ihre eigenen Recherchen. Manche verstören die neuen Erkenntnisse, andere verteidigen ihre Großeltern. In den meisten Fällen beginnen jetzt, 81 Jahre nach Kriegsende, Diskussionen um Familienmythen, die jahrzehntelang immer gleich erzählt wurden und jetzt Risse bekommen.

Sie eint ein Gefühl: Die Geschichte darf sich nicht wiederholen. Deshalb erzählen sie hier die neuen Wahrheiten aus ihren Familien, auch wenn sie schmerzen.

1

**Gerta Rücker, 70, aus Freiburg  
über ihre Tante Grete, NSDAP-Eintritt  
zum 1. Mai 1937 in Hameln**

»Tante Grete war eine prima Frau. Allein stehend, keine Kinder, musikalisch, Geige, Gitarre, ein wenig frech in der Unterhaltung, Streit suchend, temperamentvoll. Sie fürchtete sich vor Spinnen, deshalb haben wir sie als Kinder mit Plastikspinnen zu Tode erschreckt. Sie war Volksschullehrerin, Anthroposophin zwar, Waldorf, aber sie aß keine Körner, es musste Sahnetorte sein. Sie war in keine Schublade zu stecken.

Jetzt habe ich sie in der Kartei gefunden.

Ach, Tante Grete. Es ist ein Unglück, irgendwo. Vielleicht hatte sie als Lehrerin unter Hitler das Gefühl, sie muss da jetzt eintreten. Die neue Zeit eben. Dann hat sie da so mitgemacht, nicht wahr?«

2

**Silke Brüggemann, 56, aus Hamburg  
über ihren Großvater Walter, NSDAP-Eintritt  
am 1. Dezember 1930 in Hamburg**

»Manchmal sitze ich am Frühstückstisch oder stehe im Supermarkt, und plötzlich macht es Plopp in meinem Kopf. Dann denke ich an meinen Opa: Wie viele Tote hat er gesehen, wie viele Menschen hat er selbst getötet? Ich nenne das meine Plopp-Momente. Ich glaube, das ist das Kriegstrauma. Das steckt uns Deutschen in den Genen.

Opa war ein Müller. Er hat Stalingrad überlebt, die Russen haben ihn dort gefangen genommen. 1950 kam er zurück aus der Gefangenschaft, nur Lumpen an den Füßen, mager. Er sagte nie ein Wort.

Er hatte ein Grundstück im heutigen Naturschutzgebiet Zollenspieker bei Hamburg, darauf pflanzte er den Rest seines Lebens Erdbeeren, Tomaten und Stiefmütterchen. Auf dem Grundstück stand ein Schuppen, in den er sich meistens zurück-

# »Ich habe sie alle gefunden. Meine ganze feine Sippe«

**Schuld** SPIEGEL-Leserinnen und -Leser erzählen, was sie durch ihre Recherche in der Nazi-Kartei über ihre Vorfahren erfahren haben.

zog. Er saß da drin und werkelte. Manchmal durfte ich als Mädchen zu ihm in den Schuppen kommen, und wir sangen »Bruder Jakob« im Kanon. So habe ich ihn in Erinnerung. Der Garten in Zollenspieker war mein Bullerbü, dort habe ich meine Sommer verbracht.

Zollenspieker ist nicht weit vom ehemaligen Konzentrationslager Neuengamme. Wir haben Opa jetzt in der NSDAP-Kartei gefunden. Er ist schon 1930 eingetreten, ganz schön früh, finde ich. Seitdem habe ich viele Plopp-Momente. Ich würde ihn gern fragen: Warum hast du das gemacht?

Opa, hattest du was mit dem KZ zu tun?

Warum hast du nichts gesagt?

Opa, ich hoffe, du warst ein Mitläufer.«

3

**Gerd Hermes, 48, aus Hamburg über  
seinen Großvater Paul, NSDAP-Eintritt  
am 1. Februar 1932 in Visbek**

»Wenn ich an meinen Großvater denke, denke ich an einen großen, freundlichen Mann, neben mir stehend, während ich in einem seiner Mirabellenbäume sitze. Oder ich streife durch die leeren Ställe auf seinem Hof, in denen früher erst die Pferde und dann die Schweine gehalten wurden. Mein Urgroßvater und mein Großvater verkauften sie. Sie waren wohlhabende Viehhändler. Später wurde hauptsächlich Obst angebaut.

Ich bin niemals auf die Idee gekommen, dass er NSDAP-Mitglied war, in seinem kleinen Dorf. Nun habe ich herausgefunden, dass er am selben Tag wie sein Vater in die Partei eingetreten ist, im Februar 1932. Noch weit vor der »Machtergreifung«.

Ich stelle ihn mir manchmal vor, wie er vielleicht mit seiner Parteuniform durchs Dorf gelaufen ist, stolz, als wäre es sein Sonntagsanzug.

Wie ich mich fühle, versuche ich gerade herauszufinden – zusammen mit meinen vier Geschwistern. Ich war zuerst total erschüttert und irgendwie auch nicht. Mein Vater, der zwei Jahre nach Kriegsende geboren wurde, habe davon nichts gewusst, sagt er glaubhaft.

Ich will mich der Verantwortung stellen: wissen, woher der Wohlstand aus meiner Familie kam, von dem auch ich profitiere. Meine Geschwister und ich haben eine Signal-Gruppe und tauschen uns da viel aus. Schreiben uns, wenn wir etwas Neues herausfinden. Das Thema bewegt uns sehr.

Mir ist wichtig zu erzählen, was meine Hauptmotivation ist, diese Geschichte zu teilen: Diese Informationen sollen nicht vergessen werden. Ich will, dass bekannt bleibt: Mein Großvater war NSDAP-Mitglied – und ich bin sein Enkel.«



## 4

**B. Haupt, 57, aus Köln über seinen Großonkel Joachim, NSDAP-Eintritt am 25. Februar 1927 in Kiel**

»Puh, ja, das ist ein komisches Gefühl. Mein Nachname ist ja nicht selten. Haupt. Im Osten ist er weitverbreitet. Ich habe es nicht geahnt: Mein Großvater und sein Bruder, mein Großonkel, frühe Mitglieder der NSDAP. Mein Großonkel war geistiger Vater der Napola, der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten. Streng militärisch geführte Internatsschulen, in denen sie der jungen Elite die NS-Ideologie beibrachten.

Ich bin erst vor Kurzem darauf gestoßen. Mein Onkel machte Ahnenforschung, dann begann auch ich nachzusehen. In der NSDAP-Kartei fand ich ihre Namen.

Mein Vater hat darüber fast nie gesprochen. Dabei war er das komplette Gegenteil dieser Welt. Künstler, lange Haare, rebellisch, eher 68er. Ein Menschenfreund. So hat er uns erzogen. So erziehe ich meine Kinder. Er hatte nach dem Krieg fast keinen Kontakt mehr zu seinem Vater und Großonkel.

Als ich die Mitgliedskarte fand, fuhr ich zu meinem Vater. Wir saßen da bei Kaffee und Kuchen. Wir sprachen nicht viel, aber er gab mir ein Buch über meinen Onkel. Ich lese es gerade.

Laut dem Buch wurde mein Großonkel 1934 Ministerialrat im Reichserziehungsministerium. Er stellte das herkömmliche Schulsystem radikal in Frage. Dem Anstaltsleiter der ersten Napola in Plön soll er befohlen haben: »Erziehen Sie deutsche Jungen zu Nationalsozialisten!« Er selbst wurde erster Inspekteur der Napola. Später wurde er wohl denunziert, seines Amtes enthoben und, das las ich an anderer Stelle, aus der NSDAP ausgeschlossen.

Was mein Großonkel danach im Krieg machte, weiß ich nicht. Später wurde er Lehrer an einer Bundesweherschule. Warum er politisch überzeugt von der NS-Ideologie war, auch das weiß ich noch nicht. Mein Großvater und sein Bruder kamen aus der preußischen Militärtradition. Mein Großvater war Offizier im Ersten Weltkrieg und Kriegsversehrter. Er hatte ein Holzbein. Wahrscheinlich waren beide stark geprägt vom verlorenen Krieg und diesem preußischen Denken. Vieles bleibt aber Vermutung.

Ich frage mich schon, was solche Geschichten über Generationen hinweg hinterlassen. Hat die ganze Familie eine Veranlagung, die nicht so koscher ist? Ich war beruflich im Schloss Bensberg bei einer Tagung. Früher war das eine Napola-Anstalt. Ausgerechnet.

Ich glaube, mein Vater hat genau dagegen gelebt. Seine ganze Art ist ein stiller Bruch mit seiner Herkunft. Meinen ältesten Bru-



Großvater Paul Hermes (3)



Großonkel Joachim Haupt (4)



Familie Weferling in Braunschweig (6)

## 5

**Alexander Steig, 57, aus München über seinen Großvater Heinrich, NSDAP-Eintritt am 1. Mai 1933**

»Sie war im Dach versteckt. Eine große, rote Hakenkreuzflagge, wie man sie damals an die Häuser hing. Ich war zehn, und wir bauten Omas Dachboden aus. Ich habe das damals schon verstanden, irgendwie. Mein Opa war ein Nazi. Heinrich Haecker, Verleger, Jäger und Förster, Vorliebe für Uniformen und Folklore. Ich dachte aber immer, dass er zumindest kein früher Nazi war. Jetzt weiß ich: Er war seit Mai 1933 in der Partei.

Ich will darüber reden, das muss raus. Auf der anderen Seite will ich niemanden kompromittieren und meine eigene Familie nicht beschädigen. Ich möchte nicht, dass es so war, verstehen Sie?

Aber so war es. Ich sage zu meiner Mutter: »Du, dein Vater war ja aber doch ein strammer Nazi.« Dazu sagt sie nichts. Ich sage zu meinem Bruder: »Du, das war alles schlimmer als gedacht«, dann antwortet er: »Ach, schon 1933?« Weiter geht er nicht drauf ein. Er will da nicht drüber reden.

Ich glaube, es kann befreiend sein, darüber zu reden. Das auszusprechen: Opa war ein Nazi. Vielleicht befreit es auch die Toten, die sich schuldig gemacht haben. Man lässt sie dann los.«

## 6

**Meik Weferling, 55, aus Riad (Saudi-Arabien) über seinen Opa Karl, NSDAP-Eintritt am 1. Mai 1937 in Braunschweig**

»Ich wusste nicht, dass mein Opa Parteimitglied war, bis ich ihn in der NSDAP-Kartei gefunden habe. Ich schäme mich nicht dafür, das zu erzählen.

Ich stamme aus einer Braunschweiger Bäckerfamilie, mein Urgroßvater hat unseren Betrieb 1908 gegründet: Bäckerei und Conditorei Weferling. Aus Erzählungen weiß ich, dass mein Großvater während des Krieges Brot für die Wehrmacht gebacken hat. Ihm sollen auch Kriegsgefangene zugeteilt worden sein. Natürlich habe ich nachgefragt, was gewesen ist, aber sie wollten darüber nicht sprechen.

Ich bin mit meinen Großeltern aufgewachsen. Das waren keine emotionalen, reflektierten Leute, das waren Malocher. »Geh

arbeiten, dann bekommste Geld«, sagte mein Opa immer. Er war verkrüppelt, hatte was mit dem Fuß, trotzdem war er Tag und Nacht in der Backstube.

Nach meiner Bäckerlehre habe ich den Familienbetrieb übernommen. Inzwischen arbeite ich für Dunkin Donuts in Saudi-Arabien. Jetzt bin ich 20 Jahre weg aus Deutschland, aber ich denke oft über meine Familie nach. In Deutschland gibt es so eine Sensibilität bei dem Thema, Zurückhaltung und Scham. Man muss damit offen umgehen, sonst passiert das wieder.

Ich glaube, mein Opa war Opportunist, wie die meisten Deutschen, deshalb ging er in die Partei. Es widerstrebt mir, ihn dafür zu verurteilen. Er wollte nur das Beste für uns.«

7

**Michael Jöde, 48, aus Hamburg über seinen Großvater Fritz, NSDAP-Eintritt am 1. Januar 1940 in Herrsching**

»Mein Opa war ein prominenter Mann, Jugendmusikschulen und Offenes Singen gehen auf ihn zurück. Er war Musikpädagoge und verbreitete deutsches und europäisches Liedgut. Den Nazis gefiel das nur zum Teil, 1936 wurde er als Professor in Berlin entlassen. 1940 ist er in die Partei eingetreten, um eine neue Arbeitsstelle in Salzburg am Mozarteum anzutreten. Er ging Kompromisse ein, damit man ihn in Ruhe ließ. Er wollte seine Arbeit machen können.

Ich habe seine NSDAP-Akte in der Kartei gefunden. Wenn ich sie ansehe, spüre ich Ratlosigkeit. Einerseits bewundere ich sein Werk in der Musik, andererseits verurteile ich seinen Opportunismus. Er sagte später, er sei noch während des Krieges, nach Ende der Arbeit in Salzburg, wieder ausgetreten. Dafür gibt es bislang keine Belege. Licht und Schatten, es ist nicht einfach.

Ich bin Politiklehrer, neulich war ich mit meinen Schülern im ehemaligen KZ Neuengamme. Dort habe ich auch die NSDAP-Kartei angesprochen. Die Schüler waren 14, 15 Jahre alt. Viele sagten, sie diskutierten jetzt in ihren Familien über ihre Vorfahren. Manche haben noch Urgroßeltern, Zeitzeugen. Sie haben Fragen.«

8

**Susanne F., 70, aus Lüdinghausen über ihren Großvater Helmut, NSDAP-Eintritt am 1. Mai 1936 in Danzig**

»Mein Großvater war ein weichlicher Typ. Ein Trottel. Er bekam nicht mal einen Nagel in die Wand. Nachts habe ich ihn schreien gehört, Alpträume. Warum, darüber sprach niemand. Nach dem Krieg wählten meine Großeltern

SPD. Meine Großmutter sagte: »Mit den Nazis hatten wir nichts zu tun.« Eine fette Lüge.

Ich fand die Wahrheit vor einigen Wochen: Eintritt in die NSDAP 1936.«

9

**Volker Jensen\*, 75, aus Bremen findet heraus, dass fast seine ganze Familie in der NSDAP war**

»Was soll ich sagen, ich habe sie alle gefunden. Opa und Großonkel, Oma und ihre ganze Familie. Omas Vater, ihre Mutter, meine eigene Mutter, alle in der Partei. Ich hatte keine Ahnung. In unserer Familie hieß es immer, nur dein Opa war ein Schlimmer. Opa war im Krieg in Frankreich. Danach wurde er angeblich von einem französischen Gericht in Abwesenheit zum Tod verurteilt. Bis heute weiß ich nicht, was er gemacht hat.

Klar habe ich gefragt, aber keiner hat geantwortet. Meine Mutter hat gesagt, es müsse jetzt mal gut sein mit der Schnüffelei. »Vorbei ist vorbei«, sagte sie. Jetzt weiß ich, warum, Mutter.

Irgendwo hab ich es immer geahnt. Die neue Gewissheit erleichtert mich. Es fühlt sich gleichzeitig furchtbar und gut an.

40 Jahre lang war ich Kriminalpolizist, Erpressung, Raub, mein Leben lang habe ich ermittelt. Jetzt bin ich 75 und in Pension, aber mein größter Fall liegt vor mir: meine eigene Familie. Die waren da komplett mit drin, die ganze Sippe. Meine Sippe. Eine feine Familie.«

10

**Kirsten Endres, 65, aus Freiburg über ihren Großvater Heinrich, NSDAP-Eintritt am 1. Mai 1933 in Neuwied**

»Ich habe sie die Blutmöbel genannt. Die prächtigen Möbel in dem alten Geschäftshaus meiner Großeltern in Neuwied am Rhein. Die Kronleuchter. Aquarien. Truhen mit aufwendigen Schnitzereien. Schwere Schränke. Als Kind fand ich sie toll.

Mein Großvater war Schifffahrtsspediteur. Ich lernte ihn nie kennen und hörte nur die Geschichten meiner Mutter: Die Geschäfte, hieß es, liefen damals ausgezeichnet. Er sei ganz sicher kein Nazi gewesen, im Gegenteil: Er habe jüdischen Familien sogar geholfen, indem er ihnen Kunst und Haushaltsgegenstände abkaufte, damit sie Geld für die Flucht aus Deutschland hatten. Ich glaubte ihr.

Dann stieß ich auf eine Zeitungsnotiz, erschienen nach Kriegsende. Sie handelte von einer Razzia der US-Amerikaner unter an-

derem im Haus meines Großvaters, der mit seiner Spedition Möbel und Kunst jüdischer Familien transportiert und damit wohl auch sein Haus ausgestattet hatte. Später erfuhr ich, dass es sich um die »M-Aktion« gehandelt hatte. Dabei konfiszierten die Nazis die Möbel von jüdischen Familien und gaben sie an Deutsche weiter. Ich habe meinen Großvater dann auch in der Kartei der US-Amerikaner gefunden. Ich will jetzt weiterrecherchieren, was ich sonst noch entdecke.

Ich sprach meine Mutter nie darauf an. Sie war im Alter sehr krank und lebte ihre letzten Jahre im Pflegeheim. Ich brachte es nicht über mich, das Bild von ihrem Vater zu zerstören. Als meine Mutter starb, konnte ich die einzelnen Möbel keiner Geschichte zuordnen. Doch da gab es diese alte Truhe, 1,50 mal 2 Meter, dunkles Holz mit Schnitzereien. Sie strahlte etwas Düsteres aus. Es gruselte mich. Ich gab sie weg. Das Einzige, das ich lange behielt, war die Hochzeitstruhe meiner Mutter, ein Geschenk ihrer Eltern. Ich habe sie jetzt bei Ebay eingestellt.«

11

**Thomas Karlas, 45, aus Leipzig über seine Großtante Susi, NSDAP-Eintritt zum 1. September 1942 in Mitteldorf, Sudetengebiet**

»Ich habe meine ganze Familie in der Kartei gesucht, ein paar Verwandte habe ich gefunden. Die größte Überraschung war aber Tante Susi. Susi hat mich in ihrem Erbe bedacht, das hat mich auf meinem Lebensweg unterstützt. Jetzt weiß ich, da war was. Das fühlt sich nicht gut an.

Ich bin in der ehemaligen DDR geboren. Meine Eltern nahmen mich mit auf die Montagsdemonstrationen, die zum Sturz des Regimes beigetragen haben. Ich bin im Bewusstsein aufgewachsen, dass meine Familie auf der richtigen Seite der Geschichte stand. Dieses Bild bekommt jetzt eine andere Facette.

Tante Susi war Gymnasiallehrerin für Deutsch und Studienrätin. Ich vermute, dass sie 1943 in die Partei eintrat, um eine gute Anstellung zu bekommen, aber kann nur spekulieren. Weil man es in der DDR mit Nazi-Vergangenheit schwer hatte, ging sie möglicherweise Ende der Vierzigerjahre nach Niedersachsen. Dort hat sie ihr restliches Leben verbracht, unbehelligt. Sie war sehr freundlich. Eine etwas wunderliche alte Dame, die Gedichte schrieb.

Menschen können sympathisch und fehlbar zugleich sein. In meiner Familie wird jetzt diskutiert, am Abendbrottisch und in WhatsApp-Gruppen. Manche sind schockiert, andere entschuldigen, wenigen ist es egal. Zuhören und reden tut gut, aushalten. Das öffnet eine Tür.

\* Name geändert.



Inzwischen habe ich selbst Kinder. Was werde ich machen, wenn sie mich eines Tages nach ihrer Familie fragen? Antworten.«

## 12

### **Nina le Viseur, 51, aus Langenfeld über ihren Großvater Gustav, NSDAP-Eintritt am 1. April 1941 in Guben**

»Mein Großvater galt in den Geschichten meines Vaters als Widerständler. Er war Richter, »Achteljude« und musste angeblich Angst haben, enttarnt zu werden. Vor allem aber soll er schelmisch gewesen sein. Die komischste Geschichte handelte von zwei Pferden namens Maukebein und Pissnelke. Meiner Familie gehörte damals ein Gestüt, vermutlich irgendwo in Mecklenburg.

In der NS-Zeit mussten Pferdebesitzer ihre Tiere gelegentlich für Aufmärsche der Partei zur Verfügung stellen, so erzählte es mein Vater. Mein Großvater gab ihnen ausgerechnet Maukebein und Pissnelke. Erstes blieb nach kurzer Strecke stur stehen und störte damit empfindlich die Choreografie. Das andere Tier ließ gern in rauen Mengen unter sich, was bestimmt die Würde des Moments zerstörte.

Mein Vater erzählte die Geschichte mit passenden Grimassen. Ich fand es irre komisch. Vor allem aber wuchs ich in der Überzeugung auf, dass ein Teil meiner Familie zu den Opfern zählte und dabei sogar so tollkühn war, dem System kleine Stöcke in die Speichen zu schleudern. Niemals sprach jemand in meiner Familie darüber, dass es anders gewesen sein könnte. Jetzt fand ich ihn in der Kartei der NSDAP: eingetreten im April 1941.«

## 13

### **Traudl Kupfer, 68, aus Schönefeld über ihren Opa Adolf, NSDAP-Eintritt zum 1. November 1938 in Friedberg (Böhmen)**

»Opa war vor dem Krieg ein sehr guter Tischler, er zimmerte in Friedberg Möbel. Als Hitler kam und Böhmen deutsch machte, traten er und meine Oma in die Partei ein, das weiß ich jetzt durch die Kartei. Hitler verlor den Krieg, meine Großeltern flohen über viele Umwege nach Bayern. Sie hatten alles verloren, Land, Besitz, Status, mein Opa wurde nach dem Krieg nur noch als Geselle eingestellt. Flucht und Verlust waren sein Lebensthema, das hat ihn sehr frustriert. Er erzählte nie vom Krieg, wenn, dann nur von dem, was er verloren hatte.

Mich verstört schon, dass er in der Partei war. Überrascht es mich? Nein. Wahrscheinlich geht es vielen so. Opa hat mit Hitler auf



Großvater Fritz Jöde (7)



Endres' Opa Heinrich (l.), Besuch (10)



Ex-Gestüt von Familie le Viseur (12)



Großvater Götz in Paris (14)

die falsche Karte gesetzt. Dann wurde er ein Verlierer der Geschichte.«

## 14

### **Lilly Götz, 65, aus Frankfurt am Main, über ihren Großvater Georg, NSDAP-Eintritt am 1. Mai 1933 in Miltenberg**

»Wir fanden das Foto in einem alten Album. Im Nebel im Hintergrund der Eiffelturm. Vorn im Bild ein Mann im langen Mantel, Schirmmütze, wohl eine Nazi-Uniform.

Meine beiden Töchter saßen neben mir und meiner Mutter. Meine 18 Jahre alte Tochter fragte: »Das ist doch Paris. Wer ist das?« Meine Mutter sagte: »Das ist der alte Götz.« Mein Großvater. Wir fragten: »Was hat er da gemacht?« Meine Mutter sagte nichts mehr. Sie hatte meinem Vater vor dessen Tod Schweigen versprochen. Er hatte den Kontakt zu meinem Großvater abgebrochen. Jetzt hatte sie sich verplappert.

Meine Eltern haben mir erzählt, mein Großvater sei Schleusenwärter in Kleinhubach in Unterfranken gewesen. Chef. Beamter. Aggressiv. Deshalb der Kontaktabbruch. Mehr sagte meine Mutter dazu nicht.

In Wahrheit war es viel schlimmer: Eintritt in die NSDAP mit 41 Jahren. Er steht in der Gau- und Zentralkartei der NSDAP. Ich fand mehr im Staatsarchiv Würzburg: Oberscharführer bei der SA-Reserve. Angeklagt am 27. August 1945 und eingeteilt in die Tätergruppe 1, die Hauptschuldigen. Verurteilt am 16. September als Teil der Tätergruppe 2, der Belasteten. Der Grund: »Judenversetzung nachgewiesen«. Später legte mein Großvater Berufung ein. Er galt nur noch als Mitläufer. So einfach war das.

Im Staatsarchiv Würzburg fand ich die Anklageschrift, ein Protokoll und darin eine grausige Geschichte: Es war die Reichspogromnacht in Miltenberg im November 1938. Die NSDAP versammelte sich am Marktplatz. Und mein Großvater? Hielt einen Teil der Hetzrede. Dann marschierte er vornweg, um die erste jüdische Familie aus ihrem Haus zu holen. Mir wurde übel, als ich das las.

Als ich meiner Mutter diese Geschichte erzählte, gab sie zu, davon gewusst zu haben. Sie war auch im Gerichtssaal. Damals habe sie wissen wollen, erzählte sie mir, was ihr künftiger Schwiegervater für ein Mensch war.

Der Zorn kommt mir hoch, wenn ich daran denke. An ihr Schweigen und das meines Vaters, all die Jahre. Was mein Großvater nach der Reichspogromnacht tat, in Paris zum Beispiel, das weiß ich nicht. Noch nicht. Ich recherchiere, weil meine Eltern nicht sprechen wollten. Manchmal schaue ich mir dann das Foto aus Paris an und frage mich: Was hat dieser Mann nur getan?«

Aufgezeichnet von Max Polonyi und Cathrin Schmiegel

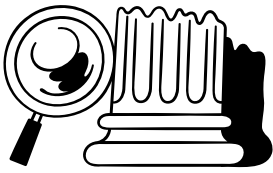


Michael Kappeler / dpa / picture alliance

▲ **Der Moment** Hier stehen sie und wollen nicht anders: Wir befinden wir uns im Paul-Löbe-Haus zu Berlin bei der Verkündung des frisch reformierten Gebäudeenergiegesetzes. Die beiden federführenden Ministerinnen Verena Hubertz (SPD, Wohnen und Bauen) und Katherina Reiche (CDU, Wirtschaft) verkörpern hier sinnbildlich den Zustand der schwarz-roten Koalition: Sehr glücklich sehen sie nicht aus. Was sie beschlossen haben, dient wohl vor allem der Beruhigung einer Wählerschaft, die sich von der Vorgängerregierung und vor allem von deren grünem Wirtschaftsminister Robert Habeck auf unverschämte Weise gegängelt sah. Die neue Regelung lässt nun im Heizungskeller auf den ersten Blick alles beim Alten, in Wirklichkeit jedoch werden herausfordernde Veränderungen nur verschoben. KUZ



## DEMOKRATIECHECK



**Plus** So weit sind wir schon: Dass sich die zerstrittene Koalition in dieser Woche auf einen »Arbeitsprozess« einigen konnte, sorgt für Erleichterung. Union und SPD sind gewillt, miteinander zu arbeiten. Vielleicht gibt es irgendwann sogar Ergebnisse.

**Minus** In Großbritannien wackelt Keir Starmer. Seit dem Brexit-Referendum, also seit zehn Jahren, hat das Land fünf Premierminister verschlissen. Früher nannte man diese Instabilität »italienische Verhältnisse«. Inzwischen ist das »very British«. DK



Marc Vorwerk / SULUPRESS / picture alliance

## BESOLDUNG

## Hunderte Millionen mehr für Beamte

Die Länder müssen in den kommenden Jahren Hunderte Millionen zusätzlich ausgeben, um ihre Beamten nach einem Beschluss des Verfassungsgerichts ausreichend zu bezahlen. Das ergibt eine Umfrage des SPIEGEL bei den zuständigen Ministerien.

Schleswig-Holstein rechnet mit 460 Millionen Euro mehr für 2025 und 2026, danach mit 500 Millionen Euro pro Jahr. Finanzministerin Silke Schneider (Grüne) sagte, die »rechtlich notwendige Anpassung« sei eine »ganz erhebliche Herausforderung« für die kommenden Jahre. Hessen geht von 755 Millionen Euro zusätzlich im Jahr aus. Mit den Tariferhöhungen steigen die Bezüge der

hessischen Beamten demnach innerhalb von anderthalb Jahren um fast 14 Prozent. Innenminister Roman Poseck (CDU) sagte, das bringe den Haushalt an »Belastungsgrenzen«. Berlin kann keine Summe nennen, hat aber »finanzielle Vorsorge« getroffen: 493 Millionen Euro für 2025 und 2026. In Brandenburg sind es geschätzt zwischen 300 und 600 Millionen Euro mehr pro Haushaltsjahr.

Das höchste Gericht hatte im November verkündet, dass ein Großteil der Beamten zu wenig verdient. Der Beschluss bezog sich auf Berlin, wirkt jedoch darüber hinaus. Die Berechnungen sind komplex, etliche Länder nennen daher noch keine Zahlen. MAB, JPZ

## SCHWARZ-ROT

## Appell für Koalitionsfrieden

Politiker von CDU und SPD drängen die Bundesregierung, den öffentlichen Streit einzustellen. In einer ungewöhnlichen Allianz appellieren der Vorsitzende des Arbeitnehmerflügels CDA, Dennis Radtke, und der Sprecher des konservativen Seeheimer Kreises in der SPD, Esra Limbacher, an die Spitzen der Koalition. »Bekommt endlich den Hintern hoch, und konzentriert euch darauf, was wirklich wichtig ist: Wie erreichen wir

Wachstum? Und wie schaffen wir das, ohne den sozialen Frieden im Land zu gefährden?«, sagt Radtke. Der Sozialdemokrat Limbacher hingegen zitiert Altkanzler Helmut Kohl: »Entscheidend ist, was hinten rauskommt.« Alle führenden Leute in der Regierung müssten jetzt »den öffentlichen Streit beenden und ins Machen kommen«. Das Land brauche große Veränderungen, Union und SPD seien gemeinsam in der

Pflicht. Seit Ostern hat sich der Streit in der Koalition verschärft. Minister werfen einander vor, falsch auf die Energiepreiskrise und die schwächelnde Wirtschaftsentwicklung zu reagieren. »Im Moment bestimmen die Lautesten und Schrillsten in unseren Parteien die öffentliche Wahrnehmung der Koalition«, sagt Limbacher. »Dagegen müssen sich die Vernünftigen bei uns und in der Union wehren und lauter werden.« CDA-Chef Radtke kritisiert, dass Kompromisse als etwas Schlechtes dargestellt würden. »CDU und SPD haben bisher alle Kanzler dieser Republik gestellt. Es muss unser Anspruch sein, dass das so weitergeht.« CTE

## GEGENSTAND DER POLITIK

## Die Mango



Maks Papienko / Shutterstock

Diese tropische Frucht gibt es seit dieser Woche auch als Koalition: in München, natürlich Süddeutschland. Dort haben sich fünf Partner für den städtischen Koalitionsvertrag farblich zu diesem Obst zusammenaquariert. Dabei sind die Fraktionen der Grünen/Rosa Liste, der FDP/Freie Wähler – der Rotstich kommt von der SPD. Das gab es noch nie. Mit der Mangokoalition ist der in Deutschland praktizierte politische Obstsalat noch bunter geworden. Oder besser: exotischer? Im Dezember 2024 schlossen sich die CDU, SPD und das BSW zusammen, um gemeinsam in Thüringen zu regieren. Sie wurden Brombeerkoalition genannt. Die Brombeere ist ein stacheliges, heimisches Gewächs, das sich über starke Wurzeln ausbreitet und undurchdringliche Hecken bildet. Der frisch vereidigte, 35 Jahre alte neue Münchner Oberbürgermeister Dominik Krause geht ins Risiko: Die Mango ist ein Flugobst mit indischen Wurzeln, zwar köstlich – aber leicht verderblich. Man pflückt es als Versuchung vom Baum, wie Evas Apfel. Bei den gegenwärtigen, zersplitterten Verhältnissen wird es immer schwieriger, mit nur zwei Parteien eine Koalition zu bilden. Die deutsche Politik wird zunehmend TuttiFrutti. DED

## HIEROGLYPHE UNSERER ZEIT



Gemessen am kulturellen Gewicht der Veranstaltung erscheint das neu überarbeitete Logo des Eurovision Song Contest in Wien ganz leicht, fast schwerelos. Harmlos wie ein mit Helium gefüllter Ballon in bunten, aber nicht regenbogenbunten Farben. Herzförmig wie das V im Schriftzug »Eurovision«, das bisher immer mal mit den Landesfarben des Gastgebers ausgemalt war. Als hätte eine etwas nervöse KI das Adjektiv »unpolitisch« in eine Grafik verwandelt. FRA



## DIE DA UNTEN

## Macht der Urinale

Von Anna Clauß

Die Damentoilette ist zur feministischen Kampfzone geworden. Spätestens seitdem Literaturkritiker Denis Scheck den Bestseller von Ildikó von Kürthy übers Älterwerden als Werk »aus der Schnatterzone einer Damentoilette« verrissen hat, umweht das stille Örtchen ein Hauch von Widerstand – gegen die alltägliche Bevormundung durch Herren mit ausgeprägtem Sendungsbewusstsein.

Nun legen die Grünen in Bayern nach. Sie kämpfen für mehr Gleichberechtigung auf dem Klo. Genauer gesagt: vor dem Klo. Die langen Schlangen vor Damentoiletten auf Konzerten, Volksfesten oder im Stadion seien »politisch gewollt«, glaubt die frauenpolitische Sprecherin der Landtagsgrünen Julia Post.

Und tatsächlich: Die bayerische Versammlungsstättenverordnung sieht vor, dass es bei einem Event für beispielsweise 1000 Besucher mindestens zwölf Toiletten für Frauen geben muss. Männer bekommen acht Toiletten plus zwölf Urinale. Mit anderen Worten: Männer führen 20:12. Sie haben eine Art Fast Lane beim Wasserlassen, während Frauen brav anstehen und warten müssen.

Der Antrag, mit dem die Grünen das ändern wollen, trägt den schönen Titel: »Frauen müssen übrigens auch mal.« Ein Satz, der die Geschichte der weiblichen Existenz gleich miterzählt. Nicht nur beim Pinkeln, sondern auch in Medizin, Design, Mobilitätsfragen oder Gesetzgebung wird die Welt von Männern für Männer möglichst bequem gestaltet.

Womöglich erkennt man eine wirklich gleichberechtigte Gesellschaft nicht nur daran, wer Dax-Vorstand oder Regierungschef wird. Sondern daran, ob es Frau-

en rechtzeitig zurück vom Klo zur zweiten Halbzeit schaffen.

Natürlich hagelte es auch Spott über den Toilettenantrag der Grünen. Haben wir keine drängenderen Probleme? Krieg, Wirtschaftskrise, Klimawandel – und Bayern diskutiert über die Macht der Urinale?

Ja, aber: Viele der besten Gedanken der Menschheitsgeschichte entstanden bekanntlich in Momenten ungestörter Ruhe. Martin Luther schrieb in seinen Tischreden, der Heilige Geist hätte ihn auf dem Klo reformatorisch inspiriert. Archimedes gelang in der Badewanne angeblich Durchbrüche beim Denken. Gerade haben Forscher ein mittelalterliches Notizbuch in der Latrine eines vermutlich wohlhabenden Kaufmanns entdeckt.

## Krieg, Wirtschaftskrise, Klimawandel – und Bayern diskutiert über Damentoiletten?

Wo Frauen für gewöhnlich vom Geistesblitz getroffen werden, ist nicht überliefert. Vermutlich aber nicht in der Toiletenschlange. Klar hingegen ist: Eine bessere Welt beginnt oft damit, dass Menschen Männer vom Thron stürzen. Aus Protest gegen Donald Trump hat eine Künstlergruppe ein goldenes Klo in Washington aufgestellt.

Für wen die Gesellschaft des Freistaats gebaut ist? Kommen den Dienstag befasst sich der Bauausschuss des Bayerischen Landtags mit dem Toiletten-Antrag der Grünen. Das Gremium besteht zu drei Vierteln aus Männern. Die Schlange vor der Damentoilette im Landtag dürfte entsprechend überschaubar sein.

An dieser Stelle schreiben im Wechsel Susanne Beyer, Anna Clauß, Markus Feldenkirchen, Alexander Neubacher und Ralf Neukirch.



WAS HAT DAS MIT MIR ZU TUN?

## Geld zurück bei reservierten Liegen am Pool

Wer eine Pauschalreise bucht, möchte das versprochene und bezahlte Angebot komplett nutzen können. Ein häufiges Ärgernis sind die Liegen am Hotelstrand oder -pool. Weil diese nicht immer für alle Gäste ausreichen, werden sie meist von Frühaufstehern mit Handtüchern und anderen Utensilien reserviert. Wie immer, wenn Interessen kollidieren, müssen Gerichte entscheiden – allerdings eher darüber, ob die Zu-kurz-Gekommenen nachträglich den Reisepreis mindern können. Und ja: Das können sie, wenn es Regeln gibt, die das Blockieren per Handtuch untersagen. So hat das Amtsgericht Hannover Ende März geurteilt: Eine Familie mit zwei Kindern hatte im August 2024 eine zwölfwägige Pauschalreise auf die griechische Insel Kos gebucht, mit Aufenthalt

in einem Luxushotel, für 7186 Euro. Bis auf zwei Tage konnte die Familie aber trotz 20-minütigem »Ablatschen« bei 35 Grad keine einzige Liege an den insgesamt sechs Hotelpools nutzen, weil alle Liegen schon frühmorgens besetzt worden waren. Zwar widersprach dies den Regeln des Hotels. Die Reiseleitung verwies jedoch auf das Hotelpersonal, und dieses unternahm trotz Aufforderung nichts. Die Reise sei damit »mangelhaft« gewesen, entschied das Amtsgericht. In Höhe von 15 Prozent der zehn Tage mit vollem Aufenthalt durfte die Familie damit den Reisepreis mindern. Wer Ähnliches erlebt und sich ebenfalls vom Reiseveranstalter entschädigen lassen will, sollte allerdings wie diese Familie vor Ort ein Beweisvideo von Liegen mit Handtüchern drehen. HIP

AUFGEZEICHNET

## Weiter sinkende Geburtenrate

Von Miriam Wurster



»Nein, nur Gretel!«

## WAS HATTEN UNSERE GROSSELTERN MIT DEN NAZIS ZU TUN?



Susanne Beyer hat ihren Großvater nie kennengelernt. Er starb unter mysteriösen Umständen in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs. Wer hat ihn erschossen? Und was war seine Aufgabe als Chemiker im Nationalsozialismus?

80 Jahre nach dem Tod ihres Großvaters versucht sie, die Wahrheit herauszufinden – dabei wird ihr immer klarer, welche Folgen die Vergangenheit für ihr eigenes Leben hat. Ein bewegendes Buch über eine Spurensuche mit vielen hilfreichen Hinweisen zu neuen Recherchemöglichkeiten. Für alle, die mehr über die eigenen Vorfahren und sich selbst in Erfahrung bringen möchten.

## DIE AUGENZEUGIN

## »Das macht Kinder stolz«



Michael Kohls / DER SPIEGEL

Hauswirtschaftslehrerin Dörte Wellm, 62, kocht mit Schülern Mittagessen.

»Bei uns an der Geestlandschule im niedersächsischen Fredenbeck helfen die Schülerinnen und Schüler in der Mensa mit. Sie schnippeln Gemüse für die Salatbar, geben die Essen aus und machen den Abwasch. Ich arbeite als Hauswirtschaftslehrerin mit Kindern und Jugendlichen von der sechsten bis zur zehnten Klasse. Jeder Schüler und jede Schülerin soll mindestens einmal während der Schulzeit ein halbes Jahr Unterricht in der Küche haben.

Wir müssen Masse machen: Wir schälen nicht nur eine Karotte, sondern vier Kilo. Da ist Geduld und Ausdauer gefragt, die haben viele Kinder nicht. Ich habe das Gefühl, dass zu Hause nicht mehr viel gekocht wird. Manche gehen nicht einmal regelmäßig in den Supermarkt. Wenn ich sie zum Einkaufen schicke, zeige ich ihnen vorher die Verpackung der Produkte.

Bis 2022 hatten wir einen Caterer. Das Essen kam nicht gut an, am Ende aßen nur noch etwa zehn Kinder hier. Heute geben wir von Montag bis Donnerstag zwischen 100 und 150 Essen aus. Es gibt auch einen Seniorentisch: Die älteren Gäste bedanken sich,

wenn es gut geschmeckt hat. Das macht die Kinder stolz!

Wenn man die Schülerinnen und Schüler nach ihren Lieblingsessen fragt, antworten viele mit Pizza, Döner oder Pommes. Solche Gerichte stehen eher selten auf dem Schulspeiseplan. Die Klassen dürfen sich aber auch mal etwas wünschen.

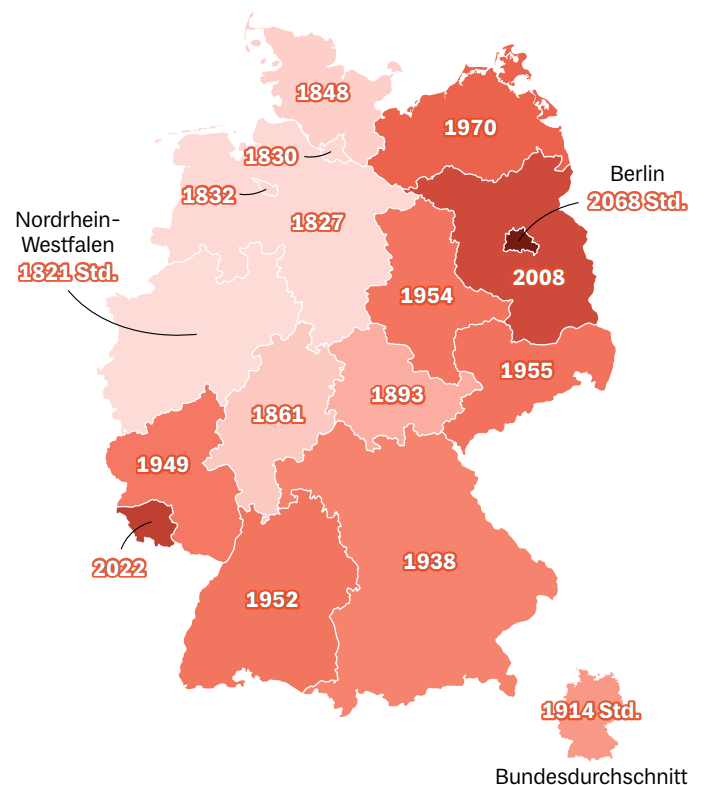
Manchmal habe ich Bedenken, ob ein Essen ankommt, so wie die vegetarischen Getreidebratlinge, die wir selbst machen. Aber das Echo war: Das wollen wir noch mal! Das freut mich. Ich versuche auch, die Kinder zu überraschen, etwa mit Kürbis als Dessert: gedämpft, mit Zimt und Zucker abgeschmeckt und Vanillecreme obendrauf.

Gerade beschäftigen wir uns mit der Herkunft der Lebensmittel. Vergangenen Sommer haben wir Hochbeete mit Kartoffeln bepflanzt. Unterstützt vom Projekt »Lernort Mensa«, das Ernährungsbildung an Schulen in Niedersachsen stärken will, haben wir nun sogar einen Gemüseacker auf dem Schulhof. Außerdem wollen wir uns Bioland zertifizieren lassen. Input von außen ist wichtig, sonst kocht man immer in seiner eigenen Suppe.«

Aufgezeichnet von Kathrin Fromm

## LANDAUF, LANDAB

**Sonnenuhr** Die Tage werden länger, die Monate mit dem meisten Sonnenschein stehen vor der Tür. Zeit für einen Rückblick: Laut dem Klimastatusbericht des Deutschen Wetterdienstes wurden in Deutschland 2025 im Mittel 1914 Sonnenstunden gemessen. Demnach belegte das vergangene Jahr Platz fünf der sonnenscheinreichsten Jahre seit 1951. Doch es gibt deutliche regionale Unterschiede. Besonders sonnig war es in der Bundeshauptstadt: Berlin liegt mit 2068,4 Stunden vorn. Wenig überraschend landen die meisten nördlichen Bundesländer in der zweiten Tabellenhälfte. Schlusslicht ist allerdings Nordrhein-Westfalen mit nur 1820,6 Stunden Sonne. BBR



Mittelwert der Sonnenstunden 2025 je Bundesland

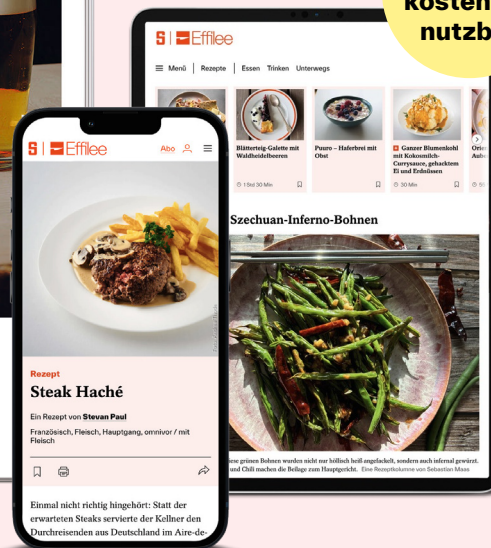
5 • Quelle: DWD



# Letzte Runde für das Gasthaus?



mit  
**SPIEGEL+**  
kostenfrei  
nutzbar



## Zwei Arten zu genießen:

Entdecken Sie die **neue Effilee-Ausgabe** im ausgewählten Handel oder im SPIEGEL Shop:



[shop.spiegel.de/effilee](https://shop.spiegel.de/effilee)

### Jetzt Abo wählen:

Print: 2 Ausgaben für nur 36 € im Jahr

Digital: 26 € im Jahr inklusive Rezeptarchiv



[abo.spiegel.de/effilee-sp21](https://abo.spiegel.de/effilee-sp21)

Das kulinarische Kulturmagazin  
vom SPIEGEL

**S | Effilee**

# DEUTSCHLAND



**»Handwerklich  
saumies«**



## **Koalition** Nach den Chaoswochen entwickeln Kanzler Friedrich Merz und sein Vize Lars Klingbeil einen neuen Plan für weitreichende Reformen. Womöglich ist es ihre letzte Chance.

An diesem Dienstag werden Lars Klingbeil die sonderbarsten Pakete präsentiert. Aus einem zieht er ein abgesägtes Horn eines Nashorns, aus einem anderen fischt ein Zollbeamter ein Päckchen Kokain. Der Bundesfinanzminister besucht den Leipziger Flughafen, ein zentrales Drehkreuz für Luftfracht in Europa. Der Zoll untersteht Klingbeil, er lässt sich jetzt erklären, wie seine Beamten mit all den Päckchen und Paketen umgehen, die hier täglich ein- und ausgeflogen werden. Eine »Flut« sei das.

Pakete spielen im Leben des Vizekanzlers und SPD-Chefs derzeit eine zentrale Rolle. Meist geht es aber nicht um Nashörner, sondern um Rente, Steuern, Pflege, Gesundheit, um die großen Reformvorhaben, die die Regierungsparteien zusammenschnüren wollen. Klingbeil hat das auch bei seinem Rundgang in Leipzig im Hinterkopf, am Abend muss er in den Koalitionsausschuss. »Eine Zöllnerin hat mir den Wunsch mitgegeben, dass wir das gemeinsam hinbekommen«, erzählt er. Sie habe ihn gebeten, die demokratische Mitte des Landes stabil zu halten.

Auch Kanzler Friedrich Merz beschäftigen am Dienstagmorgen die Reformpläne. Genauer die Buhrufe und Pfiffe, die sie auslösen. Merz ist Gast beim Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) und wird dort maximal unfreundlich empfangen. Deutschland müsse sich zu den notwendigen Reformen »aufraffen«, ruft Merz den wütenden Gewerkschaftern zu. Zum Beispiel bei der Rente: Man könne nicht so weitermachen wie in den vergangenen 20 Jahren. »Das ist keine Bösartigkeit von mir oder von der Bundesregierung, das ist Demografie und Mathematik.«

Merz und Klingbeil stehen vor den entscheidenden Wochen ihrer Regierungszeit. Mitte Juli geht der Bundestag in seine Sommerpause. Bis dahin soll das wohl größte Reformpaket seit der Wiedervereinigung geschnürt sein: Einkommensteuer, Arbeitsmarkt, Bürokratieabbau, Rente, Pflege, Gesundheit. Alles auf einmal. Es wird eine gigantische Herausforderung. Bewältigt werden muss sie von einer Regierung, die derzeit schon an kleineren Aufgaben scheitert. An deutlich kleineren.

So wie am Freitag vergangener Woche, als Nordrhein-Westfalens Ministerpräsident Hendrik Wüst im Bundesrat bekannt gibt, dass nur eine Minderheit die Regierungspläne für eine steuer- und abgabenfreie Entlastungsprämie von bis zu 1000 Euro unterstützt. »Damit hat der Bundesrat dem Gesetz nicht zugestimmt«, stellt der CDU-Mann fest.

Die Nüchternheit der Sprache steht in einem seltsamen Kontrast zur Größe der Blamage für die Bundesregierung. Meistens kommen Union und SPD problemlos auf satte Mehrheiten in der Länderkammer, doch ließen die eigenen Ministerpräsidenten die Koalition auflaufen. Und die wehrte sich nicht einmal richtig.

Erst am Vorabend der sich abzeichnenden Niederlage warb Merz bei den Unionsministerpräsidenten um Zustimmung. Da war es längst zu spät. Bei den sozialdemokratischen Länderchefs hat es der Kanzler selbst offenbar erst gar nicht versucht. »Es war ein Unfall in Zeitlupe, aber einer mit Ansage«, sagte ein erfahrener Vertreter eines CDU-geführten Landes.

Es zeigt sich immer deutlicher: Die Regierung Merz hat ein Problem mit ihrem Politikmanagement, ein gravierendes sogar. Wichtige Frühwarnsysteme fallen immer wieder aus. Von einer »Chaoskoalition« ist nicht nur in der Opposition die Rede.

Die Liste der Dinge, die Schwarz-Rot vergeigt hat, ist lang. Es begann mit der Kanzlerwahl, bei der Merz erst in der zweiten Runde die nötige Mehrheit erhielt. Es folgte das Zerwürfnis über die Richterwahl zum Bundesverfassungsgericht. Danach stand der Kanzler bei der Abstimmung über das Rentenniveau am Rand einer Niederlage, weil ihm Teile der eigenen Fraktion zunächst die Gefolgschaft verweigerten. Dann der gescheiterte Reformgipfel in der Villa Borsig und zuletzt die Klatsche im Bundesrat.

Man sei »nicht prozesssicher«, räumt ein Spitzenkoalitionär ein. Ein anderer formuliert es drastischer: »Handwerklich sind wir saumies.«

Bei der Frage nach dem Warum blicken viele in Richtung Kanzleramt. Vor allem aus der SPD gibt es immer wieder Kopfschütteln über Thorsten Frei (CDU), den »ChefBK«, wie der Kanzleramtsleiter in der Hauptstadtblase genannt wird. Der mache seinen Job nicht richtig, lautet ein Vorwurf der Genossen. Den Widerstand der Länder gegen die Entlastungsprämie hätte zwar der für die Bund-Länder-Koordination zuständige Staatsminister Michael Meister

aus dem Weg räumen sollen, doch wenn der patze, müsse eben der ChefBK selbst ran, heißt es.

Bei der Union sieht man das anders. Klingbeil habe die Prämien-Idee in den letzten Stunden in der Villa Borsig aus dem Hut gezaubert, mitten in der Nacht. Da sei keine Zeit geblieben, die Länder zu konsultieren. Zudem sei von Beginn an klar gewesen, dass die Entlastungen »von Bund und Ländern gleichermaßen getragen werden« müssten, wie Regierungssprecher Stefan Kornelius noch am Montag bekräftigte. Das sei für das Gros der Länder der entscheidende Punkt gewesen – mithin nicht durch Vorbereitung zu beheben.

Dann allerdings bleibt die Frage, warum SPD und Union die Prämie trotz der Widerstände noch durch den Bundestag gebracht haben, bevor sie im Bundesrat aufliefen. Mit etwas mehr Weitsicht hätte die Regierung den Imageschaden frühzeitig abwenden können. Stattdessen versuchte sie, das Projekt im Bundesrat in letzter Minute von der Tagesordnung zu nehmen, um es neu zu verhandeln. Doch das können nur die Länder selbst. Trotz einer anderslautenden Vereinbarung am Vorabend der Sitzung taten sie es nicht.

Mit vollem Einsatz gekämpft hat für die Entlastungsprämie niemand. Frei nicht, der Kanzler nicht und auch nicht Finanzminister Klingbeil, der während der entscheidenden Gespräche auf Dienstreise in Kanada war. Angesichts all der Proteste aus der Wirtschaft, von einigen Gewerkschaften, Unionsfraktion und Bundesländern, auch SPD-regierten, sind viele erleichtert, das Projekt nun zu Grabe zu tragen. Den erneuten Vertrauensverlust nahmen sie dafür in Kauf. Ein letztes Mal. So die Hoffnung.

Alle in der Koalition wissen, dass es so nicht weitergehen darf – wenn es mit dieser Regierung weitergehen soll. Als sich die Spitzenleute von Union und SPD am Dienstag um 18 Uhr am großen, runden Tisch in der »Kleinen Lage« im sechsten Stock des Kanzleramts zusammenfinden, ist das erste Ziel, verloren gegangenes Vertrauen wieder aufzubauen. Man müsse aufarbeiten, warum der Koalitionsausschuss in der Villa Borsig schiefgegangen sei, sagt ein Regierungsinsider. Das Trauma überwinden.

Um halb acht ist der Tisch im achten Stock gedeckt, der Kanzler lässt Kotelett mit Kartoffeln servieren und Erdbeeren zum Nachtisch. Kein Essen zwischen Akten. Man habe in »guter, vertrauensvoller Atmosphäre« getagt. Kurz vor Mitternacht geht die Runde auseinander. Auf eine Pressekonferenz am

**Es klingt wie ein Himmelfahrtskommando, aber Merz und Klingbeil glauben, es geht nur so.**



Michael Kappeler / dpa

Kabinettsmitglieder bei Sitzung im Kanzleramt: »Nicht prozesssicher«

nächsten Tag verzichten die Koalitionäre ebenso wie auf ein Ergebnispapier. Nur ein paar dünne Zeilen werden verschickt. Man sei sich einig gewesen, dass »die anstehenden Reformen abgestimmt in den nächsten Wochen auf den Weg gebracht werden sollen«, heißt es. Und: »Dafür wurde ein Arbeitsprozess vereinbart.«

SPD-Chef Klingbeil und Kanzler Merz hatten schon vor dem Treffen am Dienstag damit geliebäugelt, doch noch ein großes Reformpaket zu schnüren, ein größeres gar, als sie es noch in der Villa Borsig im Blick hatten. Genau das ist nach den sechstündigen Beratungen jetzt der Plan, wie die Fraktionsspitzen von CDU, CSU und SPD ihren Leuten am Mittwochmorgen mitteilen.

Womöglich soll nicht alles gleichzeitig präsentiert werden, aber die Prozesse wür-

den, so heißt es, miteinander verzahnt. Die Koalition nimmt also noch einmal Anlauf für einen großen Wurf. Obwohl sie nach den monatelangen Vorarbeiten in der Villa Borsig nicht zum Ziel gekommen war. Und obwohl eine Einigung durch die Folgen der Irankrise noch schwieriger geworden ist, etwa wegen der hohen Energiepreise.

Es klingt wie ein Himmelfahrtskommando, aber Merz und Klingbeil glauben, es geht nur so. Wenn man bei einem Thema große Schwierigkeiten habe zueinanderzukommen, dann müsse man das Paket größer machen, sodass am Ende beide Koalitionspartner in der Gesamtschau zufrieden sein können, erklärt ein Eingeweihter.

Die geplante Steuerreform ist ein Beispiel dafür. Die Koalitionäre haben sich bislang nur darauf verständigt, dass sie kommen soll – laut dem Kanzler zum 1. Januar 2027.

Bereits bei den Koalitionsverhandlungen vor einem Jahr waren Union und SPD nur auf den dürren Satz gekommen, dass die Einkommensteuer für kleine und mittlere Einkommen gesenkt werden soll.

Das kostet eine Menge Geld, das im Haushalt jedoch fehlt – je nach Umfang der Entlastung bis zu 28 Milliarden Euro.

Für Klingbeil ist die Lösung einfach: Spitzenverdiener und Reiche sollen höhere Abzüge vom Gehalt zahlen. Noch am Morgen vor dem Koalitionsausschuss wiederholte er in Leipzig, er wolle »Menschen, die sehr, sehr viel verdienen, stärker in die Verantwortung nehmen«, um Leute zu entlasten, die »hart buckeln«.

Bei Merz hörte sich das zuletzt deutlich anders an. Höhere Steuern für Spitzenverdiener seien mit ihm nicht zu machen, bekräftigte der Kanzler. In der Unionsfraktion hören sie das gern. Auch Facharbeiter in der Industrie mit einem Jahreseinkommen von um die 80.000 Euro fielen heute unter den Spitzensteuersatz, heißt es in der Union. Sie dürften ebenso wenig noch stärker belastet werden wie Mittelständler oder Handwerker, die zum Teil mehr verdienen. Stattdessen prescht Unionsfraktionschef Jens Spahn mit der Idee vor, das Geld mit pauschalen Kürzungen von fünf Prozent bei Subventionen und Steuervergünstigungen hereinzuholen.

Klingbeil stößt das sauer auf. Er sei in den Gesprächen mit der Union vor dem Treffen in der Villa Borsig schon weiter gewesen. Es sei ein Unterschied, Überschriften zu produzieren oder konkret einzusparen, sagt Klingbeil bei seinem Termin am Leipziger Flughafen. Er hatte etwa Steuervergünstigungen für Handwerkerleistungen streichen wollen. Dagegen war die Union, zuvorderst CSU-Chef Markus Söder.

Je mehr Verhandlungsmasse, umso größer die Chance auf eine Einigung. Darauf hoffen Merz und Klingbeil jetzt. Der SPD-Chef drängt den Kanzler außerdem seit Längerem, den Reformprozess größer anzulegen. Gewerkschaften und Arbeitgeber soll-

**familie&co**  
**family weekly**

Jeden  
**Donnerstag**  
neu

Melde Dich jetzt zum kostenlosen  
**family weekly** von „familie&co“ an und  
verpasse keine News für Deine Familie oder  
unsere tollen Gewinnspiele!

Alles GRATIS –  
Einfach scannen und  
los geht's!



familieundco.de



ten einbezogen werden und im Gegenzug bei den eigenen Leuten um Akzeptanz für die Reformen werben.

Der Kanzler soll sich lange gestraubt haben, zuletzt aber wurde sein Widerstand immer geringer. Womöglich auch, weil führende Christdemokraten wie NRW-Ministerpräsident Wüst und Fraktionschef Spahn der Idee etwas abgewinnen können, Reformen etwa im Arbeitsrecht mit den Sozialpartnern zu klären. Am Dienstagabend gab Merz schließlich nach. Zum nächsten Koalitionsausschuss Anfang Juni will er die Sozialpartner mit einladen.

Allerdings ist das Verhältnis zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern ähnlich kompliziert wie das zwischen SPD und Union. Die frisch wiedergewählte DGB-Chefin Yasmin Fahimi droht mit Massenprotesten, falls Schwarz-Rot an der täglichen Höchstarbeitsdauer von acht Stunden rüttelt, wie es im Koalitionsvertrag steht. Arbeitgeberpräsident Rainer Dulger wiederum hält die Reform für überfällig. Dass Fahimi und Dulger einen Kompromiss schmieden werden, dafür fehlt selbst Optimisten in der Regierung die Fantasie. Hoffnungen setzen sie auf Pragmatiker wie IG-BCE-Chef Michael Vassiliadis oder IG-Metall-Chefin Christiane Benner, mit denen sich auch Merz austauscht. Auch BDI-Präsident Peter Leibinger wird genannt. Mit Leuten wie diesen könne man einen Deal hinbekommen, heißt es.

Auch die Länder sollen stärker eingebunden werden. Einem weiteren Debakel im Bundesrat würde damit vorgebeugt. Ohne dessen Billigung gibt es keine Einkommensteuerreform, in einem großen Paket könnte man auch alle anderen zustimmungspflichtigen Gesetzesvorhaben beschließen.

Falls das nicht gelingt, bliebe noch die Alternative, kleinere Pakete zu packen mit Reformen, die zeitlich oder inhaltlich in einem Zusammenhang stehen, Beispiel Gesundheitsreform. SPD-Fraktionschef Matthias Miersch und sein Unionskollege Spahn tendierten lange in diese Richtung, ebenso CSU-Chef Söder.

Tatsächlich passierte das Gesetz von Gesundheitsministerin Nina Warken mit einem Einsparvolumen von 16 Milliarden Euro bereits das Kabinett. Kanzler Merz feierte die Reform Ende April als »historisch«. Doch die Euphorie könnte verfrüht sein. Im Bundestag machen sich Union und SPD gerade daran, das Sparpaket wieder aufzuschnüren. Man sei sich einig, dass es noch reichlich Änderungen geben müsse, heißt es von den Fachpolitikern.

Ob es bei Steuern, Arbeitsmarkt und Rente anders läuft, wird sich in den kommenden Wochen entscheiden. Und auch, ob diese Koalition noch eine Zukunft hat.

Paul-Anton Krüger, Andreas Niesmann, Christian Teevs, Gerald Trautetter



Großbaustelle und marodes Ärztehaus im Hamburger Stadtteil Steilshoop

## SPIEGEL TV

MONTAG, 18. 5., 23.25 – 0.00 UHR, RTL

### Brennpunkt Steilshoop – Arm, abgehängt, aussichtslos

Der Name Steilshoop ist in Hamburg schon lange Synonym für soziale Probleme. Das Viertel mit seinen Hochhäusern liegt nicht nur geografisch am Rand der Hansestadt. Hier fühlt man sich buchstäblich ausgegrenzt, seit das Zentrum von einer Großbaustelle für die neue U-Bahn zerrissen wird. »Steilshoop ist ein Brennpunkt, und ich würde es sogar Lost Place nennen.« Der das sagt, muss es wissen: Sandro Kappe gilt als Kümmerer im Viertel. Der CDU-Lokalpolitiker hat mehrfach die Woche sein Büro geöffnet und hört sich die Sorgen der Leute an. Eines der größten Probleme: die Versorgungslage. Im Einkaufszentrum neben der Großbaustelle stehen fast alle Ladenlokale leer. Von der medizinischen Versorgung ganz zu schweigen. Das Ärztehaus nebenan kann das Versprechen im Namen kaum noch erfüllen. Von den rund ein Dutzend Praxen ist nur noch die von Dr. Akbaba geblieben. Er ist damit der einzige Kinderarzt im Viertel. Die Stadt verspricht eine bessere Zukunft für Steilshoop – wenn erst mal die U-Bahn da und das Einkaufszentrum saniert ist. Doch das alles wird noch Jahre dauern.



Kinderarzt Akbaba

## Re:

MONTAG, 18. 5., 19.40 – 20.15 UHR, ARTE

### Spaniens Boom dank Einwanderung

Spaniens Wirtschaft wächst schneller als die der meisten EU-Staaten. Millionen Eingewanderte halten zentrale Bereiche des Landes am Laufen: in der Pflege, in privaten Haushalten, in der Landwirtschaft und Hotellerie. Doch das Wirtschaftswunder hat eine politische und soziale Schattenseite. Viele Menschen arbeiten ohne gesicherten Aufenthaltsstatus. Im Mittelpunkt der Reportage stehen lateinamerikanische Migranten, die für ein Leben in Würde und Legalität kämpfen. Mit wachsendem Erfolg: Per Dekret hat die spanische Regierung 2026 den Aufenthaltsstatus von rund 500.000 Menschen ohne Papiere legalisiert. Für die einen ist dies ein längst überfälliger Schritt, der Integration und gesellschaftliche Teilhabe fördert. Für die anderen ein Signal, das neue irreguläre Migration begünstigt. Der Film begleitet Betroffene und Aktivisten in ihrem Alltag und thematisiert einen Konflikt, der weit über die Grenzen Spaniens hinausweist. Er zeigt auch, wie eng Migration, boomende Wirtschaft und politische Interessen miteinander verknüpft sind.



Migrantin in Spanien bei der Arbeit

# Deckname »Atze«

**Parteien** Die Rechtspopulisten inszenieren sich als Erben der friedlichen Revolution. Doch einige AfD-Politiker haben eine ganz andere DDR-Historie, das zeigt nun ein Bericht aus dem Brandenburger Landtag.

Wie leicht ihnen die DDR- und Stasi-Vergleiche doch über die Lippen gehen: Als »schmierige Stasi-Spitzel« beschimpfte Parteichefin Alice Weidel den Verfassungsschutz, als dieser ankündigte, die AfD-Jugend ins Visier zu nehmen. Parteichef Tino Chrupalla bezichtigte Journalisten der »Stasi-Methoden«, nachdem diese über ein Geheimtreffen in Potsdam berichtet hatten, auf dem AfD-Politiker und andere Rechtsextreme über Remigrationspläne sprachen. »Es fühlt sich schon wieder so an wie in der DDR«, sagte Björn Höcke einst.

Die AfD will die Wende vollenden, so stand es schon häufig auf ihren Wahlkampfplakaten. Sie wähnt sich im Gleichschritt mit den Demonstranten, die 1989 das DDR-Regime stürzten. Doch in ihren Reihen finden sich auch Menschen, die am DDR-Regime teilhatten, von ihm profitierten, die es stützten.

Das Brandenburger Abgeordnetengesetz sieht vor, dass die Mitglieder des Landtags nach Annahme ihres Mandats auf geheimpolizeiliche, vor allem hauptamtliche oder inoffizielle Tätigkeit für den Staatssicherheitsdienst der ehemaligen DDR überprüft werden. In dieser Woche veröffentlichte eine Kommission die Ergebnisse der Überprüfung. Demnach fielen 4 von 30 Abgeordneten der AfD mit Kontakten zur Staatssicherheit der DDR auf.

Unter ihnen Falk Janke und Peter Drenke. Beide leisteten ihren Wehrdienst im Wachregiment Felix Dserschinski, das dem Ministerium für Staatssicherheit (MfS) unterstand und das Staats- und Parteigebäude bewachen und DDR-Repräsentanten und Gäste schützen sollte. Sowohl bei Janke als auch bei Drenke war laut Bericht keine vorherige oder anschließende Tätigkeit für die Stasi ersichtlich. Drenke sitzt seit 2019 im Landtag und tauchte deshalb bereits im vorherigen Bericht der Kommission auf.

Janke gab an, ihm sei bei der Anwerbung erklärt worden, er habe keine Berichtspflicht und keine Spitzeldienste zu leisten. Drenke teilte dem SPIEGEL mit, dass er »immer offen« mit seiner Wehrdiensttätigkeit umgegangen und er sich »absolut keiner Verfehlung« bewusst sei. Er habe zwei Monate nach Aufnahme seines Wehrdiensts um eine frühzeitige Entlassung ersucht. Dennoch werde er als »hauptamtlicher Mitarbeiter rufschädigend diffamiert wie ein Verbrecher«.

Der AfD-Landtagsabgeordnete Roman Kuffert war laut Bericht unter dem Decknamen »Atze« im Jahr 1979 für rund vier Wochen inoffizieller Mitarbeiter. Aber wohl kein besonders guter. Er soll Treffen mit einem Stasi-Mitarbeiter verschoben haben und sei später gar nicht mehr erschienen. Im

September 1980 floh er nach West-Berlin. Kuffert gab gegenüber der Kommission an, er habe die Stasi verachtet und von eigenen Fluchtplänen ablenken wollen.

Der AfD-Abgeordnete Jean-René Adam, Deckname »Hubert«, arbeitete als inoffizieller Mitarbeiter für einen Bereich der Kriminalpolizei, der eng mit der Stasi verflochten war. Er sammelte Informationen über junge Menschen aus seinem Umfeld, fertigte Berichte an. Seine Aufträge hätten auch eine politische Dimension gehabt, es sei dabei unter anderem um Menschen gegangen, die die DDR verlassen wollten, heißt es im Bericht. Die Kommission stellte fest, dass Adam Informationen weitergegeben habe, die zumindest geeignet gewesen seien, Personen aus dem Bekannten- und Freundeskreis zu belasten.

Adam gab an, dass er nach 15 Monaten die Mitarbeit von sich aus beendet habe, hauptsächlich da ihm die politische Dimension seiner Aufträge bewusst geworden sei. Auf SPIEGEL-Anfrage teilt er mit, dass er sich nichts vorzuwerfen habe, da er als inoffizieller Mitarbeiter der Kriminalpolizei »mit der Stasi nichts zu tun hatte«.

Der Fall der vier Brandenburger AfD-Landtagsabgeordneten taugt nicht zum großen Skandal. Es sind nicht die Biografien von Stasi-Mitarbeitern, unter denen Hunderte Menschen gelitten haben und an denen sich das Unrecht eines ganzen Staates erzählen lässt. Die Genannten waren blutjung, als sie Verbindungen zur Stasi hatten.

Auffällig ist dennoch: Besonders die AfD-Fraktion ist belastet. Vier von insgesamt fünf Erwähnungen im Kommissionsbericht betreffen sie. Im fünften Fall geht es um einen parteilosen Ex-BSW-Abgeordneten.

Die Aufarbeitungsbeauftragte Maria Nooke, die auch die Kommission leitete, sagte dem SPIEGEL, interessant werde sein, wie die AfD-Fraktion, »die den Verfassungsschutz von heute ja gern mit dem MfS gleich-

**Brandenburger AfD-Landtagsabgeordnete Adam, Kuffert, Janke:** Aus »Dummheit, Blödheit« mit der Stasi paktiert?



Sören Staehle / dpa / picture alliance



Jan Huebner / IMAGO



Patrick Pleul / dpa / picture alliance



setzt«, mit den Erkenntnissen umgehe. Die Zusammenarbeit des Abgeordneten Adam mit der Stasi sei »schwerwiegend und belastend«. Der Fall zeige, »wie Denunziantentum der SED als Instrument zur Sicherung des politischen Systems diene«.

Der Historiker Ilko Sascha-Kowalczuk, früher Projektleiter bei der Stasi-Unterlagenbehörde, sieht das anders. »Niemand von denen ist ernsthaft belastet.« Die Abgeordneten seien »fünf arme Sprotten«, die aus »Dummheit, Blödsinn« und meist noch aus Überzeugung »kurz und harmlos mit der Stasi paktierten«.

Die Fälle zeigen aber mindestens das: Die deutsche Vergangenheit ist komplizierter, als sie die AfD gern malt. Die Rechtsextremisten als Erben der friedlichen Revolution, diese Erzählung geht nicht auf. Zumal sich nicht nur in der Brandenburger AfD Mandatsträger finden, die Kontakte zur Stasi unterhielten.

Der einflussreichste unter ihnen ist der AfD-Bundestagsabgeordnete Enrico Komning. Er ist einer der Parlamentarischen Geschäftsführer seiner Fraktion. Auch Komning leistete Dienst im Wachregiment Felix Dserschinski. Er ist ein enger Vertrauter von Parteichef Chrupalla.

Ein Sachverständiger der Aufarbeitungskommission des Landtags in Thüringen kam 2023 zu dem Ergebnis, dass der Abgeordnete Dieter Laudenbach unter dem Decknamen »Klaus« »bewusst und willentlich« mit dem MfS zusammengearbeitet habe. Laudenbach widersprach dieser Feststellung.

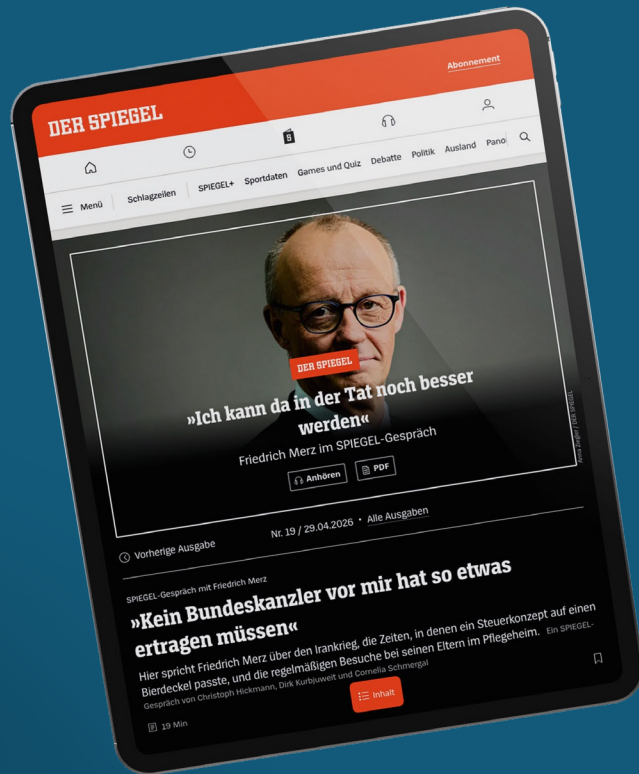
Detlev Spangenberg warnte im März 2015 bei einer Debatte im sächsischen Landtag als »Betroffener« davor, dass die ehemaligen Schnüffler noch unter uns seien. Später kam heraus: Der AfD-Politiker soll selbst mit dem MfS zusammengearbeitet haben. Spangenberg konnte trotzdem Karriere in der Partei machen – 2017 bis 2021 saß er für die AfD im Bundestag.

Historische Kontinuitäten zur DDR und zur Stasi werden bisher vor allem bei der Linken thematisiert. Auch die AfD hat ihre Verflechtungen.

In Sachsen-Anhalt könnte die AfD in diesem Jahr eine Alleinregierung stellen, mindestens auf ein Rekordergebnis kommen. Spitzenkandidat Ulrich Siegmund sagte zuletzt. »Immer mehr Menschen bekennen sich zu unserer Partei. Einige tun das auch aus Trotz und sagen: ›Das hatten wir alles schon mal – damals mit der Stasi.« Auf Platz 33 seiner Landesliste kandidiert Frank-Ronald Bischoff. Der 78-Jährige war ab November 1977 bis zur Wende Stasi-Offizier im besonderen Einsatz, erhielt zuletzt 23.250 DDR-Mark Jahresgehalt. Er befasste sich beim Rat des Kreises in Halberstadt mit Ausreisewilligen.

Fabian Hillebrand, Florian Kistler

S



## 52 Wochen lesen, 50 % sparen

SPIEGEL+ gibt Ihnen den Nachrichtenvorsprung: Bleiben Sie bestens informiert – mit tagesaktuellen News, Analysen, Hintergrundinformationen und Einordnungen.



Einfach Zugriff sichern unter:  
[abo.spiegel.de/50sparen](https://abo.spiegel.de/50sparen)

Nur 2,99 € pro Woche in den ersten 52 Wochen. Danach 5,99 € pro Woche. Vierwöchentlich abgerechnet und kündbar.

# Amiga-Affäre

**EU-Parlament** Die Europäische Staatsanwaltschaft will ermitteln, ob die CSU-Vizevorsitzende Angelika Niebler Zehntausende Euro veruntreut hat.

Die EU-Abgeordnete Angelika Niebler hat viele Hüte auf. Im Europaparlament sitzt die CSU-Frau in zentralen Ausschüssen, kümmert sich um den Handelskonflikt mit den USA oder die lahmende europäische Wirtschaft. In der CSU ist sie stellvertretende Parteivorsitzende, im EU-Parlament Co-Vorsitzende der deutschen Unionsabgeordneten. Nach Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen ist sie wohl die mächtigste deutsche Frau in Brüssel.

Außerdem dürfte sie zu den Topverdienerinnen gehören: Niebler hat 19 Nebentätigkeiten gemeldet, sieben davon sind vergütet. Nach Berechnung auf Grundlage ihrer Angaben kommt sie damit auf rund 300.000 Euro Jahreseinkommen, etwa die Hälfte davon durch ihre Nebentätigkeiten. Kritik daran gibt es seit Jahren – aber es ist legal.

Nun aber steht der Verdacht im Raum, dass parlamentarische Regeln verletzt wurden. Die Europäische Staatsanwaltschaft befasst sich mit der Causa Niebler und will ein Ermittlungsverfahren einleiten; doch im Europaparlament wird über die Aufhebung ihrer Immunität gestritten. Die Verteidiger Nieblers sprechen von einer Intrige einer früheren Mitarbeiterin. Die Gegenseite

spricht von einer Politikerin, die noch den letzten Cent aus ihrem Mandat presse, um sich einen finanziellen Vorteil zu verschaffen.

Niebler, so legen es Unterlagen und Gespräche mit früheren Mitarbeitern jedenfalls nahe, soll über Jahre mehrere Mitarbeiter im EU-Parlament auf Minijobbasis und EU-Kosten angestellt haben. Die waren laut Vertrag »lokale Assistenten« und kutschten die EU-Abgeordnete durch Bayern. EU-Abgeordnete haben in Brüssel und Straßburg einen Fahrdienst, in ihrer Heimat hingegen nicht, weswegen einige Parlamentarier solche Chauffeure für politische Termine anheuern. Das wäre erlaubt. Niebler soll sich jedoch von ihren »lokalen Assistenten« auch zu privaten und geschäftlichen Terminen fahren lassen haben, etwa zum Flughafen für den Urlaub, offenbar zum Friseur oder zum CSU-Parteivorstand, so legen es zumindest dem SPIEGEL vorliegende Wochenpläne vom Büro Niebler nahe, die an die einzelnen Mitarbeiter verschickt wurden. Doch dafür sind die Mitarbeiter von Abgeordneten nicht gedacht. Ein Fahrer von Niebler soll zudem im Wahlkampf genutzt worden sein, um Flyer zu verteilen. Auch das wäre nicht erlaubt. Wie mehrere Fahrer

dem SPIEGEL sagen, habe es keine weiteren Zahlungen gegeben, nur das EU-Gehalt. Niebler widerspricht sämtlichen Darstellungen und sagt, sie könne die Richtigkeit ihrer Angaben belegen.

Ein anderer Vorwurf, den die Staatsanwaltschaft prüfen will, betrifft eine Frau, die in Straßburg bei Niebler ab 2014 angestellt war, aber tatsächlich für den früheren CSU-Abgeordneten Bernd Posselt arbeitet. Posselt hat seit 2014 kein Mandat mehr, war aber auch in der Zeit danach bei Fraktions-sitzungen präsent. Der Mitarbeiterin sollen als Entschädigung für die Reisen nach Straßburg zunächst 200 Euro und später 500 Euro gezahlt worden sein – und zwar über eine Anstellung in Nieblers Büro. Frühere Mitarbeiter sagen, die Frau sei nie im Team von Niebler gewesen; in vorliegenden büro-internen Unterlagen taucht sie nicht in der Urlaubsplanung auf. Niebler, die Mitarbeiterin und Posselt weisen das zurück. Die Frau habe sich etwa um VIP-Besuche von Niebler in Straßburg gekümmert. Nur merkwürdig: In einem SPIEGEL-TV-Beitrag 2015 stellte Posselt im EU-Parlament in Straßburg die Frau als seine Assistentin vor und sagt, er bezahle sie. Es gibt weitere Vergehen, die Niebler vorgeworfen werden. Niebler bestreitet alles.

Es sind keine Vorwürfe von außergewöhnlicher Schwere, sie zeigen vielmehr eine im EU-Parlament verbreitete Mentalität, es mit den Regeln nicht so genau zu nehmen.

Da Aussage gegen Aussage steht, würde die Europäische Staatsanwaltschaft gern ermitteln und beantragte bereits im vergangenen Jahr die Aufhebung der Immunität von Niebler. In einem Brief schrieben die Ankläger an die EU-Parlamentspräsidentin und baten um Diskretion, um zu verhindern, dass Niebler Beweismittel vernichtet.

Die Parlamentspräsidentin Roberta Metsola antwortete, dies sei nicht möglich; Niebler ist Stellvertreterin im Rechtsausschuss. Statt Diskretion zu gewähren, nahm sich das Parlament fast ein Jahr Zeit, um den Immunitätsantrag, der gerade einmal eine Seite umfasst, zu prüfen und Niebler anzuhören.

Das Ergebnis im Rechtsausschuss: Nieblers Europäische Volkspartei (EVP), die Sozialdemokraten und die Liberalen, die im EU-Parlament eine Art Koalition bilden, empfehlen dem Plenum, den Antrag auf Immunitätsaufhebung abzulehnen. Die Abgeordneten begründen das mit dem niedrigen Schaden, der angeblich entstanden sei, sowie mit Nieblers Erklärung, es gehe um einen politischen Prozess. Die frühere Mitarbeiterin Nieblers stehe auf einer Wahlliste und würde nachrücken, falls Niebler zurückträte. Letzteres stimmt sogar.

Grüne und Linke halten die Erklärungen dennoch für üble Ausreden. Wenn die Staatsanwaltschaft ermittle, müsste Niebler

WEITERE ZEITSCHRIFTEN: XSAVA.XYZ

**EU-Abgeordnete Niebler:** »Strikt getrennt«



Sven Hoppe / dpa / picture alliance



nicht einmal bei einer Verurteilung zurücktreten. Überdies sei das Motiv der Hinweisgeberin unerheblich. Rechnet man allein die jahrelange mutmaßliche Nutzung von Fahrern für private Zwecke zusammen, dürfte eine fünfstellige Schadenssumme entstanden sein, also keine Bagatelle. Schon beim Verdacht auf kleine Delikte wird in der Regel die Immunität aufgehoben, da sie nicht als Schutz für strafbare Handlungen dienen soll.

Selbst in den eigenen Reihen der EVP gibt es hinter vorgehaltener Hand lautes Gegrummel. Wenn Niebler behauptete, sie habe nichts falsch gemacht und sei nur das Opfer einer bösen Intrige, heißt es da etwa, warum wehre sie sich dann mit Händen und Füßen gegen eine Aufklärung der Staatsanwaltschaft, bei der ihrer Erzählung nach doch genau dieses Ergebnis herauskommen müsste?

Inzwischen gibt es einen weiteren Vorgang, der Zweifel aufwirft und in den die Staatsanwaltschaft Licht bringen könnte. Einer von Nieblers Assistenten in Bayern ist nicht nur bei der EU angestellt und fährt sie als Parlamentarierin durch Bayern. Derselbe Mitarbeiter arbeitet nach SPIEGEL-Informationen auch als Hausmeister für sie und ihren Ehemann Michael, einen Anwalt.

Der EU-Angestellte kümmert sich demnach um das Haus, in dem die Nieblers wohnen, und zwei weitere, die ihnen gehören. Der Ehemann will dem SPIEGEL dazu nichts sagen, was zitiert werden dürfte. Angelika Niebler teilt mit, die Tätigkeiten des Mitarbeiters für sie als Parlamentarierin seien »strikt getrennt« von den Arbeiten für sie als Privatperson und für ihren Mann gewesen. Diese privaten Arbeiten, für die auch Sozialabgaben gezahlt worden seien, habe sie dem Parlament angezeigt. Außerdem gebe es dazu »detaillierte schriftliche Arbeitsnachweise«.

Auch die bayerische EVP-Abgeordnete Monika Hohlmeier, Tochter des CSU-Überwachers Franz Josef Strauß, griff bis August 2025 für knapp ein Jahr lang auf denselben Mitarbeiter aus Nieblers Personalstamm zurück und stellte ihn für zwölf Stunden in der Woche ein. Allerdings, so Hohlmeier, habe er nie einen Handschlag für sie als Privatperson gemacht. Sie habe ihn ausschließlich für Dienstfahrten im Rahmen ihrer Parlamentsarbeit eingesetzt, in Absprache mit der EU-Verwaltung.

In der nächsten Sitzungswoche soll im Plenum des EU-Parlaments über die Immunität der Abgeordneten Angelika Niebler abgestimmt werden. Wie aus der Europäischen Staatsanwaltschaft zu hören ist, will man vor den Europäischen Gerichtshof ziehen, sollte das Parlament den Immunitätsantrag ablehnen.

Jürgen Dahlkamp, Timo Lehmann

S

# Der Kampf der Systeme



304 Seiten, gebunden · 24,00 € (D) · Auch als E-Book erhältlich

China, Ungarn, USA: Populisten gewinnen weltweit an Macht, Autokratien präsentieren sich als zukunftsfähige Staatsmodelle. Sie bauen konkurrenzfähige Wirtschaften auf und setzen liberale Demokratien unter Druck. Wie können Freiheit und Fortschritt verteidigt werden? SPIEGEL-Autor und Wirtschaftsexperte Michael Sauga untersucht die Erfolgsstrategien, aber auch die Schwächen moderner Diktaturen: Eine brillante Analyse und ein Aufruf zu einer ökonomischen Antwort auf die wachsende autokratische Bedrohung.

# Gewalt im Hort des Guten

**Affären** Die Wohltätigkeitsorganisation SOS-Kinderdorf wird von einem Skandal überrollt. Schon ihr Gründer soll Kinder missbraucht haben, zahlreiche Fälle folgten.

Die E-Mail erreichte SOS-Kinderdorf im März 2019. Der Absender schildert darin, was ihm gut fünf Jahrzehnte davor widerfahren sei, auf einer Kur mit seiner Mutter in Nordhessen im Jahr 1968, wo auch ein »berühmter Mann« zugegen war. An einem Abend sei er, damals ein Jugendlicher, in seinem Einzelzimmer durch den Ruf dieses Mannes geweckt worden, »Wo ist der Bub?« Dann sei es zu einem physischen Kontakt gekommen, den er nicht näher beschreiben wolle. Der berühmte Mann habe ihn massiv bedrängt, erst nach ein paar Minuten habe er sich befreien können. Ihm stehe eine Entschädigung zu.

Der Autor der E-Mail nennt auch den Namen des Beschuldigten: Hermann Gmeiner, Gründer von SOS-Kinderdorf, einer der weltweit größten karitativen Organisationen mit mehr als 550 Kinderdörfern in mehr als 130 Ländern. Ein Hort des Guten, wo die Schwächsten der Gesellschaft Fürsorge erfahren sollen.

Eine Antwort bekam das mutmaßliche Opfer nicht, nachdem die Nachricht vor sieben Jahren im Dialogzentrum von SOS-Kinderdörfern weltweit angekommen war, dem deutschen Förderverein der Organisation mit Sitz in München. Die E-Mail sowie weiterer interner Mailverkehr liegen dem SPIEGEL vor. Der Absender sprach von einem einschneidenden und traumatischen Erlebnis, mit dem er in seinem Leben immer wieder konfrontiert worden sei, in der Realität und in seinen Träumen.

Ob die Anschuldigungen in der E-Mail zutreffen, lässt sich nicht nachprüfen. Nachvollziehen lässt sich aus den Unterlagen aber, wie die Nachricht bei SOS-Kinderdörfern weltweit zunächst relativiert wurde. Und wie die Verantwortlichen die Vorwürfe schlicht ignorierten.

Erst im November 2025 tauchte der Fall plötzlich wieder auf, wegen eines anderen Skandals. Die österreichische Sektion von SOS-Kinderdorf hatte öffentlich gemacht, dass der zeitlebens als Wohltäter und Kinderfreund gefeierte Hermann Gmeiner seit den Fünfzigerjahren Kinder missbraucht haben soll. Es gebe gegen Gmeiner glaubhafte Vorwürfe zu sexuellen und physischen Übergriffen gegen Kinder und Jugendliche. Der deutsche SOS-Förderverein ließ daraufhin intern ebenfalls nach möglichen Gmeiner-

Fällen suchen und fand die E-Mail von 2019. Auch der Umgang mit der Meldung des mutmaßlichen Opfers wurde dabei dokumentiert.

Seitdem die Vorwürfe aus Österreich, wo die Organisation ihren Ursprung hat, bekannt wurden, tobt ein Sturm bei SOS-Kinderdorf. Hermann Gmeiner ist bereits 1986 verstorben, doch der Fall aus den Sechzigerjahren und die verzögerte Aufarbeitung setzen SOS-Kinderdorf auch in Deutschland unter Druck. Die Organisation, die weltweit jährlich mehr als eine Milliarde Euro einnimmt, sieht sich mit einer Serie von Missbrauchsvorfällen konfrontiert, die nicht nur Gmeiner betreffen, sondern eine größere Zahl von Betreuerinnen und Betreuern. Die Berichte der Opfer zeugen von Missbrauch verschiedener Art in den Kinderdörfern.

Der SPIEGEL hat mit aktiven und ehemaligen Mitarbeitenden aus unterschiedlichen Ländern gesprochen, Dokumente und E-Mails gesichtet. Kaum jemand will zitiert oder namentlich erwähnt werden. Hört man in die Organisation hinein, ergibt sich das Bild eines schwerfälligen, von intransparenten Strukturen geprägten Apparats, der mit der Krisenbewältigung überfordert zu sein scheint.

## SOS-Vorständin Schutter:

»Wir müssen weg von den Lichtgestalten«



Die Erzählungen der Insider klingen oft ähnlich. Da sind zum einen die Empörung und Trauer darüber, dass schutzbefohlene Kinder geschädigt wurden, durch Missbrauch und Gewalt. Zum anderen aber auch die Angst, dass die Vorkommnisse viele weitere Kinder in Mitleidenschaft ziehen könnten. Denn in diversen Ländern sind SOS-Kinderdörfer eines der wenigen Hilfsangebote für Kinder in Not. Und auch diese Angebote sind nun gefährdet. Denn der Skandal bedroht die Zukunft der Organisation insgesamt.

Und daran sind nach Darstellung einiger Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner nicht nur die Täter von damals schuld, sondern auch Verantwortliche von heute. Die Aufarbeitung der Missbrauchsfälle laufe zu undurchsichtig, die Führungskultur sei autoritär, Gewalt werde relativiert, notwendige Reformen würden verschleppt und unliebsames Personal ausgetauscht, so lautet die Kritik. Ein Ehemaliger beschreibt SOS-Kinderdorf gar als ein »krankes System«.

Ein System, bei dem oft Markenschutz vor Kinderschutz gestellt worden sei, heißt es immer wieder. Tatsächlich erweckt auch der Umgang mit der Meldung des mutmaßlichen deutschen Opfers von 2019 diesen Eindruck.

Im März 2019 leitete eine Mitarbeiterin das heikle Schreiben über den mutmaßlichen Missbrauchsfall in Nordhessen im Jahr 1968 an den damaligen Pressesprecher weiter. Dieser zeigte sich beunruhigt und informierte einen damaligen Vorstand. Wie sollte man mit den schweren Anschuldigungen umgehen, zumal im Jubiläumsjahr, 70 Jahre nach der Gründung durch Gmeiner? Die Sache könne der Organisation »massiv um die Ohren fliegen«, hieß es in einer E-Mail.

Doch das damalige Vorstandsmitglied tat die Nachricht als Erpressungsversuch ab: »Keep cool, das klingt nach Hard Core Blackmailing«, schrieb der Mann. Er habe aber Helmut Kutin informiert – also Gmeiners Nachfolger, der über viele Jahre Präsident der Organisation gewesen war. Kutin war zu dieser Zeit immer noch Ehrenpräsident von SOS-Kinderdorf Österreich.

Im April 2019 meldete sich der Absender erneut und forderte eine Reaktion ein. Die blieb aber wieder aus. Stattdessen teilte der Pressesprecher einem Kollegen mit, dass der Vorstand festgelegt habe, dass man sich nicht bei dem Mann zurückmelden solle. »Wir sollen nichts tun. Also machen wir nichts.« Er selbst sei der Meinung, man sollte eine Krisenagentur einschalten. Aber er halte sich an die Anweisungen von oben.

SOS-Kinderdorf, das ist eine große karitative Erfolgsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg vom damals 29-jährigen Hermann Gmeiner zusammen mit weiteren Unterstützern als Verein gegründet, eröffnete 1951 das erste SOS-Kinderdorf in Imst in Tirol.





Gründer Gmeiner mit Kindern im SOS-Kinderdorf Jordanien 1984: Zeitlebens als Wohltäter gefeiert

Gmeiner, 1919 geboren, stammte aus einer Vorarlberger Bergbauernfamilie mit neun Kindern. Im Alter von fünf Jahren verlor er seine Mutter, eine ältere Schwester übernahm die Rolle der Ersatzmutter in der Großfamilie. Nach seiner Zeit als Soldat der Wehrmacht studierte er Medizin. Dann ersann er gemeinsam mit Mitstreitern das Konzept der Dörfer für Waisenkinder mit der zentralen Rolle der Kinderdorf-Mütter.

Das Kürzel SOS hat nichts mit einem Notruf zu tun, der Name steht für »Societas Socialis«, lateinisch »Soziale Gesellschaft«. Denn die ersten Kinderdörfer sollten Kriegswaisen ein Zuhause bieten und sich bewusst von typischen Kinderheimen unterscheiden. In familienähnlichen Strukturen sollten elternlose oder traumatisierte Kinder eine Chance auf ein besseres Leben erhalten: mit einer Ersatzmutter als fester Bezugsperson, mit anderen Pflegekindern als Geschwistern. Mehrere Familien in je eigenen Häusern bildeten zusammen eine Dorfgemeinschaft. Das Konzept wurde weltweit kopiert, die spendenbasierte Organisation wuchs und wuchs. Doch später sollte sich zeigen, dass genau diese Strukturen einigen Kindern zum Verhängnis wurden.

Bis vor wenigen Jahren genoss SOS-Kinderdorf ein tadelloses Image und wirbt noch immer mit lächelnden Kindergesichtern aus allen Erdteilen für sich. Für eine der berühmtesten Kinderschutzorganisationen der Welt zugehen Kleinspender bis heute monatlich ein paar Euro ab, und große Konzerne leisten finanzielle Unterstützung.

Doch die Spenden könnten durch den Missbrauchsskandal nun merklich zurückgehen. Im vergangenen Jahr sind sie laut SOS-Kinderdorf jedenfalls um einen einstelligen Prozentbetrag gesunken, fürs aktuelle Jahr habe man noch keine Zahlen. Ein Missbrauchsskandal ist eine existenzielle Gefahr für eine Organisation, deren Erfolgsmodell darauf beruht, dass ihr Menschen freiwillig Geld für Gutes geben.

Zu welchen Übergriffen es in einigen Kinderdörfern kam, hat kürzlich die Österreicherin Marina Hubmann beschrieben, in ihrem im März dieses Jahres erschienenen Buch »Kinderdorf – die Geschichte einer Betroffenen«. Die heute 43-Jährige schildert die regelmäßigen Gewaltexzesse ihrer Kinderdorfmutter und dass niemand ihr glaubte, als sie mit blauen Flecken in die Schule

kam. Und sie beschreibt die Strukturen, die die Gewalt erst ermöglichten: ein in sich geschlossenes System, in dem die Kinder den Erziehungspersonen schutzlos ausgeliefert seien – und das darauf aufgebaut sei, wegzusehen. Bis heute.

»Die gewalttätigen Betreuerinnen schlugen uns vor versammelter Belegschaft«, so Hubmann. Und weiter: »Ich war verletzt, und keiner sah hin. Die Lehrerin nicht. Der Leiter des Kinderdorfs nicht. Niemand. Auch Gott nicht.« Hubmann schreibt auch, dass sie zuvor zu Hause von ihrem Stiefvater sexuell missbraucht worden sei. Trotz aktkundiger Vorwürfe habe die Kinderdorf-Mutter in der Einrichtung bei Graz weiterhin Pflegekinder aufziehen dürfen.

Bereits 2014 beschreibt der österreichische Historiker Horst Schreiber in seinem Buch »Dem Schweigen verpflichtet« körperliche und psychische Gewalt sowie sexuellen Missbrauch in SOS-Einrichtungen. Die Struktur und die familiäre Bindung in den Kinderdörfern, so Schreiber, begünstigten solche Übergriffe.

Über die Haushalte wachte in der katholisch geprägten Organisation ein Kinderdorf-Vater. »In den patriarchalen Strukturen des

SOS-Kinderdörfer waren Männer an den Leitungsstellen, Frauen in den untergeordneten Positionen«, so Schreiber. »Dies trug mit dazu bei, dass das Thema sexualisierte Gewalt in den Kinderdörfern wie in der Gesamtorganisation zu wenig Beachtung fand.« Zudem sollen viele Betroffene die Gewalterfahrung im Vergleich zu derjenigen in ihrer Herkunftsfamilie als weniger schlimm empfunden haben. Sie kamen von der Traufe in den Regen.

Insgesamt sind nach mehreren Untersuchungen, auch durch unabhängige Kommissionen, mehr als 200 Fälle von sexuellem, physischem oder psychischem Missbrauch in der Organisation bekannt. Mindestens acht mutmaßliche Missbrauchsfälle haben bislang einen Bezug zu Hermann Gmeiner, die Betroffenen erhielten Entschädigungen. Mehr als 30 Jahre lang hatte Gmeiner Zugang zu Kinderdörfern in der ganzen Welt – verwunderlich wäre es nicht, wenn noch zahlreiche weitere Fälle ans Licht kämen. Damit rechnet man auch innerhalb der Organisation.

Um weiteren Schaden abzuwenden, gehen mittlerweile ganze SOS-Ländervereine auf Distanz zum Dachverband, darunter Frankreich, Großbritannien und Norwegen. Aus einigen ihrer Stellungnahmen geht hervor, dass sie nicht mehr daran glauben, dass die Organisation sich reformieren kann. Auch die Schweiz hat kürzlich ihren Austritt bekannt gegeben.

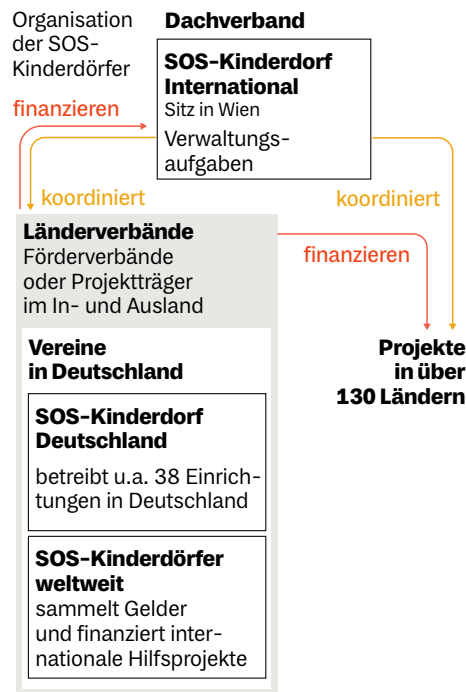
Marc Kempe ist Mitglied der Geschäftsführung der Stiftung SOS-Kinderdorf Schweiz. Im Januar erklärte die Schweiz ihren Austritt, der allerdings erst Ende 2028 wirksam wird. Kempe betont, dass SOS-Kinderdorf Schweiz bereits seit vielen Jahren eigenständige Programme umsetze, die präventiv dafür sorgen, dass Kinder in ihrem ursprünglichen Umfeld aufwachsen könnten.

»Unsere Mitarbeiter haben eine starke intrinsische Motivation. Sie verzichten bewusst auf höhere Gehälter, die sie bei einer Versicherung oder Bank verdienen würden, um sich für Kinder in Not einzusetzen«, erklärt Kempe. »Wenn man dann erfährt, dass der Gründer ein Pädokrimineller war, fällt es einem schwer, sich weiterhin mit der Föderation zu identifizieren.«

Die Marke SOS-Kinderdorf sei aktuell und mittelfristig beschädigt, meint Kempe. Größere Spender und Stiftungen hätten ihm die Frage gestellt: Wann hört das auf? Ein Großspender habe ihm gesagt: »Bei eurer Marke ist der Glanz ab.« Das habe die Entscheidung bestärkt.

Für den Austritt aus der Internationalen Föderation besteht eine Übergangsfrist von zwei Jahren. Die Dachorganisation SOS-Kinderdorf hofft, dass es sich einige der Ländervereine in dieser Zeit doch noch anders überlegen. Bleiben sie bei ihrer Entscheidung und kommen noch weitere Abgänge hinzu, wäre dies schwer zu verkraften. Denn die Landesverbände der westlichen Länder finanzieren

## Komplexe Struktur



5 • Quellen: SOS-Kinderdörfer, eigene Recherche

größtenteils die Hilfsprojekte im Globalen Süden – und den Dachverband selbst, dem sie Mitgliedsbeiträge zahlen. Es ist fraglich, ob die Organisation einen größeren Exodus in ihrer jetzigen Form überstehen würde.

Denn bereits jetzt sieht es für SOS-Kinderdorf finanziell offenbar eng aus. In Rundmails an Verantwortliche in mehreren Ländern kündigte die SOS-Führung vor einigen Monaten Restrukturierungen angesichts rückläufiger Einnahmen an. Externe Wirtschaftsprüfer waren im Haus, intern kursierten Sorgen vor einer möglichen Insolvenz. Man sei »weder zahlungsunfähig noch überschuldet«, heißt es hierzu von SOS-Kinderdorf. »Die Organisation kümmert sich weiterhin aktiv um ihre Finanzlage, um Stabilität zu gewährleisten.«

Sabina Schutter, als Vorständin bei SOS-Kinderdörfern weltweit erst seit März 2026 im Amt, empfängt zum Interview in den Büroräumen im Münchner Stadtteil Schwanthalerhöhe. Es gibt Kekse, Kaffee, Tee und eine Portion Reue.

Schutter sagt, sie sei überzeugt, dass die Organisation die Krise überwinden könne. Man gewinnt allerdings den Eindruck, dass noch niemand so recht weiß, wie das konkret geschehen soll, auch Schutter nicht.

Die Anerkennung von Fehlern ist für Schutter der erste Schritt. Zur E-Mail von 2019, die ihre Vorgänger erreichte, sagt sie: »Die Information wurde nicht ernst genommen.« Man habe nun E-Mail-Postfächer ausgewertet. Seit 2021 sei man dabei, »Vorwürfe von missbräuchlichem Verhalten und

Gewalt gegen Kinder aufzuarbeiten« und habe »bereits viele Maßnahmen ergriffen«.

Es gebe dabei noch Verbesserungsmöglichkeiten, so Schutter im Interview: »Wir wissen nicht immer hundertprozentig, was vor Ort in den Kinderdörfern stattfindet.« Das sei »auf internationaler Ebene weitaus komplizierter« als in Deutschland, so Schutter. Gleichwohl müsse man den Kinderschutz dort sicherstellen. »Auch unser Interventionssystem funktioniert noch nicht überall so, wie ich mir das vorstelle«, so die Vorständin.

»Wir wollen in allen SOS-Projekten die Vorbilder für guten Kinderschutz, die es ja gibt, sichtbar machen«, sagt Schutter. »Damit wollen wir einen Lernprozess auf Augenhöhe fördern.« Außerdem werde es gemeinsam mit SOS-Kinderdorf Österreich einen neuen Aufarbeitungsbericht zum Gründer Hermann Gmeiner geben. Man wolle sich den Fällen »detailliert stellen, Fehler anerkennen und nichts verharmlosen«, sagt Schutter.

»Für die damals handelnden Personen war es offenbar schlicht unvorstellbar, dass Hermann Gmeiner Kinder oder junge Menschen missbraucht hat«, resümiert Schutter. Daher müsse es nun einen Kulturwandel geben. »Wir müssen weg von den Lichtgestalten«, sagt sie.

In Österreich werden bereits einzelne Hermann-Gmeiner-Straßen umbenannt oder Hermann-Gmeiner-Denkmäler abgebaut, etwa in Salzburg und Wien. Doch kaum distanziert sich die Organisation von ihrem Gründer, zieht der Skandal schon weitere Kreise: Inzwischen ist auch bekannt, dass die Vorwürfe gegen Gmeiner intern einigen Personen bereits etwa ein Jahrzehnt lang bekannt gewesen sein sollen, bevor SOS-Kinderdorf damit an die Öffentlichkeit ging.

Das österreichische Wochenmagazin »Falter« deckte zudem auf, dass Gmeiners Nachfolger Helmut Kutin einen mutmaßlich pädophilen Großspender gedeckt haben soll. Er soll davon gewusst haben, dass diesem Zugang zu Kinderdörfern ermöglicht wurde, wo er mehrere Jungen sexuell missbraucht haben soll. »Wir sind zutiefst bestürzt über diesen Vorfall und verurteilen ihn in aller gebotenen Schärfe«, erklärt dazu SOS-Kinderdorf auf Nachfrage.

Einmal soll ein Junge aus Nepal ins Haus des Großspenders nach Österreich gebracht worden sein. Die Führungsriege von SOS-Kinderdörfern weltweit erfuhr 2022 von den Vorwürfen gegen den Großspender. Ein Ausschlussverfahren gegen Kutin wurde eingeleitet, der Aufsichtsrat entzog ihm 2023 die Ehrenmitgliedschaft. Am 7. November 2025 übermittelte SOS die zugehörige Sachverhaltsdarstellung an die Staatsanwaltschaft Innsbruck.

Kutin starb 2024. Wie Gmeiner kann er nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden. Jan Friedmann, Katherine Rydlink



# Fanpost für den »Islamischen Staat«

**Justiz** Nadine D. soll Spenden für gefangene IS-Terroristen eingeworben und ihnen aufmunternde Briefe ins Gefängnis geschickt haben. Ist das Terrorunterstützung?

Die Fanpost ging kurz vor Weihnachten im Münchner Gefängnis ein. »Du bist nicht allein«, hieß es in einem der Briefe. Auf einem beigelegten Foto waren zwei vollverschleierte Frauen mit einer Raubkatze zu sehen, dazu der Schriftzug: »Meine starke Löwin«.

Empfängerin war die IS-Terroristin Jennifer W., die später zu 14 Jahren Haft verurteilt wurde, unter anderem wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit durch Versklavung mit Todesfolge. Sie hatte sich dem »Islamischen Staat« angeschlossen und nichts dagegen unternommen, dass ihr Mann ein jesidisches Mädchen im Irak in der Sonne festkettete und sterben ließ.

Es war eine der schlimmsten Taten unter Beteiligung deutscher Islamisten. Doch für Nadine D. offenbar kein Grund, sich von Jennifer W. abzuwenden. Der Umschlag mit Fotos und Briefen radikaler Glaubensschwester vom Dezember 2019 stammte nach Überzeugung der Ermittler von ihr.

Nadine D., 42, aus Düsseldorf soll jahrelang die Plattform »Free Our Sisters« betrieben haben. Die Initiative galt Beobachtern als islamistische Propagandaschleuder – und als eine der wichtigsten sogenannten Gefangenenhilfen für verurteilte Islamisten im deutschsprachigen

Raum. Ihr Logo zeigte rosa Blumen neben Handschellen, dazu den Schriftzug »Befreit unsere Schwestern«.

Ob RAF oder »Nationalsozialistischer Untergrund«: Immer wieder erhalten inhaftierte Terroristen Unterstützung von Sympathisanten. Diese besuchen sie im Gefängnis oder schicken ihnen aufmunternde Briefe. Die »Gefangenenhilfe« dient radikalen Milieus dazu, die Reihen zu schließen, im Kampf gegen den verhassten »Repressionsapparat«.

Muss der Staat das hinnehmen? Diese Frage steht im Mittelpunkt des Prozesses gegen Nadine D. Für den Generalbundesanwalt hat sich die Frau der Terrorunterstützung schuldig gemacht. Ab dem 28. Mai muss sie sich vor dem Oberlandesgericht Düsseldorf verantworten. Der SPIEGEL und Deutschlandfunk Kultur haben zu ihrem Fall recherchiert. Die Vorwürfe der Anklage sind den Redaktionen bekannt.

Demnach rief Nadine D. von Dezember 2019 bis August 2024 auf Instagram und in anderen sozialen Medien nicht nur dazu auf, IS-Terroristen Briefe oder Fotos ins Gefängnis zu schicken. Sie soll im Namen von »Free Our Sisters« auch knapp 15.000 Euro gesammelt haben. Die Spenden soll sie verurteilten IS-Mitgliedern oder deren Ange-

hörigen sowie in Gefangenschaft geratenen Islamistinnen in Syrien weitergeleitet haben.

Dafür nutzte Nadine D. den Ermittlungen zufolge den Zahlungsdienstleister PayPal – und das Bankkonto ihrer Mutter. Der Vorwurf der Anklage zufolge: Unterstützung einer ausländischen Terrorvereinigung. Im Fall einer Verurteilung drohen Nadine D. sechs Monate bis zehn Jahre Gefängnis.

Die Spenden erhielten laut Anklage namhafte IS-Größen. Etwa ein Hassprediger aus Österreich, der in der deutschsprachigen Dschihadistenszene als Ebu Tejma auftrat und 2016 wegen IS-Mitgliedschaft zu 20 Jahren Haft verurteilt wurde. Nadine D. veröffentlichte der Anklage zufolge Spendenaufrufe für den Szeneprediger. Das Geld soll sie der Ehefrau des IS-Anwerbers zugeleitet haben, Verwendungszweck »Kinderkleidung«. Laut Anklage waren es rund 4000 Euro.

Spenden warb Nadine D. den Ermittlungen zufolge auch für die Ehefrau eines verurteilten IS-Terroristen ein. Der Mann hatte nach Überzeugung des Oberlandesgerichts Düsseldorf einen Sprengstoffanschlag geplant und ein Attentat auf einen Islamkritiker in Neuss vorbereitet. Neuneinhalb Jahre Freiheitsstrafe erhielt er 2022 dafür.

Weitere Spenden übermittelte Nadine D. laut Anklage an mutmaßliche Partnerinnen von IS-Kämpfern, die nach dem Niedergang des IS in von Kurden kontrollierten Gefangenenlagern in Nordsyrien interniert waren.

In dem Prozess gegen Nadine D. wird der Staatsschutzsenat klären müssen, ob Briefe mit Durchhalteparolen und Geldzahlungen an verurteilte IS-Mitglieder und deren Angehörige strafrechtlich als Terrorunterstützung zu werten sind.

Für den Rechtsanwalt Serkan Alkan, einen der Verteidiger von Nadine D., ist die Antwort klar: »Wenn man der Ehefrau eines Inhaftierten mit etwas Geld hilft, ihre Kinder durchzubringen, unterstützt man damit keine Terrororganisation, sondern eine hilfsbedürftige Person«, sagt Alkan. »Dafür bestraft zu werden, kann nicht richtig sein.«

Dagegen dürfte der Generalbundesanwalt darauf verweisen, dass »Free Our Sisters« eine für den »Islamischen Staat« wichtige Propagandaplattform gewesen sei. Nadine D. teilte laut Anklage die Ideologie des IS. Briefe und Spenden sollten die Inhaftierten demnach dazu bewegen, der Terrororganisation die Treue zu halten und nach einer Entlassung erneut in den Dschihad zu ziehen. Die Aufforderung, bei Spendenüberweisungen als Verwendungszweck harmlose Bezeichnungen wie »Hilfe« zu verwenden, habe der Verschleierung gedient.

Nadine D. sitzt in Untersuchungshaft. Bis zu ihrer Festnahme im September lebte sie von Sozialleistungen, das Jobcenter zahlte ihr monatlich etwas mehr als 2300 Euro. Vorstrafen hat sie keine.

Ulrich Kraetzner

**Innenhof der Frauenhaftanstalt München Stadelheim 2009: »Du bist nicht allein«**



Catharina Hess / SZ Photo / picture alliance



Treppenhaus des Friedrich-Ebert-Gymnasiums in Hamburg

Niklas Grapatin / DER SPIEGEL

## Haram oder halal?

**Glaube** Sie verbieten Mitschülern das Pausenbrot, boykottieren den Musikunterricht oder ignorieren weibliche Lehrkräfte. Religiöse Konflikte mit streng muslimischen Schülern fordern Schulen heraus.

### 1. Wenn Religion den Schulalltag dominiert

Die Schulleiterin klingt fassungslos, wenn man sie nach der Stimmung an ihrer Schule fragt. »Einige muslimische Schüler bewerten bei uns mit großer Vehemenz, was gut ist und was schlecht, was halal ist und haram.« Halal bezeichnet alles, was nach islamischem Recht gestattet, haram alles, was verboten ist.

Noch bis vor ein paar Jahren habe an ihrer Gesamtschule in einer Stadt in Norddeutschland ein offenes Klima geherrscht. Doch das sei vorbei. Die Schulleiterin erzählt von Ungeheuerlichkeiten, die bei ihr Alltag seien: »Mädchen werden schon in der fünften Klasse unter Druck gesetzt, wie sie sich anziehen haben. Wenn eine Lehrkraft in der Weihnachtszeit den Klassenraum schmücken will, stehen zwei muslimische Schüler auf und sagen, ›das wollen wir nicht‹. Keiner

hält dagegen. Im Prinzip kann niemand ein Salamibrot auspacken, ohne dass ein Thema daraus wird.«

Das Klima sei kaum noch zu ertragen, vereinzelt hätten Schülerinnen bereits die Schule gewechselt. Die Schulleiterin sagt: »Eine kleine Gruppe von Schülern hat unglaublich Macht über eine große Gruppe gewonnen.«

Die Frau will anonym bleiben, ihre Schule darf nicht genannt werden – und das ist bereits ein Symptom des Problems. Sie sagt, das Thema sei zu heikel, der Ruf der Schule in Gefahr, Vorurteile würden befeuert. Es sei für sie »ein ganz großer Spagat für das eigene Toleranzverständnis«. Wer versuche, dominanten Jugendlichen entgegenzutreten, die vermeintlich muslimisch korrekte Lebensweisen propagierten, werde von ihnen schnell als Rassist oder Nazi beschimpft. Wer Missstände öffentlich anspreche, laufe Ge-

fahr, dass Neonazis und Rechtspopulisten sie instrumentalisierten.

Mehrere Schulen im Land sind in jüngerer Zeit durch ähnliche Vorfälle in die Schlagzeilen geraten. An einem Essener Gymnasium hatten einige Abiturienten überlegt, den Abiball aus Rücksicht auf streng muslimische Schülerinnen nach Geschlechtern getrennt zu feiern. Mehrere Schulen in Hamburg berichteten vergangenes Jahr, dass muslimische Schüler gezwungen worden seien zu fasten oder religiöse Schüler den Musikunterricht boykottiert haben sollen. Die AfD griff die Konflikte jeweils auf, um vor einer angeblichen Überfremdung und Islamisierung Deutschlands zu warnen.

Ein Viertel der Bevölkerung in Deutschland hat eine Zuwanderungsgeschichte, unter jungen Menschen ist der Anteil noch höher. Das zeigt sich auch in der religiösen



Vielfalt in den Klassenzimmern. Bedrohen streng muslimische Jugendliche mit reaktionären Wertvorstellungen den Schulfrieden in Deutschland?

## 2. Keine repräsentativen Zahlen, echte Sorgen

Die mediale Berichterstattung sei »sehr stark, auch affektiv aufgeladen«, sagt Margit Stein. Aber ihre Forschung zeigt: Schulen sehen im Zusammenhang mit muslimischen Schülerinnen und Schülern durchaus Konfliktstoff. »Die Klage der Lehrkräfte über religiöse Konflikte hat zugenommen«, sagt die Pädagogik-Professorin der Universität Vechta. Sie forscht seit Jahren zum Thema und hat gemeinsam mit Wissenschaftlern der Internationalen Hochschule IU mit Hauptsitz in Erfurt versucht, das Problem bundesweit zu vermessen.

Ihre 2025 veröffentlichte Befragung von knapp 700 Schulsozialarbeitern und Lehrkräften aller Schulformen in ganz Deutschland ist nicht repräsentativ, zeigt aber: Solche Herausforderungen beschäftigen viele Schulen. Ein Drittel der Teilnehmenden berichtet demnach von religiös motivierten Konflikten. Oft gehe es um Spannungen zwischen stärker und weniger stark praktizierenden muslimischen Schülerinnen und Schülern. Um Gruppenzwang beim Fasten im Ramadan, um das Einhalten von Speisevorschriften oder Gebetszeiten. Musliminnen und Muslime seien also manchmal Täter, aber auch Opfer. Intoleranz gegenüber anderen Religionen sei generell ein Problem.

Auch beschäftigt die Pädagoginnen und Pädagogen, wie sie mit Anfragen nach Gebetsräumen oder muslimischen Feiertagen umgehen sollen. Ein Viertel der Befragten berichtete zudem von islamistischen Tendenzen, etwa von Frauen- und Queerfeindlichkeit, Antisemitismus und Ablehnung von Demokratie und Menschenrechten, die mit dem Islam begründet werden.

Zu den Zahlen betont Stein: Es gehe darum, ob und welche Konflikte Lehrkräfte wahrnehmen, nicht, wie viele Schülerinnen und Schüler in Konflikte verwickelt seien. Die meisten muslimischen Schülerinnen und Schüler seien davon nicht betroffen. »Es ist eine kleine Gruppe, die mit ihrem Verhalten das Ansehen von vielen muslimischen Jugendlichen beschädigt.«

## 3. Ein Hamburger Gymnasium versucht es mit einem gemeinsamen Gebetsraum

Der Multifunktionsraum am Friedrich-Ebert-Gymnasium in Hamburg-Harburg liegt im ersten Stock, mittags wird er zum »Raum der Stille«. Schüler ab der neunten Klasse können hier in der Mittagspause entspannen, beten oder meditieren. Neben der Tür hängt ein DIN-A4-Blatt mit Regeln:

## »Es ist eine kleine Gruppe, die mit ihrem Verhalten das Ansehen von vielen muslimischen Jugendlichen beschädigt.«

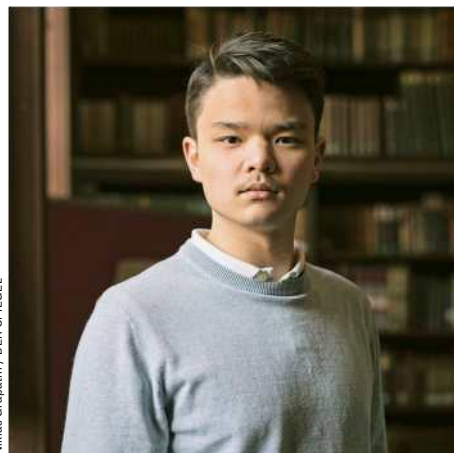
Margit Stein, Wissenschaftlerin

»Alle Schüler\*innen dürfen den Raum gleichzeitig nutzen, unabhängig von Geschlecht, Kultur, Religion, Art der Nutzung«, steht da. Wer ihn aufsucht, muss sich in eine Liste eintragen. Auch in anderen Bundesländern gibt es solche Räume. In Nordrhein-Westfalen hat etwa jede 30. Schule einen. In Berlin wiederum klagt die Gesellschaft für Freiheitsrechte gerade gegen die Schulordnung eines Gymnasiums, weil sie den Schülerinnen und Schülern »das sichtbare Beten« verbiete.

Der Raum der Stille ist nicht der einzige Ausdruck religiöser Vielfalt an der Schule in Hamburg. Im Eingang der Schule hängen im März Girlanden mit der Aufschrift »Eid Mubarak« und »Ramadan Mubarak« unter der Decke, wünschen Musliminnen und Muslimen eine gesegnete Fastenzeit. Bis vor ein paar Wochen habe hier noch Weihnachtschmuck gehangen, sagt Religionsfachleiter Marcel Mertins. Im Treppenaufgang erinnert ein farbenfrohes Bild an »Holi«, das Frühlingsfest, das Hindus meist Anfang März begehen.

Am Gymnasium gibt es Schüler fast aller Weltreligionen. Religion spiele für viele Kinder und Jugendliche eine große Rolle, sagt Mertins. Es sei gut und wichtig, dass sie sich durch Schmuck wie diesen angenommen fühlen können. Die Schule berücksichtigt verschiedene religiöse Feste in ihrer Jahresplanung, lässt etwa keine Klausuren schreiben während des Zuckerfests, das die Fastenzeit beendet. Mertins glaubt, dass die

**Katholik Karol Josef:**  
Praktizierender Christ



Niklas Grapatin / DER SPIEGEL

Schule dadurch einen Weg gefunden habe, »alle Religionen wertzuschätzen und Konflikte kleinzuhalten«.

Der Raum der Stille wurde vor ein paar Jahren eingerichtet, weil muslimische Jugendliche in der Mittagspause in einem schäbigen Kellerraum gebetet hätten. »Das fanden wir sehr unwürdig«, sagt Schulleiter Christoph Posselt. »Das Grundgesetz garantiert freie Religionsausübung.« Der Raum sei für alle da, werde aber vor allem von einigen muslimischen Jugendlichen für das Mittagsgebet genutzt.

Karol Josef findet das logisch. Er ist 18 und besucht die zwölfte Klasse am Gymnasium, er ist katholisch und praktizierender Christ. Er sagt, dass er einen solchen Raum schlicht nicht brauche, er könne überall beten und sich bekreuzigen. Für Muslime, die während des Gebets Stirn, Nase, Hände, Knie und Fußspitzen zum Boden bringen, sei das anders.

Natürlich bringt so ein Gebetsraum nicht alle Probleme zum Verschwinden, wie ein Gespräch mit zwei Schülerinnen zeigt. Amalia ist russisch-orthodoxe Christin, Zilan Muslimin, beide agieren auch als Streitschlichterinnen an der Schule. Sie sind 17, beste Freundinnen, der unterschiedliche Glaube ist für sie kein Problem. Aber beide wissen, was es bedeutet, wegen des Glaubens ausgegrenzt oder unter Druck gesetzt zu werden.

Amalia war als Christin in ihrer Klasse in der Minderheit. Sie erzählt, dass sie früher von einem Mädchen muslimischen Glaubens als »Ungläubige« diffamiert wurde. Auch habe sie sich einen Spruch anhören müssen wegen ihres Kreuzes, das sie an einer Kette um den Hals trägt. Sie sagt aber, es seien nur Einzelne, die sich so verhielten. »Und man weiß ja auch nie, wie ernst die das meinen«, sagt sie.

Zilan hat im Ramadan erlebt, wie eine ihrer jüngeren Schwestern von muslimischen Mitschülern unter Druck gesetzt wurde, weil sie nicht fastete. »Die machen so Kommentare, sagen ihr, dass man fasten muss«, sagt sie. Auch bezeichneten sie den Islam als wichtigste Religion. »So was ist halt gar nicht in Ordnung«, sagt Zilan. Ein grundlegendes Problem mit religiösen Konflikten an der Schule sehen aber beide Streitschlichterinnen nicht.

## 4. Wenn religiöse Konflikte vorschnell als Extremismus gelten

So leicht wie an der Schule von Amalia und Zilan lässt sich ein Gebetsraum nicht überall einrichten. »Konflikte um Gebetsräume sind ein Klassiker in der Beratung«, sagt Ulf Brennecke. Er leitet in Hamburg die Anlaufstelle Legato, die Islamisten beim Ausstieg hilft und bei religiös begründeten Konflikten berät. Sie ist oft der erste Anlaufpunkt für Lehrkräfte, die vermuten, dass sich ein



Ramadan-Girlande an Schule in Hamburg, Freundinnen Zilan, Amalia: Als Ungläubige diffamiert



Schüler radikalisiert hat, oder wenn Religion als Druckmittel auf dem Schulhof eingesetzt wird.

Christian Böhm, Leiter der Beratungsstelle Gewaltprävention in der Hamburger Schulbehörde, die eng mit Legato kooperiert, warnt vor einem Kurzschluss: »Ein religiöser Konflikt ist nicht gleich Extremismus.« Trotzdem werde beides erstaunlich häufig in einen Topf geworfen – auch von Pädagoginnen und Pädagogen.

Aus einzelnen Fällen entstehe schnell der Eindruck einer flächendeckenden Bedrohung. Doch an Schulen gebe es viele Konflikte, und die Aufmerksamkeit verschiebe sich. »Im letzten Schuljahr gab es erstmals mehr Beratungsanfragen zu Rechtsextremismus als zu Islamismus«, sagt Böhm.

In der Praxis, sagt Brennecke, könnten Lehrkräfte vieles mit der gewohnten pädagogischen Brille betrachten. Mobbing bleibe Mobbing, egal ob es religiös begründet werde oder anders.

Klaus Köther ist Klassenlehrer an einer Brennpunktschule in Bonn und in der Bildungsgewerkschaft VBE aktiv. So erfahre er von Problemen in ganz Nordrhein-Westfalen. Für ihn sind religiöse Konflikte oft Teil der Identitätsbildung von Jugendlichen. »Damit umzugehen, ist unser Alltagsgeschäft.« Zum Problem werde es, wenn im Schulbetrieb keine Zeit bleibe, auf Konflikte zu reagieren.

Gritt Klinkhammer, Professorin für Empirische Religionsforschung an der Universität Bremen, hat Tipps der Bundesländer ausgewertet, die Lehrkräften helfen sollen, solche Konflikte zu regeln. Der Fokus liege in solchen Handreichungen allerdings vor allem darauf, individuelle Ansprüche kleinzuhalten. »Schon die Forderung nach einem Gebetsraum oder das Tragen eines

Kopftuchs erscheinen den Behörden als potenzieller Problemfall«, sagt Klinkhammer. Gemäß diesen Broschüren, so ihr Fazit, »besteht die Rolle der Schule weniger darin, Vielfalt zu gestalten, als sie zu begrenzen«.

Besser machten es aus ihrer Sicht Bundesländer, die pragmatische Kompromisse empfehlen: Man kann den Burkini im Schwimmunterricht zulassen, im Ramadan Klassenarbeiten eher am Vormittag schreiben, wenn fastende Schüler noch nicht so hungrig sind; Schweinefleisch müsse nicht aus der Mensa verschwinden – aber wer es nicht essen will, sollte das am Tresen erkennen können.

### 5. Islamfluencer und Kreuzanhänger: Der Glaube als Coolnessfaktor und Jugendkultur

An einem Freitagvormittag ist es an der Gemeinschaftsschule auf dem Campus Rütli in Berlin-Neukölln so leise, dass jeder Schritt von Lehrer Mehmet Can durch die leeren Flure hallt. Die rund 1000 Schülerinnen und Schüler der Schule haben Ferien. Can unterrichtet hier seit etlichen Jahren Ethik, Geschichte und Politik.

Can, Kind türkischer Gastarbeiter, hat eine Beobachtung gemacht, die ihn erstaunt hat: »Religion«, so sagt er, »ist für die Identität der Schülerinnen und Schüler wieder wichtiger geworden.« Seine eigene Soziali-

### »Religion ist für die Identität der Schüler wieder wichtiger geworden.«

Mehmet Can, Lehrer

sation sei eigentlich deutlich stärker von Religion geprägt gewesen als die der meisten seiner Schüler. »Und trotzdem hatte Religion für mich nie eine große Relevanz bei Fragen, wie ich Dinge politisch beurteile. Bei mir gab es diese kollektive muslimische Identität als verbindendes Element nicht.« Das sei heute anders. »Der Nahostkonflikt hat für mich beispielsweise früher keine Rolle gespielt, heute hat er sogar für türkische Jugendliche eine Bedeutung, weil er als Konflikt mit Jüdinnen und Juden gelesen wird. Gewalt unter Musliminnen und Muslimen in anderen Kontexten erhält hingegen deutlich weniger Aufmerksamkeit.«

Can sagt, er beobachte, wie islamistische Influencer in sozialen Medien mehr Einfluss auf junge Menschen gewinnen würden. »Sie sprechen die Sprache der Jugendlichen, das ist ein fundamentaler Unterschied zu den traditionellen altbackenen Moscheegemeinden.« Can sieht das mit großer Sorge, weil diese Inhalte »Abwertungstendenzen« gegenüber anderen Religionen oder Lebensweisen beförderten.

Auch Brennpunktschullehrer Klaus Köther aus Bonn findet, dass die Bedeutung von Religion unter Jugendlichen generell gewachsen sei, auch bei nicht migrantischen Schülern. Es gebe mehr junge Menschen, die sich ein Kreuz umhängten, sich als Christen identifizierten. Klassische Jugendkulturen, die sich etwa über Musik definieren wie Hip-Hop oder Punk, erlebe er immer weniger. »Abgrenzung und Zugehörigkeit werden heute wieder stärker über Religion verhandelt«, so Köther.

Das können auch die Schüler vom Friedrich-Ebert-Gymnasium in Hamburg bezeugen. »Religion wird nicht mehr privat gehalten, sondern es wird oft darüber gepostet«, sagt Zilan, die Elftklässlerin. Zum einen sehe sie aufklärende Videos, aber auch vieles, das Spaltung und Konflikte befeure – insbesondere von muslimischen Influencern, die streng auf die Einhaltung vermeintlich religiöser Regeln drängen. Da werde etwa diskutiert, ob man sich während des Fastens die Zähne putzen dürfe oder ob das dann nicht mehr als Fasten zähle, sagt sie.

Karol Josef, der katholische Zwöftklässler, sagt, dass er in der Kirche, in die er regelmäßig zum Gottesdienst geht, mittlerweile viele junge Leute sehe – mehr jedenfalls als noch vor zehn Jahren. Und Amalia, die russisch-orthodoxe Christin aus der elften Klasse, glaubt, dass die Präsenz muslimischer Influencer auch dazu führe, dass sich mehr Jugendliche erkennbar zum Christentum bekennen. »Früher war es normal, in Deutschland christlich zu sein. Da musste man das nicht so zeigen«, sagt sie. Jetzt aber gebe es verstärkt den Drang, mitzudiskutieren und seine Religion wirklich zu vertreten. »Man will zeigen, dass man dazugehört.«

Florian Kistler, Luana Partimo, Swantje Unterberg **S**





# Lesen Sie den SPIEGEL, solange Sie möchten

Ihr flexibles Vorteilsangebot: Die ersten 52 Ausgaben DER SPIEGEL erhalten Sie für nur 5,60 € pro Ausgabe statt 7,10 €. Inklusive Zugriff auf das digitale Magazin, alle S+-Inhalte auf SPIEGEL.de sowie in der App und vieles mehr.

Sie sparen 21 % und können jederzeit monatlich kündigen.



Jetzt bestellen und sparen:  
[abo.spiegel.de/flex2](https://abo.spiegel.de/flex2)

oder telefonisch unter 040 3007-2700

# Ein Verbot, über das die CDU noch einmal nachdenken sollte

**Familie** Der Virologe und Christdemokrat Hendrik Streeck ist mithilfe einer Leihmutter aus den USA Vater geworden. Das ist kein Grund zur Häme, sondern ein Anlass, die deutsche Rechtslage zu überprüfen.

Von Elisa Hoven

**Der CDU-Politiker** Hendrik Streeck und sein Ehemann sind Eltern geworden. Was an sich ein Anlass für Freude und Glückwünsche sein sollte, führt in den sozialen Medien zu offener Empörung. Denn der Virologe, gleichzeitig Drogenbeauftragter der Bundesregierung, und sein Ehemann haben für ihren Kinderwunsch eine Leihmutter aus den USA in Anspruch genommen.

In Deutschland ist die Leihmutterschaft verboten. Ärzten droht nach Paragraf 1 Abs. 1 Nr. 7 des Embryonenschutzgesetzes eine Freiheitsstrafe von bis zu drei Jahren, und auch die Vermittlung von Leihmüttern ist gesetzlich untersagt. Hinter dem Verbot steht neben der AfD vor allem die CDU – die Partei, für die Streeck im Bundestag sitzt.

Wer die Diskussionen über die Leihmutterschaft in den Medien und Kommentarspalten verfolgt, erkennt schnell, mit welcher Emotionalität die Debatte geführt wird: »Kinder sind keine Ware!« oder »Der Körper der Frau ist nicht zu vermieten!«, liest man. Leihmutterschaft löst bei vielen Menschen intuitiv ein Unbehagen aus. Sie bricht mit dem vertrauten Bild von Mutterschaft und bringt die Schwangerschaft als intime, familiäre Bindung in einen vertraglichen, ökonomischen Zusammenhang.

Doch lässt sich dieses Störgefühl in eine verfassungsrechtlich tragfähige Argumentation für ein Verbot der Leihmutterschaft übersetzen? In einem freiheitlichen Rechtsstaat muss jedes Verbot gerechtfertigt werden: Der Gesetzgeber darf in Grundrechte nur eingreifen, wenn er ein legitimes Ziel verfolgt und die gewählte Regelung geeignet, erforderlich und angemessen ist, dieses Ziel zu erreichen. Gerade in einer emotional aufgeladenen Debatte kann der nüchterne Blick des Rechts sinnvoll sein.

Nicht nur, weil am Ende entscheidend ist, ob ein Verbot überhaupt Bestand haben kann. Sondern auch, weil das Recht ein System bereithält, das widerstreitende Interessen anerkennt und austariert. Das Recht zwingt dazu, beide Seiten

zu sehen. Ob die Freiheit anderer eingeschränkt werden kann und darf, wird nicht der eigenen Intuition überlassen.

Das Verbot der Leihmutterschaft greift zunächst in das Recht der Eltern auf Familiengründung und reproduktive Selbstbestimmung ein, geschützt in Artikel 6 Absatz 1 und Artikel 2 Absatz 1 in Verbindung mit Artikel 1 Absatz 1 des Grundgesetzes.

Wenn es in der öffentlichen Diskussion heißt »Es gibt kein Recht auf ein Kind«, dann ist das also juristisch nicht ganz richtig. Verfassungsrechtlich geschützt wird grundsätzlich auch das Interesse von Bürgern, ein von ihnen abstammendes Kind zu zeugen – und dafür die möglichen reproduktionsmedizinischen Verfahren, etwa die Befruchtung von Eizellen außerhalb der Gebärmutter, ungehindert in Anspruch nehmen zu können.

In Deutschland ist fast jedes zehnte Paar ungewollt kinderlos. Für einige von ihnen könnte die Leihmutterschaft der einzige Weg sein, ein eigenes Kind zu bekommen. Das gilt für Frauen, die aus medizinischen Gründen kein Kind austragen können, etwa weil ihnen die Gebärmutter entfernt wurde. Für männliche homosexuelle Paare ist die Leihmutterschaft eine nahe-

liegende Möglichkeit, ein eigenes Kind zu bekommen. Eine Adoption wäre für viele eine Alternative, nur gehen die Zahlen der zur Adoption freigegebenen Kinder stetig zurück: auf ein Kind bewerben sich rechnerisch etwa fünf Adoptivfamilien.

Durch ein Verbot werden aber nicht nur die Rechte der Wunscheltern berührt, auch die Freiheit einer Frau, sich für die Rolle als Leihmutter und damit über ihren Körper zu entscheiden, ist betroffen. Dieser Aspekt wird oft vorschnell vergessen: Nach dem geltenden Recht darf eine Frau auch dann nicht Leihmutter sein, wenn sie es sich – etwa für ihre kinderlose Schwester oder eine langjährige Freundin – von Herzen wünscht.

Diese Grundrechte seiner Bürger darf der Staat nicht beschränken, um bestimmte Bilder von einer »richtigen«



Frank Muckenheim / planpicture

## Daumen mit Babyhand:

Freie Entscheidung der Frau respektieren



Familie oder einer »richtigen« Mutter zu bewahren. Notwendig sind konkrete rechtliche Interessen, die ein Verbot legitimieren. Ein erster Ansatzpunkt könnten die Rechte des Kindes sein. Kritiker sehen in der Leihmutterchaft eine Verletzung seiner Menschenwürde, durch die vertragliche Vereinbarung zwischen Wunscheltern und Leihmutter werde es zum bloßen Handelsobjekt gemacht.

Dieses Argument setzt jedoch voraus, dass der Schutz der Menschenwürde bereits vor der Entstehung des Lebens greift – und gerät damit in einen kaum auflösbaren Widerspruch: Um die Würde des künftigen Kindes zu bewahren, müsste seine Existenz verhindert werden.

Plausibler erscheinen Bedenken im Hinblick auf das Kindeswohl. Eine Leihmutterchaft könne sich auf die Identitätsfindung des Kindes auswirken, so lautet die Befürchtung. Doch empirische Studien finden bislang keine Hinweise auf psychische Konflikte oder emotionale Probleme von Kindern aus Leihmutterchaften. Das liegt auch nahe: Nicht die Entstehungsbedingungen in der Phase der Schwangerschaft, sondern die Liebe der Eltern legen einen entscheidenden Grundstein für eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung.

Aber wie steht es um den Schutz der Leihmutter selbst? Kritiker der Leihmutterchaft sind der Meinung, dass sie Frauen auf ihre reproduktive Funktion reduziere und sie zur »Gebärmaschine« degradiere. Leihmutterchaft sei nicht weniger als Gewalt gegen Frauen. Dass sich Leihmütter freiwillig für diesen Weg entscheiden, zeige nur, wie tief patriarchale Vorstellungen in der Gesellschaft verankert seien. Das kann man auch aus feministischer Perspektive anders sehen: Wird nicht durch die Möglichkeit einer Leihmutterchaft gerade mit biologischen Paradigmen gebrochen und das traditionelle Bild von Mutterchaft dekonstruiert?

**Politisch mag man** über die richtige Sichtweise streiten; das Recht aber respektiert grundsätzlich die freie Entscheidung eines Menschen als Ausdruck seiner Autonomie. Die Selbstbestimmung des Einzelnen tritt dann zurück, wenn seine Menschenwürde verletzt ist. Dafür gelten allerdings strenge Voraussetzungen. Und das zu Recht, denn die Grundrechte der Frau (ihre Würde) sollen hier gegen ihre eigene Entscheidung (für eine Leihmutterchaft) geltend gemacht werden. Die Forderung, die Würde gegen den Willen der Trägerin zu schützen, ist erst einmal paternalistisch. Wer einem Menschen Freiheiten nehmen möchte, um ihn vor einer eigenen »Entwürdigung« zu bewahren, läuft leicht Gefahr, die eigenen Vorstellungen eines würdevollen Umgangs mit dem eigenen Körper anderen vorzuschreiben.

Eine Leihmutter, die durch die Schwangerschaft einem Paar seinen Kinderwunsch erfüllt, wird dadurch nicht zu einem bloßen Objekt herabgewürdigt, sie erlebt allein dadurch keine Missachtung oder verächtliche Behandlung, die für eine Menschenwürdeverletzung erforderlich wären. Wer die Autonomie der Frau ernst nimmt, muss auch akzeptieren, dass sie über ihren Körper anders entscheidet, als es gesellschaftlichen Erwartungen entspricht.

Die Vorstellung, Frauen könnten in Fragen von Körper und Fortpflanzung keine selbstbestimmten Entscheidungen treffen, läuft letztlich selbst auf eine Entmündigung hinaus. Im Übrigen lohnt es sich, auf eine Binnenlogik zu achten.

Eine Gesellschaft, die keine Würdeverletzung darin sieht, dass eine Frau ihren Körper gegen Geld zur Befriedigung männlicher sexueller Wünsche einsetzt, kann mit der Leihmutterchaft nicht ernsthaft ein Problem haben. Solange Prostitution legal ist, dürfte Leihmutterchaft ebenfalls nicht verboten sein.

Die Entscheidung, ob eine Frau für andere ein Kind zur Welt bringen möchte, liegt also grundsätzlich allein bei der Frau selbst – und nicht beim Staat. Zugleich hat das Recht aber die Aufgabe, diese Entscheidung abzusichern: Es muss gewährleisten, dass sie frei und selbstbestimmt getroffen wird. Wo wirtschaftliche Not, Abhängigkeit oder psychischer Druck den Ausschlag geben, fehlt es gerade an der notwendigen Autonomie.

Dafür ist allerdings kein Verbot (das die Autonomie gerade beseitigt), sondern sind klare Regeln und Voraussetzungen notwendig. Die Leihmutterchaft könnte etwa auf Frauen beschränkt sein, die bereits selbst ein Kind zur Welt gebracht haben und daher die emotionale und körperliche Situation einer Schwangerschaft einschätzen können. Verpflichtend müsste außerdem ein intensives Beratungsgespräch für die Leihmutter sein, in dem geklärt wird, ob sie das Kind aus freiem Willen austrägt und sich der Risiken von Schwangerschaft und Geburt bewusst ist.

In Studien der Psychologin Olga van den Akker schildern die allermeisten Frauen die Leihmutterchaft als ein wichtiges und positives Erlebnis, als ein Geschenk an Menschen, denen sie eine Familie ermöglichen. Von Problemen berichteten hingegen Leihmütter in Indien, die sich aus wirtschaftlicher Not für die Leihmutterchaft entschieden hatten und die deshalb teilweise erhebliche gesellschaftliche Ausgrenzungen erfahren mussten. Dieser Befund spricht nicht gegen, sondern für eine Legalisierung in Deutschland: Sie könnte den Anreiz verringern, die Leihmutterchaft in Länder zu verlagern, in denen wirtschaftliche Notlagen strukturelle Ausbeutung begünstigen – und damit dazu beitragen, Leihmutterchaft aus prekären globalen Ungleichgewichten herauszulösen.

Und noch eines ist wichtig: Die Leihmutterchaft darf kein Lifestyle-Phänomen werden, keine einfache Option für wohlhabende Menschen, ein Kind ohne die Belastungen von Schwangerschaft und Geburt zu bekommen. Sie muss Paaren vorbehalten bleiben, die aus biologischen oder medizinischen Gründen keine Alternative haben. Bei ihnen geht es nicht um den »Kauf eines Babys«, sondern um den zutiefst menschlichen Wunsch nach einem eigenen Kind.

Die Debatte über die Leihmutterchaft muss sich lösen von plakativer Rhetorik und kurzsichtiger moralischer Empörung. Wir sollten darüber sprechen, unter welchen Bedingungen die Leihmutterchaft verantwortet werden kann und mit welchen Regelungen es gelingt, die Freiheiten und Rechte aller Beteiligten besser zu schützen als durch ein pauschales Verbot. Und zuletzt bleibt noch eines: Hendrik Streeck und seinem Ehemann alles erdenklich Gute für ihre Familie zu wünschen. **S**



Peter Rigaud

**Elisa Hoven**, Jahrgang 1982, ist Professorin für deutsches und ausländisches Strafrecht, Strafprozessrecht, Wirtschafts- und Medienstrafrecht an der Universität Leipzig. Dort forscht sie unter anderem zu Sexualstrafrecht und Hatespeech im Internet.



# AUSLAND

## Der Querschläger

Journalist Carlson

Mark Peterson / Redux / laif



## USA Der Podcaster Tucker Carlson hat Donald Trump ins Weiße Haus geholfen. Jetzt entschuldigt er sich dafür und verhöhnt den Präsidenten. Will er ihn beerben?

Am Abend des 5. November 2024 sitzt Tucker Carlson an einem kleinen Tischchen vor seinem Mikrofon, in Mar-a-Lago, Florida, im Hintergrund ein Ölgemälde des jungen Donald Trump. Carlson trägt, was er fast immer trägt, ein marineblaues Sakko mit gestreifter Krawatte. Drei Stunden lang wird er hier sitzen, fläschchenweise Fiji-Wasser trinken und live podcasten. Es ist die Nacht von Trumps Wiederwahl.

Nebenan, im Ballsaal, feiert der zukünftige Wahlsieger bei Champagner und Beef Wellington. Zu Carlson kommt, über den Abend verteilt, der innere Kreis der Trumpisten. Marjorie Taylor Greene, damals noch Trumps Cheerleaderin im Parlament. Robert F. Kennedy Jr. schaut vorbei, Elon Musk mit Sohn X. Tucker Carlson sagt: »Das ist das großartigste Comeback, das ich je gesehen habe. Lasst uns feiern gehen.«

Ostermontag, 6. April 2026. Tucker Carlson sitzt in seinem Studio, einer umgebauten Garage in Maine, und liest Trumps Truth-Social-Post vor, in dem er den Iranern mit der Zerstörung ihrer Infrastruktur droht und fordert, endlich die »fuckin'« Straße von Hormus zu öffnen. Carlson nimmt die Brille ab, Blick in die Kamera: »Was glauben Sie, wer Sie sind? Sie twittern am Ostermorgen das F-Wort. Wie können Sie es wagen, so zum Land zu sprechen?«

Die Nachricht des Präsidenten, sagt Tucker Carlson, sei »in jeder Hinsicht abscheulich«. »Wir können das nicht unterstützen.«

**Es ist das öffentliche Ende** einer Verbindung zweier Männer, die jahrelang voneinander profitiert haben. Carlsons Wut wirkt nicht gespielt. Trump habe sein Wahlversprechen gebrochen, sich zuvorderst um die Amerikaner zu kümmern. Er habe seine Prinzipien verraten. Dass der America-First-Präsident an der Seite des israelischen Premiers Benjamin Netanyahu in einen Nahostkrieg taumelt – das war nicht vorgesehen.

Trump war mit Carlsons Hilfe wieder zum mächtigsten Mann der Welt geworden. Carlson, geschasst vom TV-Sender Fox, wurde zu seinem Rasputin, seinem Einflüsterer. Dass Trump JD Vance zum Vizepräsidenten machte, wird dem Einfluss Carlsons zugeschrieben; Vance und er sind befreundet. Sein Podcast, die »Tucker Carlson Show« gilt als Sprachrohr von MAGA, Trumps »Make America Great Again«-Bewegung.

Weder Trump noch Carlson haben ihre Karrieren auf Prinzipientreue begründet. Ob der Bruch endgültig ist, wird sich zeigen. Die Frage ist, was er bedeutet. Der Beweis dafür, dass Trumps Präsidentschaft nach kaum

mehr als einem Jahr am Scheidepunkt steht? Der Beginn von Carlsons Karriere als Politiker? Will er gar die Nachfolge Trumps antreten?

Tucker Swanson McNear Carlson, 56, gilt als Wortführer des rechten Lagers in den USA. Sein Werdegang verkörpert den Rechtsruck des Landes: Wie er vom bis dato jüngsten Anchorman, den CNN jemals hatte, zum prominentesten Host des amerikanischen Kabelfernsehens wurde – am anderen Ende des Spektrums, bei Fox News – war spektakulär. Genauso sein Abgang: Auf dem Höhepunkt seines Erfolgs wurde er gefeuert.

Der Weg Tucker Carlsons, erst als Journalist, dann als Tucker Carlson, der sich heute über sein eigenes »Network« streamt, ist gepflastert von Häutungen. Es gibt aber drei Themen, die sich als roter Faden durch sein Leben ziehen: sein Ehrgeiz. Die Liebe zu seinem Land. Und die Liebe zu seiner Frau Susie, mit der er seit der Highschool zusammen ist. Die beiden haben vier erwachsene Kinder.

Von sich selbst sagt Carlson, er sei vor allem Christ. Gegen Abtreibung. Gegen das Töten Unschuldiger. Schon vor dem Irankrieg prangerte er das Vorgehen Israels im Gazastreifen, im Libanon und in Syrien an. Carlsons Version von »America First« bedeutet eine Hinwendung zum Inneren. Keine Kriege, in denen amerikanische Soldaten sterben. Kein amerikanisches Sonderver-

hältnis zu Israel. Dass er deshalb als Antisemit bezeichnet wird, scheint ihn eher angestachelt zu haben.

Vielleicht, weil er mit seiner Sicht auf die Dinge nicht allein steht. Innerhalb der Republikanischen Partei hat sich das Verhältnis zu Israel in den vergangenen zwei Jahren massiv verschoben – vor allem bei den Jüngeren. Zum ersten Mal sympathisieren die Amerikaner mehr mit den Palästinensern als mit den Israelis, das hat eine Gallup-Umfrage ermittelt. Carlson verleiht dieser Entwicklung eine Stimme. Dazu passt seine Haltung zu Wladimir Putin, den er 2024 als erster westlicher Journalist seit der Ukraineinvasion im Kreml interviewen durfte. Für den, sagt Carlson, habe er »definitiv mehr Sympathien« als für Wolodymyr Selenskyj, den er einmal als »rattenartig« bezeichnet hatte. Von Anfang an argumentierte Carlson gegen US-Waffenhilfe für Kyjiw. Amerika solle sich aus fremden Konflikten heraushalten, egal ob in Iran, Gaza oder in der Ukraine.

**Im Oktober lädt er** Nick Fuentes in seine Show ein, den 27-jährigen Gründer der »Groyper«-Bewegung, eines Netzwerks junger weißer Nationalisten, das sich als radikale Vorhut von MAGA versteht. Fuentes leugnet den Holocaust, verehrt Hitler, Frauen würde er gern »in den Gulag schicken«. Dass Carlson ihm nicht nur eine Bühne gibt, sondern ihn auch ausgenommen handzahn befragt, tritt einen Kulturkampf im konservativen Lager los, der Carlson vor allem zu amüsieren scheint. Er ist das, was man einen »Contrarian« nennt, einen Querschläger, nach dem Motto: Die vorherrschende Meinung, wer auch immer sie vertritt, ist falsch.

Anruf bei Jason Zengerle, er ist Redakteur beim »New Yorker« und hat ein Buch über Carlson geschrieben. »Hated by All the Right People« ist ein akribisches Werk, das Carlson durch seine Karriere als Person des öffentlichen Lebens begleitet. Also, Preisfrage: Was will Carlson? Will er dahin, wo Donald Trump ist?

»Ich denke, er positioniert sich gerade, so sieht es aus«, sagt Zengerle am Telefon aus North Carolina. Carlson, das stimmt, sendet auf allen Kanälen, nicht mehr nur auf seinem eigenen. Er spricht jetzt mit der »New York Times«, mit dem »Economist«, mit der »Zeit«. Mit den sogenannten Mainstream-Medien, die sonst laut Carlson »obsolet« sind oder »unehrlich«, meistens beides. Jeder soll nun offenbar wissen, wie es sich für ihn anfühlt, von Trump betrogen worden zu sein.

»Ich bin kein Kandidat für irgendwas, und ich habe auch nicht vor, einer zu sein«, de-

### Weggefährten Trump, Carlson 2024:

»Ich hasse ihn leidenschaftlich«



Chip Somodevilla / Getty Images

mentiert Carlson seine Ambitionen immer wieder. Man kann ihm das glauben – oder auch nicht. Was er damit meine, wenn er Trump als »Antichristen« bezeichne, fragte ihn eine Interviewerin vor Kurzem. Er habe Trump nie als Antichristen bezeichnet, »solche Worte kämen mir nie über die Lippen«, antwortete Carlson. Daraufhin spielte seine Gesprächspartnerin einen Clip ein, in dem er sich klar und deutlich fragt, »ob Donald Trump etwa der Antichrist« sein könne.

Dass er für den Rest seines Lebens bloß reicher YouTuber bleiben will, nimmt Zengerle ihm nicht ab: »Tucker Carlson glaubt wirklich an America First, viel mehr als Trump selbst.« Niemand sei so talentiert, so charismatisch. So bekannt: Manche seiner Shows schauen sieben Millionen Menschen. Sein Putin-Interview wurde mehr als 100 Millionen Mal abgerufen. Wettmärkte führen Carlson bereits auf Platz drei der wahrscheinlichsten republikanischen Präsidentschaftskandidaten für 2028, hinter Vance und Marco Rubio.

Die entscheidende Frage ist, ob MAGA ein Personenkult ist, um Trump herumgebaut, oder eine Ideologie. Wenn es Letzteres ist, hat Carlson Chancen: Trumps Umfragewerte sind schlecht, der Krieg macht ihn nicht beliebter. Dass Carlson sich jetzt so lautstark von ihm distanziert, kann ihm nutzen.

Andere können sich nicht so leicht distanzieren, sein Freund JD Vance zum Beispiel. Er werde Vance immer »lieben«, sagt Carlson der »New York Times«, aber der sei in einer heiklen Position. Als Vizepräsident muss er den Krieg seiner Regierung mittragen. Er werde »immer Fan« von Vance bleiben, sagt Carlson, es klingt ein bisschen nach Nachruf. Carlsons Sohn Buckley, der bis vor Kurzem in Vance' Presseabteilung im Weißen Haus gearbeitet hat, hat dort inzwischen gekündigt. Außenminister Marco Rubio scheint Vance in puncto Präsidentengunst gerade den Rang abzulaufen. Für Carlson bedeutet Rubio die Wiedergeburt der Necons mit ihrer aktivistischen Außenpolitik. Die hasst er aus vollem Herzen, seit sie sein Land in den Irakkrieg geführt haben. Und ihn selbst in die Irre. Dass er damals für den Krieg gegen Saddam getrommelt hat, auch dafür hat er sich entschuldigt. Eine seiner Häutungen.

Als Trump 2015 die goldene Rolltreppe in seinem Trump Tower herunterfuhr, um seine Präsidentschaftskandidatur zu verkünden, war Carlsons Reaktion verhalten. Noch bei CNN hatte er einmal einen Witz über Trumps Frisur gemacht. Der hinterließ ihm prompt eine Mailbox-Nachricht: Es stimme, Carlson habe das schönere Haar. »Aber ich kriege mehr Muschi ab als du.« Carlson fand das zwar lustig, aber auch ein bisschen verstörend. Er erkannte klarer und früher als viele Kollegen, was da auf Amerika zukam.

Im Januar 2016 verfasst er für »Politico« den Essay »Donald Trump ist schockierend, vulgär – und er hat recht«. Darin gibt er dem politischen Washington die Schuld am Aufstieg Trumps. Carlson lebte damals mit seiner Familie in Nordwest-Washington, einem Bezirk, in dem man Trump besonders innig hasst: »Idi Amin würde auf unserem Hundebausplatz freundlicher empfangen.« Über Donald Trump schreibt er damals: »In einem Land, in dem fast jeder, der in der Öffentlichkeit steht, reflexartig lügt, ist es aufregend, jemanden zu hören, der sagt, was er wirklich denkt.«

**Pünktlich zu dessen Wahlsieg 2016** bekommt er seine eigene Sendung auf Fox: Tucker Carlson Tonight. Sie wird zum audiovisuellen Fundament des Trumpismus. Carlson prangert darin den »Geierkapitalismus« der Eliten an, schimpft auf Einwanderer, verdammt vermeintliche Trans-Exzesse der Linken. Trump wird sein größter Fan. Carlson hielt ihn damals auf Distanz. Rief Trump an, ließ Carlson ihn auf die Mailbox sprechen. »Carlson war das It-Girl, das sich rar machte«, zitiert Jason Zengerle in seinem Buch einen Mitarbeiter. Wie Carlson privat über Trump dachte, zeigt eine SMS vom 4. Januar 2021, die zwei Jahre später bei einem Prozess gegen Fox News öffentlich wird: »Ich hasse ihn leidenschaftlich.«

Die Carlson-Show war die erfolgreichste im Kabelfernsehen, bis zu 20 Millionen Dollar soll seine Jahresgage betragen haben. Warum er 2023 gefeuert wurde, darüber wird bis heute spekuliert.

So oder so, Carlson muss seine Millionen jetzt selbst einspielen. Er geht jetzt ans Tele-

fon, wenn Trump anruft. Für die Wahl 2024 war er Trumps leistungsstärkster Lautsprecher. Er trat beim republikanischen Parteitag auf, saß in der Ehrenloge.

Nach Trumps Iran-Posts lädt Tucker seinen Bruder Buckley zu sich ins Studio ein. Der war, anders als Carlson selbst, Trump-Fan der ersten Stunde. »Du und ich und alle anderen, die ihn unterstützt haben – du hast Reden für ihn geschrieben, ich habe Wahlkampf für ihn gemacht –, ich meine, wir sind Teil der Misere«, sagt Tucker Carlson. Die Brüder erzählen sich, wie toll sie Trump fanden. Um anschließend in den Wir-hätten-es-wissen-müssen-Modus zu fallen. Dass er zur Wahl Trumps aufgerufen habe, sagt Carlson, »das wird uns noch lange beschäftigen – mich jedenfalls«. »Ich möchte mich dafür entschuldigen, dass ich die Leute in die Irre geführt habe.« Dreimal sei er bei Trump im Weißen Haus gewesen, um ihn davon abzubringen, Teheran anzugreifen. »Es wird schon alles gut«, habe der Präsident zu ihm gesagt. »Woher wollen Sie das wissen?«, habe Carlson ihm entgegnet. »Weil es immer so ist«.

Trump sei abgehoben, sagt Carlson heute. Der Präsident, geboren mit dem goldenen Löffel, wisse gar nicht, dass manche Dinge Konsequenzen haben. Die Beleidigungen Trumps lässt er auf Artikel in seinem Fanshop drucken. Dort gibt es Basecaps mit »Low IQ«, Trumps Universalbeleidigung, oder »Not today, CIA«, eine Hommage an Tucker, den Verschwörungstheoretiker. Nikotinbeutel und Biofleisch vertreibt Carlson auch. Kürzlich hat er einen Verlag gegründet.

In seinem Fanshop verkauft er auch Tassen mit der Aufschrift Aipac, dem Namen

**Gegen den Irakkrieg Demonstrierende in Washington:** »Abscheulich in jeder Hinsicht«





der einflussreichen proisraelischen Lobbyorganisation. Ein recht explizites Zeichen an seine Kritiker.

Als er Mitte April von der Chefredakteurin des »Economist« interviewt wird, dreht er den Spieß einfach um: »Was halten Sie von Gaza?«, fragt er Zanny Minton Beddoes. »Eine Katastrophe«, sagt sie, sichtlich irritiert. »Für die Zukunft Israels, für das palästinensische Volk«. Carlson kontert: »Warum beschreiben Sie Gaza zuallererst als Katastrophe für Israel?« Zehntausende unschuldige Palästinenser, Kinder und Frauen, seien getötet worden. Dass »jeder krieche« vor Israel, geschehe aus Furcht, als Antisemit dargestellt zu werden. »Und Sie wissen das.«

Antisemitismus ist ein Vorwurf, der Carlson zuletzt oft entgegenschallt.

Avraham Burg, 71, war Sprecher des israelischen Parlaments, kurz auch israelischer Präsident. Mitte März war er zu Gast in Carlsons Show. Anderthalb Stunden lang haben sie über die Dominanz Israels im Nahen Osten gesprochen, aber auch über die Friedfertigkeit des Judentums. Burg ist einer der vehementesten Kritiker der Jerusalemregierung, insbesondere Netanyahus. Kennengelernt haben sich Carlson und Burg beim Doha Forum in Katar. Dort hätten sie angefangen, sich zu unterhalten, erinnert sich Burg, und seither damit eigentlich nicht mehr aufgehört.

Carlson sei äußerst belesen, er wisse, worüber er spreche, sagt Burg, er sitzt in seinem Haus in Abu Ghosh, oben in den Hügeln vor Jerusalem, die Verbindung raschelt ein bisschen. Carlson gehe es »nicht um Klischees, nicht um Oberflächlichkeiten«. Zudem könne er zuhören. Burg klingt nicht,

als wollte er Carlson mit seiner Beschreibung schmeicheln, er wirkt eher erstaunt. »Faszinierend« findet Burg, wie Carlson jetzt seinen Präsidenten herausfordert. Sich mit den Neocons und Evangelikalen anlegt. Carlson, glaubt Burg, besitze feine Antennen dafür, wie die politische Landschaft Amerikas in Zukunft aussehen könnte. Für einen Antisemiten hält er Tucker Carlson nicht. »Mag ich alle seine Sendungen? Sicher nicht.« Aber nahezu alle seien interessant. »Schauen Sie sich das Gespräch mit Mike Huckabee an«, sagt Burg. Dann lacht er und legt auf.

Um den US-Botschafter in Israel zu interviewen, einen Evangelikalen, der konsequent die israelische Regierungslinie vertritt, chartete Carlson für sich und sein Team ein Privatflugzeug. Er wirft Huckabee vor, sich als US-Botschafter mehr um die Belange Jerusalems zu kümmern als um die Washingtons. »Ich wohne in Maine«, sagt Carlson, »ich habe keine Probleme mit der Grenze zum Libanon.« Die Hisbollah sei für ihn als Amerikaner weit weg. Huckabee versucht, ihn als Judenhasser vorzuführen. Der Sieger dieses Kammerspiels im abgeschirmten Sicherheitsbereich des Tel Aviver Flughafens steht nicht unmittelbar fest. Aber Burg hat recht, es ist unterhaltsam. Irgendwann sagt Carlson den Satz: »Wenn es mein Land sicherer und reicher macht, dass der Iran in die Luft gejagt wird, bin ich total dafür.« Eine rhetorische Figur, die er häufig benutzt: die überdrehte Affirmation, um zu zeigen, für wie aberwitzig er die Position seines Gegenübers hält. Dazu verzerrt er die Stimme.

Carlsons eigentlicher Werkzeugkasten ist sein Gesicht. Zu seinen geläufigen Ausdrü-

cken gehört der treuherzige Ministrantenblick, der fragt: Wirklich? Ist das so? Dazu gehört auch sein Lachen, ein Wiehern eher – so aufgesetzt, so künstlich, dass er offenkundig nicht lacht, weil sein Gegenüber ihn amüsiert. Wenn Carlson einen Gesprächspartner rhetorisch auseinandernimmt, wirkt er auch dabei noch jovial. Er hat etwas Pfadfinderhaftes, seine Uniform ist das Gingham-Hemd.

Während des Zwölfstagekriegs im Juni 2025 interviewt er den texanischen Senator Ted Cruz, der einen Regimewechsel in Teheran befürwortet. Carlson entlarvt ihn als jemanden, der nicht einmal weiß, wie viele Millionen Menschen in dem Land leben, dessen Regierung er stürzen möchte. Cruz hat die Schmach bis heute nicht überwunden. »Tucker Carlson ist der gefährlichste Demagoge in diesem Land«, sagte er neulich auf einer Antisemitismuskonferenz in Washington.

**Kurz vor Weihnachten** steigt Tucker Carlson in Phoenix, Arizona, auf eine Bühne. Marineblauer Blazer, Einstecktuch, Streifenkrawatte: Carlson als Carlson. Es ist das jährliche Treffen der MAGA-Jugendorganisation, gegründet von Charlie Kirk. Kirk wurde im September ermordet, Carlson nennt ihn einen »engen Freund«.

Noch gibt es keinen Irankrieg, der einen Keil in die Bewegung treibt, Streit ist trotzdem ausgebrochen. Es geht um die Frage, was – oder wer – nach Donald Trump kommen könnte. Sein Vorredner Ben Shapiro, ein Vertreter der eher traditionellen Konservativen, hat Carlson wegen seiner Haltung zu Israel angegriffen. Carlson verteidigt sich: »Ich bin kein Antisemit – ich würde es sagen, wenn ich einer wäre«, ruft er ins Publikum. Antisemitismus sei nicht nur unanständig, sondern auch unmoralisch. Prinzipien, schreit er mit seiner Comicstimme, würden für alle gelten. Hass gegen Weiße sei so schlimm wie Hass gegen Juden. Die Halle tobt vor Begeisterung, ein Fähnchenmeer aus Weiß, Rot, Blau. Kann Tucker Carlson derjenige sein, der auf Trump folgt?

»Er ist großartig«, sagt Sheryl, die aus Ann Arbor, Michigan, nach Arizona gereist ist. Sheryl ist Anfang sechzig, sie ist nicht wegen der Jugend hier, sondern »wegen Charlie«. Carlsons Podcast höre sie nicht regelmäßig; zu lang. Aber Tucker Carlson, den Mann, den Redner, findet sie hinreißend. »Man kann sich viel vorstellen bei ihm.« Politik? »Macht er ja schon«.

Als seine Rede vorbei ist, darf Madison aus dem Publikum ihm eine Frage stellen: Sie würde gern Politikerin werden, sagt die Zwölfjährige. »Wie mache ich das?«

»Du siehst so nett aus, ich weiß gar nicht, ob Gott das für dich wollen würde«, antwortet Carlson.

Julia Amalia Heyer

**Interviewer Carlson, Präsident Putin im Kreml 2024:** Über 100 Millionen Mal abgerufen



Gavril Grigorov / Russian Presidential Press Office / ITAR-TASS / IMAGO

# Der Mann im Käfig

**Syrien** In Damaskus steht Baschar al-Assads berüchtigter Cousin Atef Najib vor Gericht. Draußen warten die Angehörigen der Opfer und rufen nach Vergeltung.

Das Mikrofon im Käfig ist an. Der Sicherheitsmann im Justizpalast von Damaskus klopft noch einmal mit dem Finger dagegen, um sicherzustellen, dass einer der meistgehassten Männer Syriens gleich gut zu hören ist: Atef Najib, der Cousin von Syriens Ex-Diktator Baschar al-Assad.

Draußen, vor dem Gerichtsgebäude, drängen sich die Menschen seit Stunden. Angehörige von Opfern, Mitarbeiter von Menschenrechtsorganisationen, Journalisten. Nicht alle haben es hereingeschafft.

Es ist der erste Prozess gegen einen hochrangigen Offiziellen, seit das Regime im Dezember 2024 gestürzt wurde. Und eine Prüfung für das neue Syrien. Unter Assad wurden Hunderttausende Syrer willkürlich festgenommen, gefoltert oder getötet, Zehntausende gelten bis heute als verschwunden. Wird das Land es schaffen, seine grausame Vergangenheit aufzuarbeiten, für die so einer wie Atef Najib steht?

Im März 2011 strömten in Daraa, im Südwesten Syriens, die ersten Demonstrierenden auf die Straßen, inspiriert von den Tunesiern und Ägyptern, die ihre Diktatoren erfolgreich aus dem Amt gejagt hatten. Damals war Najib der Chef der Direktion für politische Sicherheit im Gouvernement Da-

raa, einer Geheimdienstabteilung des Innenministeriums. Der mächtigste Mann der Region. Sicherheitskräfte nahmen damals mehrere Minderjährige fest, denen das Regime vorwarf, Parolen an die Wände ihrer Schule gesprüht zu haben: »Jetzt bist du dran, Doktor« – eine Anspielung auf den Augenarzt Assad.

Auf den Polizeistationen baten Eltern um die Freilassung ihrer Kinder, Najib soll ihnen eine Antwort gegeben haben, die viele Syrerinnen und Syrer bis heute Wort für Wort zitieren können: »Vergesst eure Kinder. Wenn ihr Kinder wollt, macht mehr Kinder. Wenn ihr nicht wisst, wie es geht, bringt uns eure Frauen, und wir machen sie für euch.«

Jener Atef Najib wird nun in gelb-schwarz gestreifter Häftlingskleidung ins Gericht geführt. Schlagartig wird es still im Saal. Der 66-Jährige, das Gesicht übersät mit weißen Bartstoppeln, verschränkt die Arme, starrt geradeaus. Zwei Frauen kramen nach Taschentüchern, dabei hat er noch gar nicht anfangen zu sprechen.

Über dem Richtertisch hängt ein Koranvers, goldene Schrift auf schwarzem Hintergrund: »In der Wiedervergeltung liegt Leben für euch, oh, die ihr Verstand besitzt.«

Die syrische Gesetzgebung ist bisher nicht auf Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit ausgelegt. Experten fordern ein Sondertribunal. Ende April hat Übergangspräsident Ahmed al-Sharaa angekündigt, dass »Gerechtigkeit zu den höchsten Werten des syrischen Volkes« gehöre. Bislang war davon noch nicht allzu viel zu sehen.

Samira al-Hami will den Mann im Käfig nicht aus nächster Nähe betrachten. Deshalb ist sie in Dschisa geblieben, einer Kleinstadt im Süden Syriens, nahe Daraa, eineinhalb Stunden von Damaskus entfernt. Gockel und Ziegen laufen über den staubigen Boden, Kinder jagen auf knatternden Motorrädern über die Feldwege.

Die 58-Jährige sitzt auf Kissen am Boden, neben ihr steht ein großes Porträt von ihrem Sohn Hamza. Genau hier lag vor 15 Jahren seine Leiche. Er wurde 13 Jahre alt.

Den Morgen, an dem sie Hamza zum letzten Mal sah, kann Samira al-Hami abrufen, als wäre er gestern gewesen. Es war der »Freitag des Zorns«, der 29. April 2011. Hamza habe wie die anderen Jungs aus der Nachbarschaft zu den Demonstrationen im Nachbarort gewollt. »Ich habe ihm gesagt, er soll nicht gehen, aber er hat nicht auf mich gehört«, sagt sie. Bevor er aufbrach, hatte er noch einen Wunsch: grüne Bohnen mit Reis zum Mittagessen. Für einen Moment wird Hamis Blick weich. Dann stockt ihre Stimme, die blauen Augen füllen sich mit Tränen.

Ein paar Stunden später habe ihr ältester Sohn Omar in der Tür gestanden – er habe kaum sprechen können. Sicherheitskräfte hätten in die Menge geschossen, Menschen seien in Panik geraten, er habe Hamza aus den Augen verloren. Wochenlang hörte die Familie nichts von dem 13-Jährigen. »Ich dachte mir: Was soll schon passieren? Er ist ein Kind«, sagt die Mutter. »Mein Hamza liebte es zu schmusen«, erzählt sie und kneift sich in den Oberarm. »Den hier hat er am liebsten abgebusst.«

Ende Mai, mehr als drei Wochen nach Hamzas Verschwinden, wurde der Leichnam der Familie übergeben. Hamza war bis zur Unkenntlichkeit gefoltert worden: der Kopf geschwollen, violett verfärbt, der Körper übersät mit Striemen, Zigarettenverbrennungen und Einschüssen. Sein Genick ist gebrochen, der Kiefer zerschmettert, der Penis abgetrennt.

Die Familie sollte ihn nachts begraben, forderten die Sicherheitskräfte. Stattdessen entschieden die Eltern, Fotos von Hamzas Leichnam auf Facebook hochzuladen.

Über Nacht wurde Hamza Khatib zum Symbol der syrischen Revolution: Sein rundes Kindergesicht landete auf Plakaten und Facebook-Profilen. Jetzt, 15 Jahre später, wird es auch im Gerichtssaal in Damaskus hochgehalten. In Richtung von Atef Najib.

**Angeklagter Najib:** Eine Prüfung für die neue Regierung



Izz Aldin Alqasem / Anadolu Agency / Getty Images



Der Prozess läuft seit Ende April, niemand weiß, wann das Urteil fällt. Die Staatsanwaltschaft wirft Najib verschiedene Taten vor, darunter die Folter von Minderjährigen.

Hami hofft, dass er mit der Todesstrafe endet. Sie ist überzeugt, dass Najib die Befehle gab – gegen die Kinder, die die Parolen an die Wände schrieben, und gegen Demonstranten, die für ihre Freiheit auf die Straße gingen. Unter seinem Kommando sei Brutalität zur Routine geworden. Ob der Fall ihres Sohnes in Damaskus verhandelt wird, ist noch ungewiss. Für die Kinder von Daraa aber muss sich Najib dort verantworten.

Neben ihm sind noch weitere angeklagt. Baschar al-Assad, der Mann, der in Syrien einst wie ein Gott behandelt werden musste, steht in Abwesenheit auf einer Anklageliste, während er wahrscheinlich im Exil in Moskau sitzt. Ende April wurde auch Amjad Yousef festgenommen, er gilt als Hauptverantwortlicher für Massenhinrichtungen im Damaszener Stadtteil Tadamon im Jahr 2013.

Übergangspräsident Sharaa scheint die Ungeduld seines Volks zu spüren. Frauen wie Hami hat er zum Muttertag nach Damaskus eingeladen und sie auf eine Pilgerfahrt nach Mekka geschickt. »Ohne meinen Glauben wäre ich an alldem zerbrochen«, sagt sie, mit der Hand umklammert sie eine Gebetskette. Zum Abschied steht sie an den Olivenbaum vor ihrem Haus gestützt, es wirkt, als wollte er sie mit seinen ausgebreiteten Ästen beschützen.

Ein paar Kilometer und unzählige Schlaglöcher weiter sitzen Ramzi Abu Nabut, 52, und Nidal Abu al-Oyoun, 55, im Innenhof der historischen Omari-Moschee in Daraa – in der Stadt, in der die syrische Revolution ihren Anfang nahm. Ab und zu überqueren Männer den Hof, öffnen die Holztür und knien auf dem dicken blauen Teppich nieder. Draußen fliegen Tauben über den grauen Steinplatten. Schwer vorstellbar, dass hier einmal das Grauen stattfand.

In der Nacht vom 23. März 2011 wurde rund um die Omari-Moschee, damals ein Protestcamp und ein provisorisches Krankenhaus, der Strom abgestellt. Spezialeinheiten rückten an, schossen mit Tränengasgranaten und mit scharfer Munition. Das Regime behauptete, Terroristen würden in der Moschee Waffen lagern. Sicherheitskräfte töteten in dieser Nacht mehrere Zivilistinnen und Zivilisten.

Darunter die beiden jüngeren Brüder der Männer: Mohamed Abu al-Oyoun, damals 24, und Ahmed Abu Nabut, 26, beide Lkw-Fahrer.

»Für uns hat diese Nacht alles verändert«, sagt Nidal Abu al-Oyoun, er sitzt auf einem Plastikstuhl im Schatten. Beide haben damals nach ihren Brüdern gesucht. Ramzi Abu Nabut erzählt, wie sie den Sicherheitskräften zuriefen: »Wir sind Brüder, wir sind doch alle Syrer.« Als Antwort kam eine Salve aus Gewehrläufen.



**Mutter Hami, Erinnerungsfoto von Sohn Hamza:** »Er liebte es zu schmusen«

Ihre beiden Brüder hätten den Angriff zunächst schwer verletzt überlebt. Auf dem Weg ins Krankenhaus sollen Sicherheitskräfte den Krankenwagen gestoppt haben. Die Männer hätten den Fahrer aus dem Wagen gezwungen, ihn geschlagen und die Handbremse gelöst; der Wagen sei in ein anderes Auto gekracht. So schildert es ein Rettungsfahrer und Augenzeuge dem SPIEGEL. Atef Najib, sagt der Zeuge, habe danebengestanden. Die beiden Verwundeten seien von der Liege geschleudert, und der Wagen sei stundenlang an der Weiterfahrt gehindert worden – sie starben noch in derselben Nacht.

Sein Bruder habe diesen Tod nicht verdient, sagt Ramzi Abu Nabut. Er sei ein guter Mensch gewesen, der von jeder Fahrt kleine Schätze mitbrachte, besonders für die Mutter: Seifen aus Ägypten, Gewänder aus den Golfstaaten. Drei Kinder habe er hinterlassen.

Am zweiten Verhandlungstag stehen auch die beiden Männer schon Stunden vor Beginn der Sitzung vor dem Gerichtsgebäude. Wie die Mutter von Hamza fordern sie die Todesstrafe. Und wenn das Urteil anders ausgeht? »Dann machen wir eben noch eine Revolution«, sagt Ramzi Abu Nabut.

»Das ist ein historischer Tag«, sagt der Staatsanwalt, die dunkelrote Robe über den Schultern. Er jagt durch die Anklagepunkte gegen Najib: das Massaker in der Omari-Moschee von Daraa, Folter an Zivilisten, darunter Minderjährigen, denen Fingernägel ausgerissen worden seien, die Niederschlagung der Proteste, Geldwäsche, willkürliche Festnahmen. »All das, weil Kinder Anti-Regime-Parolen an die Wand gemalt haben?«, fragt er. Sein Zeigefinger deutet in Richtung Käfig. Atef Najib verzieht keine Miene.

Dann übernimmt der Richter. Er fragt nach Befehlen, nach Verantwortung: Wer hatte das Sagen? Najib behauptet, Damaskus habe ihn wenige Tage nach Beginn der Revolution abgezogen; er sei die meiste Zeit zu Hause gewesen, unter seiner Verantwortung habe man sich an die Gesetze gehalten – »kein einziger Toter«, sagt er.

»Lügner«, zischt eine ältere Frau, es ist die Mutter von Ramzi und dem getöteten Ahmed Abu Nabut. Ihre Hände klammern sich an die Bank vor ihr, immer wieder murmelt sie: »Gott ist mir genug, er ist der beste Richter über das, was man mir antut.« Sie hat zwölf Angehörige verloren.

»Wer hat das Sagen gehabt?«, fragt der Richter noch einmal. Najib weicht aus, stellt Rückfragen. Selbst im Käfig spricht er wie ein freier Mann.

Er behauptet, er habe nur nach Damaskus berichtet und nicht alle Sicherheitskräfte befehligt, man habe ihm gesagt, dass die demonstrierenden Waffen schmuggeln würden, mit dem Vorgehen sei er aber nicht einverstanden gewesen; den Vorfall mit dem Krankenwagen habe er gesehen, einen Schießbefehl aber nicht gegeben.

Der Richter liest weitere Zeugenberichte vor: Menschen, die ihn bei Verhören gesehen haben wollen, in denen gefoltert wurde. Najib leugnet alles. Nach knapp einer Stunde ist Schluss.

Die Frauen auf den Bänken starren fassungslos nach vorn. »Das war's? Warum darf nur er sprechen?«, ruft eine. Sie müssen warten, bis Atef Najib den Saal verlässt, dann strömen sie zurück zu ihren Familien. »Übergebt ihn uns, wir regeln das. Niemand braucht diesen Prozess!«, ruft eine Frau den Polizisten entgegen.

Ramzi Abu Nabut musste draußen warten, nun gibt er Interviews, brüllt in die Mikrofone: »An den Präsidenten Sharaa: Wir warten nicht auf noch mehr Sitzungen. Wenn er das nächste Mal nicht hingerichtet wird, wird es übel!«

Dunja Ramadan

# »Wir haben versagt«

**SPIEGEL-Gespräch** Nicolás Maduro Guerra, Sohn von Nicolas Maduro, galt als möglicher künftiger Machthaber Venezuelas. Seit sein Vater in New York einsitzt, kämpft er um das Überleben des Regimes – mit Eingeständnissen, die sein Vater so wohl nie gemacht hätte.

*Am frühen Morgen des 3. Januar entführten die USA den venezolanischen Machthaber Nicolás Maduro. Rund 150 Helikopter und Flugzeuge hatten die Hauptstadt Caracas beschossen, während Eliteeinheiten den Militärkomplex Fuerte Tiuna stürmten, Maduro überwältigten und mit seiner Frau Cilia Flores ins New Yorker Metropolitan Detention Center flogen. Dort warten die beiden seitdem darauf, dass ihr Prozess beginnt. Die amerikanischen Behörden werfen ihnen Drogenhandel und Terrorismus vor.*

*Auch Nicolás Maduro Guerra, 35, Maduros einziger Sohn, ist Teil der Anklage. Nicolasito, wie ihn die Venezolaner rufen, wurde lange Zeit als Thronfolger eines Vaters gehandelt, der sich zuletzt vor allem durch gefälschte Wahlen und ein repressives Vorgehen gegen Oppositionelle an der Macht gehalten hat. In einer Zeit, in der Millionen Menschen vor der Armut im ölfreichsten Land der Erde flohen, bereitete sich Maduro Guerra als Abgeordneter auf seine zukünftige Rolle vor. Nun sieht es so aus, als müsste er umdenken.*

*Um seinen Vater zu verteidigen, ist er jetzt bereit, mit einem westlichen Medium zu sprechen. Wie begegnet man einem Vertreter dieses Regimes, das sich in den vergangenen Jahren komplett abgeschottet hat? Welche Fragen kann man stellen, ohne in diesem Land mit seinem berüchtigten Geheimdienst die eigene Sicherheit zu gefährden?*

*Maduro Guerra empfängt in Caracas im achten Stock eines Büroturms, auf dessen Fluren finster dreinschauende Sicherheitsmänner stehen. Der Blick durchs Fenster geht auf den Militärflughafen La Carlota, wo am 3. Januar die amerikanischen Bomben einschlugen. Davor steht eine Ledercouch. Maduro Guerra, der nicht so groß ist wie sein Vater, aber von ähnlich kräftiger Statur, lächelt, als er fragt: Wollen Sie sich zu mir setzen, oder haben Sie's lieber formell? Auf dem Sofa, ohne Abstand, beginnt also dieser beidseitige Annäherungsversuch.*

**SPIEGEL:** Señor Maduro, wie geht es Ihnen?

**Maduro:** Die automatische Antwort wäre: gut. Aber in Wahrheit trage ich viel mit mir herum. Ich bemühe mich, gelassen zu bleiben, meiner

Verantwortung gerecht zu werden und weiter für den Chavismo und unsere Revolution zu kämpfen, aber es fällt mir nicht so leicht.

**SPIEGEL:** Was ist das Schwierigste dabei?

**Maduro:** Mir meinen Vater im Gefängnis vorzustellen. Wenn ich esse, dusche oder irgendwo in einer Besprechung sitze, schießt mir die Frage durch den Kopf: Wie geht es ihm?

**SPIEGEL:** Und: Wie geht es ihm?

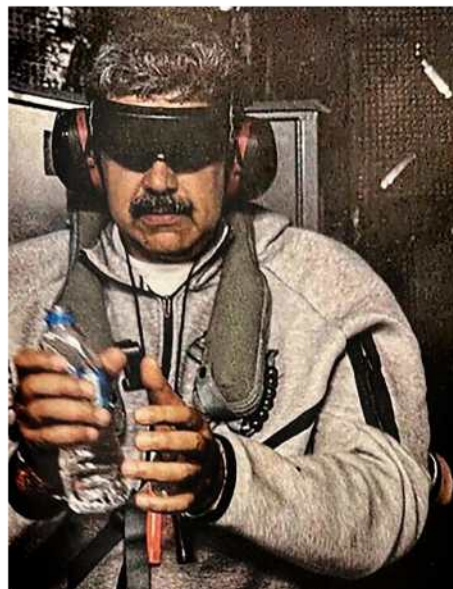
**Maduro:** Auch hier wäre die automatische Antwort: gut. Aber natürlich mache ich mir Sorgen, vor allem, was seine Gesundheit angeht. Mein Vater hat sich immer sehr gesund ernährt. Viel Gemüse, wenig Zucker. Jetzt nimmt er vor allem Kohlenhydrate zu sich, hoch verarbeitete Lebensmittel, zu viel Salz. Am Telefon versucht er, uns das Gefühl zu vermitteln, stark zu sein. Blickt nach vorn, sagt er. Lasst euch von niemandem das Glück nehmen.

**SPIEGEL:** Wann haben Sie nach seiner Festnahme zum ersten Mal gesprochen?

**Maduro:** Einen Monat später, am 5. Februar. Ich war in der Nationalversammlung und bereitete gerade eine Rede vor, als mich Cilia Sohn anrief. Er hatte meinen Vater in der Leitung und stellte sein Telefon auf laut,

**Festgenommener Staatschef Maduro:**

»Safe Room war nur ein Kleiderschrank«



da hörte ich seine Stimme: Hallo? Nico? NICO? Hier ist dein Papa! Hörst du mich? Ich war wie paralysiert. Um ungestört zu sprechen, zog ich mich in einen Winkel zurück, der nicht videoüberwacht war.

**SPIEGEL:** Was hat er gesagt?

**Maduro:** Dass es ihm gut gehe. Und dass das Knie, an dem er sich verletzt hatte, als ihn die amerikanischen Soldaten zu Boden drückten, nicht mehr so wehtue.

**SPIEGEL:** Seitdem ruft er regelmäßig an?

**Maduro:** Jeden Abend gegen sieben.

**SPIEGEL:** Wie sieht sein Alltag im Gefängnis aus?

**Maduro:** Zu Beginn, als er noch in Isolationshaft saß, machte er jeden Morgen eine Stunde Sport. Dann schrieb er, Tagebuch, alles, was ihm durch den Kopf ging. Seit der Osterwoche befindet er sich in einer Gemeinschaftszelle mit 18 anderen Häftlingen. Die Hälfte davon, sagt er, spreche Spanisch. Er redet mit ihnen, sieht fern, lernt etwas Englisch.

**SPIEGEL:** Sitzt er mit anderen berühmten Leuten in der Zelle?

**Maduro:** Soweit ich weiß, nicht. Diddy ist wieder draußen, oder? Tekashi69 war anderthalb Tage in seiner Zelle. Mit ihm hat er geredet.

**SPIEGEL:** Der Rapper Tekashi69 sagte kürzlich in einem Podcast, Ihr Vater lese viel in der Bibel.

**Maduro:** Ja, mehr als je zuvor. Anfangs kam er mir am Telefon immer mit Versen oder Psalmen, die er gerade studiert hatte, Buch der Hebräer, Römer, der Galaterbrief. Inzwischen kann ich ihm Bücher über Amazon schicken, Taschenbücher sind erlaubt. Ich habe ihm die venezolanische Verfassung bestellt, das komplette Werk Simón Bolívars, Metaphysik. Meine 20-jährige Tochter studiert Kunst. Mein Vater sagte: Schick mir, was sie gerade liest. Also habe ich ihm Shakespeare besorgt, Hamlet, und die »Orestie« von Aischylos.

**SPIEGEL:** Wie erklären Sie Ihren Kindern, was mit ihrem Großvater geschehen ist?

**Maduro:** Das war ... das war ... Bitte entschuldigen Sie meine Tränen. Das war an diesem Tag das Härteste. Ich habe sieben Kinder, und sie waren immer sehr eng mit ihm. Am 31. Dezember hatten wir ihn zum letzten Mal gesehen, zur Taufe meiner jüngsten Tochter. Am 3. Januar wollten wir uns wiedersehen, aber dann passierte es. Die Mädchen wachten in der Nacht vom Krach der Bomben auf. Sie sagten, sie hätten schlecht geträumt. Ich beruhigte sie und brachte sie zurück ins Bett. Wir wussten ja noch nicht, was vor sich ging. Am Morgen wollte ich, dass sie zuerst die gute Nachricht hörten: Sie wollten euren Opa eliminieren, aber Gott sei Dank haben sie ihn nur verschleppt. Er lebt. Die Kinder fragen oft nach ihm. Sie zeichnen Bilder, die wir ihm nach New York schicken.

**SPIEGEL:** Wo waren Sie in dieser Nacht?

**Maduro:** In unserem Haus in Caracas. Auch ich war durch die ersten Bombeneinschläge



aufgewacht. Ich drehte mich zu meiner Frau und sagte: komisches Geräusch, oder? Es klang anders als die Feuerwerkskörper, die hier oft gezündet werden. Als ich das Fenster öffnete, um nachzusehen, machte es wieder bumm. Sekunden später standen die Mädchen an unserem Bett. Dann klingelte das Telefon. Meine Tanten waren dran, die bei meinem Vater um die Ecke wohnten und alles mitansahen, ohne zu verstehen, was geschah. Als ich meinen Vater anrief, drückte er mich weg. Ich dachte, okay, er hat jetzt keine Zeit, weil er mit dem Verteidigungsminister sprechen muss. Mit den Generälen. Später versuchte ich es noch ein paarmal. Da reagierte er gar nicht mehr.

**SPIEGEL:** Die Amerikaner hatten ihn bereits.

**Maduro:** Es ging alles sehr schnell. Als man mir Tage später sein Telefon übergab, das seine Entführer in der Eile offenbar vergessen hatten, fand ich in unserem Chat eine Audionachricht, die er eingesprochen, aber nicht mehr abgeschickt hat.

**SPIEGEL:** Was hat er gesagt?

**Maduro:** Dass Bomben fallen. Dass das venezolanische Volk weiterkämpfen solle. Dass unsere Heimat niemals eine Kolonie sein werde. Es war eine Abschiedsnachricht. Er dachte, dass er sterben würde. Sie sind die Ersten, die davon erfahren.

**SPIEGEL:** Zeitungen berichteten, dass Ihr Vater und seine Frau noch versucht hätten, eine Art Bunker zu erreichen.

**Maduro:** In dem Haus, in dem sie lebten, gab es so was nicht. Es ist ein einfaches Haus, mit Glastüren und dünnen Wänden. Dieser angebliche Safe Room war in Wahrheit nur ein Kleiderschrank aus Holz.

**SPIEGEL:** Seit der amerikanische Präsident Donald Trump Mitte des vergangenen Jahres seine Marine in die Karibik schickte, hat er immer wieder mit einem Einmarsch in Venezuela gedroht. Trotzdem schien es so, als hätte er Ihren Vater kalt erwischt.

**Maduro:** Er war immer sehr vorsichtig. Aus Sicherheitsgründen war häufig nicht mal ich im Bilde, wo er gerade schlief. Aber wir haben nicht damit gerechnet, dass sie Caracas angreifen würden. Wenn sie angriffen, dachte ich, dann an irgendeinem anderen Ort und mit dem Ziel, einen Raum für Verhandlungen zu öffnen.

**SPIEGEL:** Wie kann es sein, dass die kubanischen Spezialkräfte, die Ihren Vater schützen sollten, keinen einzigen amerikanischen Soldaten erschossen haben?

**Maduro:** Ich habe keine Antwort darauf.

**SPIEGEL:** Was vermuten Sie?

**Maduro:** Schwer zu sagen, das wird noch untersucht. Sicher ist: Sie haben Technologien eingesetzt, die wir hier noch nie gesehen haben. Ich, Nicolás Ernesto, habe ihre Fähigkeiten unterschätzt. Gleichzeitig habe ich überschätzt, wozu wir in der Lage sind. Auch wenn wir wussten, dass wir bei einem Angriff keine Freiheit über den Luftraum haben würden – es ist



**Sohn Maduro 2024 in Caracas:** »Wir hätten mehr tun müssen, um meinen Vater zu beschützen«

nicht dasselbe, wie es zu erleben. Wir hätten mehr tun müssen, um meinen Vater zu beschützen. In dieser Hinsicht haben wir versagt.

**SPIEGEL:** Ab wann in dieser Nacht war Ihnen klar, was los war?

**Maduro:** Es dauerte. Die Erste, mit der ich sprach, war Delcy Rodríguez.

**SPIEGEL:** Die langjährige Stellvertreterin Ihres Vaters, die nun die Amtsgeschäfte führt.

**Maduro:** Das war gegen drei. Sie rief mich an und fragte, ob ich in Sicherheit sei. Ich schon, sagte ich, aber hast du was von meinem Vater gehört? Nichts, sagte sie. Wir haben mehrmals in dieser Nacht telefoniert. Um halb fünf, nachdem ich den Innenminister dran hatte, sagte ich zu meiner Frau: Es kann nicht sein, dass niemand etwas weiß. Sie haben ihn umgebracht. Um kurz vor sechs veröffentlichten sie schließlich das berühmte Foto seiner Festnahme.

**SPIEGEL:** Was haben Sie da gedacht?

**Maduro:** Wissen Sie, die Dinge ändern sich. Als ich geboren wurde, war mein Vater Busfahrer. Ich bin ein Anhänger der Theorie, dass wir verschiedene Leben haben. Am 3. Januar endete eines, und es begann ein neues, in dem mein Vater physisch weit entfernt ist.

*Maduros Festnahme lag gerade ein paar Stunden zurück, als Trump ankündigte, dass Venezuela fortan wie ein Vasallenstaat aus Washington regiert werde. Anders als Maduro, den er regelmäßig mit Spott bedachte, lobte*

*er Rodríguez nun für Reformen, die amerikanischen Unternehmen Zugang zu Öl und Bodenschätzen gewährten. Ende Februar verabschiedete die Nationalversammlung unter Mithilfe Maduro Guerras ein Amnestiegesetz, das Hunderte politische Gefangene auf freien Fuß setzte, darunter einige bekannte Köpfe der Opposition, die 2024 im Zuge der gestohlenen Präsidentschaftswahl in den Foltergefängnissen des Regimes verschwunden waren.*

*Noch immer sitzen viele hinter Gittern. Dass heute Mahnwachen und Demos toleriert werden, die an das Schicksal dieser Häftlinge erinnern, deuten einige als Zeichen einer zarten Öffnung. Unklar ist dabei, ob dies freiwillig geschieht oder nur auf Druck der amerikanischen Diplomaten, die einen Block von Maduro Guerras Büro entfernt im Marriott-Hotel residieren, weil ihre Botschaft nach Jahren der Funkstille noch renoviert wird.*

*Wie nachhaltig sind die Veränderungen? Bedeutet der Örausch, von dem viele Energie- und Bergbaumanager derzeit träumen, auf längere Sicht eine Rückkehr zu Rechtsstaat und Demokratie? Das sind die Fragen, um die die Gespräche in Caracas derzeit kreisen, während die Erinnerung an Maduro langsam verblasst.*

**SPIEGEL:** Wie würden Sie die gegenwärtige Situation beschreiben?

**Maduro:** Es ist ein neues Venezuela, das sich der Welt öffnet. Ein neuer politischer Mo-



Übergangspräsidentin Rodríguez bei Vereidigung: »Ein neues Venezuela, das sich der Welt öffnet«

ment, in dem es um Dialog und Versöhnung geht. Venezuela hat sich zu lange in Konflikten verbohrt, die nirgendwo hinführen. Wir brauchen einen Weg, der zu Wohlstand und Frieden führt.

**SPIEGEL:** Wo verorten Sie die neue Regierung politisch, links oder eher rechts?

**Maduro:** Links, meiner Meinung nach.

**SPIEGEL:** Es gibt viele, die sie vor allem als pragmatisch wahrnehmen.

**Maduro:** Wichtig ist, dass die Produktivkräfte zum Nutzen des Volkes eingesetzt werden, nicht des großen Kapitals. Wir haben ein sozialistisches Modell, aber jetzt müssen wir Zugeständnisse machen, verhandeln, Abkommen schließen, um unsere Souveränität zu bewahren. Hier bei uns regieren keine Ultrarechten.

**SPIEGEL:** Warum konnten die Reformen nicht mit Ihrem Vater angestoßen werden?

**Maduro:** Ich denke, es hatte persönliche Gründe.

**SPIEGEL:** Was meinen Sie damit?

**Maduro:** Ich habe keine andere Erklärung. In den letzten Wochen des vergangenen Jahres hat mein Vater immer wieder auf Gespräche gedrängt, aber Trump wollte nicht reden. Keine Ahnung, warum. Wie gesagt, mein Vater war Busfahrer. Er hat nie an einer Universität studiert. Vielleicht haben sie ihn gering geschätzt. Dabei ist es ihm gelungen, unser Land durch einen der schwierigsten Momente unserer Geschichte zu führen. Aufgrund der Sanktionen hatten wir so gut wie keine Einnahmen. Es war eine Zeit voller Probleme, mit Fehlern und Exzessen. Aber schauen Sie sich an, was für Ressourcen nötig waren, um ihn aus dem

Land zu holen, militärische, wirtschaftliche, politische.

**SPIEGEL:** Kurz nach der Festnahme erklärte Trump, dass er ab jetzt Ihr Land regieren werde.

**Maduro:** Seien Sie unbesorgt: Alles, was zurzeit passiert, ist unsere Initiative, das Amnestiegesetz, die Öffnung des Ölsektors. Unser wichtigster Partner beim Öl sind die USA. Das waren sie immer. Ich habe nie eine amerikanische Flagge verbrannt. Nun sind wir angegriffen worden und müssen einen Weg finden, unser Land zu stabilisieren. Manchmal muss man einen Schritt zurück machen, um danach einen Sprung nach vorn zu tun.

**SPIEGEL:** Nach außen wirkt es so, als machten Sie diese Zugeständnisse vor allem, um an der Macht zu bleiben.

**Maduro:** Venezuela hält die Sanktionen nicht mehr aus. Wir können ideologisch verschieden sein, wir können über unterschiedliche wirtschaftliche oder soziale Modelle debattieren, aber für uns als Land im Norden Südamerikas kommen die natürlichen Partner aus Europa und den USA. Wir brauchen den Westen, um uns zu entwickeln.

**SPIEGEL:** Washington hat Ihrem Land ein Drei-Phasen-Modell verordnet: wirtschaftliche Stabilisierung, Reform der Institutionen, Rückkehr zur Demokratie. Wie lange wird es bis zu diesen Wahlen dauern?

**Maduro:** Wenn ich auf der Straße unterwegs bin, habe ich nicht das Gefühl, dass die Venezolaner Lust haben, noch in diesem Jahr zu wählen. Die Leute wollen eine Atempause, einen Plan, der zu wirtschaftlichem Wachstum führt. Abgesehen davon braucht es Zeit, weil dieser Wahlprozess nur im Rah-

men eines großen politischen Abkommens möglich wäre.

**SPIEGEL:** Jorge Rodríguez, der Präsident der Nationalversammlung, hat die ins Ausland geflohenen Venezolaner kürzlich aufgefordert, zurückzukommen und zu vergeben. Was meinte er damit?

**Maduro:** Seine Schwester, die Präsidentin Delcy, hat es auch gesagt, als sie das Amnestiegesetz unterzeichnete: Wir müssen vergeben. Und wir müssen die Bitten um Vergebung annehmen. Für mich gilt das auch: Ich werde allen, die für den 3. Januar Verantwortung tragen, vergeben. Wann das sein wird? Kann ich nicht sagen, aber es gibt weder Hass noch Groll in meinem Herzen. Mein Vater wusste, worauf er sich einließ.

**SPIEGEL:** Möglich, dass Jorge Rodríguez auf die gestohlene Präsidentschaftswahl anspielte? Oder auf die Gewalt, mit der der Staat danach gegen die Demonstranten vorging?

**Maduro:** Viele der Venezolaner, die ins Exil gegangen sind, sind Botschafter der Apokalypse. Sie ließen sich von internationalen Medien vergiften. Aber verstehen Sie mich nicht falsch. Es gab tatsächlich harte Momente, Fehler, die wir begangen haben, Exzesse, für die wir als Chavismo um Vergebung bitten müssen. Die Verantwortung, den ersten Schritt zu tun, liegt bei uns.

**SPIEGEL:** Was meinen Sie mit »Exzessen«?

**Maduro:** Zum Beispiel das Vorgehen der Polizei. Oder der Justiz, die nicht immer faire Verfahren garantiert hat. Das Recht auf Verteidigung. Das ist sehr ernst.

**SPIEGEL:** Im Zuge des Amnestiegesetzes sind in den vergangenen Wochen Hunderte politische Gefangene freigelassen worden. Gleichzeitig beklagen viele, dass noch immer Menschen aus politischen Gründen im Gefängnis sitzen.

**Maduro:** Die, die jetzt noch inhaftiert sind, sind nicht einfach Andersdenkende. Dies sind vor allem Leute, die versucht haben, Attentate auf meinen Vater zu verüben. Straftaten wie diese fallen nicht unter das Gesetz.

**SPIEGEL:** Jetzt, da Ihr Vater nach New York verschleppt wurde, können Sie die Angehörigen der politischen Gefangenen besser verstehen?

**Maduro:** Ich glaube, schon.

**SPIEGEL:** Was können Sie aus der Ferne für Ihren Vater tun?

**Maduro:** Was mir bleibt, ist, die Erinnerung an ihn in der Öffentlichkeit wachzuhalten. Laut zu sagen: Meine Familie hat mit Drogen oder Terroristen nichts zu tun. Das alles ist ein politischer Prozess. Venezuela ist ein Öl-, kein Narcostaat. Deshalb danke ich, dass Sie mir zuhören. Dies war übrigens ein anderer Fehler: dass wir uns zu sehr verschlossen haben, wie Schildkröten in ihrem Panzer. Wir müssen häufiger reden. Wir müssen uns konfrontieren lassen.

**SPIEGEL:** Señor Maduro, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



# Patriotisch kochen

**Ukraine** Russland bestreitet, dass es so etwas wie eine ukrainische Küche gibt. Starkoch Jewhen Klopotenko beweist das Gegenteil.

Helles Holz und gedämpfte Musik prägen den Raum, elegante junge Kellner servieren an diesem Mittag Rote Bete mit Stücken vom Silberkarpfen aus dem Donaudelta, garniert mit geräucherter Birne. Es ist der Auftakt eines achtgängigen Menüs im Restaurant von Spitzenkoch Jewhen Klopotenko. »100 rokiw tomu wpered«, in etwa »100 Jahre zurück in die Zukunft« hat er sein Lokal in Kyjiw genannt. Auf die Teller kommt hier nur, was in der Ukraine wächst.

Kein schwarzer Pfeffer, kein Ingwer, keine exotischen Früchte. Stattdessen wird der fermentierte Zander begleitet von einem Pesto aus essbaren Bienenlarven.

Radikale Beschränkung ist Teil von Klopotenkos Philosophie, die er seine »nationalpatriotische Mission« nennt. Das Ziel, sagt er, sei es, »die Ukraine auf die gastronomische Weltkarte zu bringen«.

In seiner Heimat hat Klopotenko damit Popstar-Status. 870.000 Menschen folgen ihm auf Instagram. Zählt man sämtliche sozialen Kanäle zusammen, erreicht der 39-Jährige Millionen Landsleute – mit Videos, patriotischen Parolen und Rezepten für Krisenzeiten.

Der Koch gilt als furchtloser Vertreter seiner Zunft und als Mann mit Sinn für Außen-

darstellung: Kurz nach Beginn der russischen Invasion im Winter 2022 schickte er seinen Followern eine Anleitung zum Bau von Molotowcocktails. Als Instagram den Beitrag sperrte, lenkte er die Leute weiter zu Telegram.

Angst, aufzufallen, hat er nicht. Zu weit geschnittener Kleidung und kanariengelben Schuhen trägt Klopotenko das Haar rechts hoch geschoren, links zum Wuschelkopf drapiert. Ab und an sind zwei seiner Fingernägel in den Landesfarben lackiert.

Wer ihm das Etikett »Jamie Oliver der Ukraine« anheften wolle, möge den Unterschied bedenken, sagt er: »Ich bin nicht nur Fernsehkoch, sondern Teil einer nationalen Bewegung.«

Vor seiner Aufnahme in die französische Elitekochschule Le Cordon Bleu war Klopotenko Bademeister im US-Bundesstaat Wisconsin und Hilfskraft bei McDonald's im Donau-Einkaufszentrum Regensburg. Unterwegs zu sein auf ausgetretenen Pfaden sei ihm bis heute ein Graus, sagt er: »Im Mittelalter hätten sie mich vermutlich verbrannt, wegen Häresie«, wegen Ketzerei.

In seinem wichtigsten, 2019 eröffneten Restaurant hat das zur Folge: Serviert wird Ukraine pur. Speise- und Weinkarten spie-

geln, was im Land wächst. Sonst nichts. Klopotenko will Zeichen im Überlebenskampf seines Landes setzen. Er sagt: »Im Ringen um internationale Anerkennung ist Essen ein mächtiges Werkzeug.«

Im Juli 2022, gut vier Monate nach dem russischen Überfall, setzte die Unesco Borschtsch als ukrainischen Beitrag auf die Liste des immateriellen Kulturerbes. Auf Klopotenkos Initiative hin. Die Russen, die eine gleichfalls auf Roter Bete basierende Suppe ihren eigenen kulinarischen Errungenschaften zurechnen, schäumten damals – für Klopotenko der Beleg, dass sie die Sache mit dem Borschtsch zu Recht als Attacke verstanden.

Das Anrecht auf eine eigene Kultur, Sprache, traditionelle Küche – all das, sagt er, sprächen Putinisten ihren ukrainischen Nachbarn ab. Dagegen anzukämpfen, verstehe er als persönlichen Auftrag. In Klopotenkos Lesart ist Borschtsch nicht einfach Suppe. Sondern ein Beleg für die wesentliche Nachricht: Wir Ukrainer sind da und waren schon immer da.

Deshalb forscht der Koch unverdrossen in Archiven und gräbt, wo er kann, nach den Wurzeln ukrainischer Identität. Auf YouTube verbreitet Klopotenko nicht nur Vorschläge, wie sich trotz eisiger Kälte und bei bis zu 18 Stunden Stromausfall täglich Köstliches auf den Tisch bringen lässt. Er preist auch fast vergessene ukrainische Rezepte an, die trotz eines Dreivierteljahrhunderts sowjetischer Einheitskost in den Köpfen und Notizen mancher Älterer überlebt haben.

An der belarussischen Grenze etwa würden sie den Borschtsch mit Sauerkraut und Honig oder mit Wildschweinblut anreichern; im Donaudelta kämen Fisch und Sauergemüse hinzu; auf der seit 2014 russisch besetzten Halbinsel Krim wiederum schwören die Tataren seit eh und je auf Tschebureki, halbmondförmige, in heißem Öl gebackene Teigtaschen, Klopotenko rechnet sie weiter dem nationalen Kulturgut zu.

Je beharrlicher Klopotenko die völkerrechtlich anerkannten Grenzen der Ukraine mit Rezepten und Recherchen auslotet, desto eindringlicher führt er seinen kriegsmüden Landsleuten vor Augen, welches Erbe in der Schlacht mit Russland auf dem Spiel steht: Nicht nur um Land und Städte geht es, sondern auch um Ererbtes, Erschmecktes, Erlesenes.

Als während der schweren Angriffe auf Kyjiws Infrastruktur im Winter die Versorgung von Hunderten Arbeitern zusammenzuberechen drohte, versprach Klopotenko, zwei seiner Köche zu schicken. Den von russischen Luftangriffen besonders betroffenen Bewohnern der Hauptstadt ließ er spontan 2000 Portionen Suppe zukommen.

Er sagt, seine Waffe im Krieg sei von speziellem Kaliber. Ihr Name: Borschtsch.

Walter Mayr

**Gourmet Klopotenko in seinem Kyjiwer Restaurant:** Rezepte für Krisenzeiten



Sitora Celina Rajin / DER SPIEGEL



Francesca Vieceli / action press

## ◀ Der Moment

»Blut ist Russlands Kunst«, riefen die Feministinnen von Pussy Riot vor dem russischen Pavillon – damit demolierten die russischen Aktivistinnen die Kulisse, die Wladimir Putin sich für die Biennale in Venedig zurechtgezimmert hatte. Drinnen: Folkloregruppen, sibirische Kehlkopfgesänge, die Atmosphäre eines Blumenladens. »Der Baum ist im Himmel verwurzelt«, lautet das fröhliche Motto der am Samstag eröffneten Show. Warum Russland trotz des Ukrainekriegs teilnehmen darf, war zuvor heftig debattiert worden. HOR

## SCHAUT AUF DIESE STADT

# Auch König Charles hört Johannesburg

**London** Ich war noch nie in Johannesburg. Trotzdem denke ich gegen 5.30 Uhr regelmäßig an diese Stadt. Es beginnt mit einem Grollen am Himmel über Westlondon, dann durchbricht Flug BA56 aus Johannesburg die Wolkendecke: ein Airbus A380. Ich kann ihn auf einer Flugbeobachtungssapp verfolgen. Zuerst überquert er die Themse, danach ein Rugbyfeld, kurz darauf mein Reihenhaus. Von dort sind es, ich habe es gestoppt, noch zwei Minuten und 35 Sekunden bis zur Landung in Heathrow. Wer beim Anflug links sitzt, kann mein Dach sehen.

Jedenfalls bei Westwind. Dann donnern die Flugzeuge über mein Viertel. Bei Ostwind führt der Anflug über Schloss Windsor, und König Charles hört Johannesburg.

Manchmal schreibe ich morgens meinem Freund Magnus, der ein paar Straßen weiter

wohnt. Magnus ist Norweger und hat lange in der Schweiz gelebt; er besitzt deshalb eine geradezu beleidigend klare Vorstellung davon, was Ruhe ist. »Guten Morgen, BA56 ist durch!« Meist antwortet er sofort. Wenn nicht, brühe ich mir einen Kaffee und hole die Zeitung, die schon vor der Tür liegt.

Meine Familie schläft durch. Zwei Tage nach unserem Umzug sagte meine Frau: »Ich weiß gar nicht, was du hast. Ich höre die Flugzeuge nicht mehr. In China war es doch lauter.«

Neun Jahre haben wir in Peking gelebt. Dort wurde in unserer Nachbarschaft ein ganzes Stadion abgerissen, Straßen wurden geteert, Einkaufszentren hochgezogen. Presslufthammer statt Fluglärm.

»Und die Luft«, erinnert mich meine Frau. Feinstaubwerte, die oft nicht mehr

von den gängigen Skalen erfasst werden. Wir hatten Doppelverglasung, und in fast jedem Zimmer stand ein Luftreiniger, nachts liefen sie durch, ein gleichmäßiges Rauschen. Es klang, als schliefe man im Bauch eines A380.

2016, während der alljährlichen Pressekonferenz des damaligen Premiers Li Keqiang, machte mein geschätzter Kollege Bernhard Zand die Probe aufs Exempel: Er schmuggelte ein Feinstaubmessgerät in die Große Halle des Volkes, vorbei an den notorisch grimmen Wachen. Während Li über Wachstum, Stabilität und Fortschritt sprach, maß Bernhard die Luftqualität. Ergebnis in der Halle: gesundheitsschädlich. Draußen: sehr gesundheitsschädlich.

In London kann ich zum Glück unbesorgt die Fenster öffnen. Jedenfalls bei Ostwind. Christoph Giesen



An dieser Stelle schreiben im Wechsel Marian Blasberg, Christoph Giesen, Julia Amalia Heyer, Leo Klimm und Maria Stöhr.



## ISRAEL UND PALÄSTINA

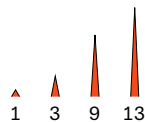
## Tod der Zweistaatenlösung

Im Schatten des Irankriegs eskaliert im Westjordanland die Gewalt. Kaum ein Tag vergeht ohne Angriffe jüdischer Siedler auf Palästinenser. Seit Jahresbeginn wurden mindestens zwölf Menschen bei Angriffen durch Siedler getötet, Hunderte verletzt und aus ihren Häusern vertrieben. So geht es aus Zahlen hervor, die von der Uno erhoben wurden. Zum Vergleich: Im gesamten Jahr 2025 töteten Siedler im Westjordanland laut Uno neun Menschen. Während Politiker in Berlin und Brüssel öffentlich weiter auf eine Zweistaatenlösung pochen, hat die Realität nicht mehr viel mit dem Plan aus den Neunzigerjahren gemein. Seit dem 7. Oktober hat der Siedlungsbau massiv zugenommen. Im März genehmigte die israelische Regierung in einer einzigen Sitzung den Bau von 34 Siedlungen – so viele, wie noch nie zuvor auf einmal abgesegnet wurden. Ein besonderes Projekt könnte die Zahlen in diesem Jahr noch weiter in die Höhe treiben: der Siedlungsblock in E1. Mehr als 3400 Wohneinheiten sollen sich auf einer Fläche von über zwölf Quadratkilometern im Westjordanland erstrecken, die Siedlungen sollen direkt hinter Ostjerusalem beginnen – und würden das Westjordanland de facto in zwei teilen. Bislang verhinderte die massive Opposition aus Europa und den USA den Baubeginn. Doch im vergangenen Jahr sagte Finanzminister Bezalel Smotrich, Donald Trump habe die Position der USA aufgegeben. Das US-Außenministerium dementierte nicht und betonte nur, wie wichtig ein stabiles Westjordanland sei. Anfang der Woche rollten nun israelische Bulldozer. Mehr als 50 palästinensische Geschäfte rissen sie ab – um Platz zu schaffen für eine Straße in E1. MUK

## BLICK IN DIE WELT

## Wer ist im Club der Besten?

So oft waren Nationalmannschaften bei Fußballweltmeisterschaften der Männer unter den Top 4\*



Deutschland steht mit 13 Top-4-Plätzen an erster Stelle, davon vier Titel.

Brasilien ist mit fünf Weltmeistertiteln unter 11 Top-4-Plätzen am erfolgreichsten.

\* einschließlich Erfolgen für Westdeutschland (zu Deutschland), die Tschechoslowakei (zu Tschechien), Jugoslawien (zu Serbien) sowie die Sowjetunion (zu Russland)

Quelle: Wikipedia

## UKRAINE

## »Ich sehe keinen Ausweg für Putin«



Elina Valtonen, 44, ist seit 2023 finnische Außenministerin. Sie ist stellvertretende Vorsitzende der konservativen Nationalen Sammlungspartei.

**SPIEGEL:** Frau Valtonen, US-Präsident Donald Trump droht damit, Nato-Staaten zu bestrafen, die seinen Krieg gegen Iran nicht unterstützen, und will Soldaten aus Deutschland abziehen. Trotzdem sagen Sie, die Nato sei stärker denn je. Meinen Sie das ernst?

**Valtonen:** Ja. Erstens tragen Finnland und Schweden deutlich zur Sicherheit bei, seit sie der Nato beigetreten sind. Zweitens nehmen die europäischen Staaten Verteidigung und Abschreckung endlich ernst, was sich in den Rüstungsausgaben widerspiegelt. Gerade der Beitrag Deutschlands ist hier wichtig. Und drittens haben die USA nie gesagt, dass sie aus der Nato austreten.

**SPIEGEL:** Reden Sie die Lage da nicht ein wenig schön? Der frühere deutsche Außenminister Joschka Fischer hat im SPIEGEL gerade erst vor einem Ende der Nato gewarnt.

**Valtonen:** Wir können viel Zeit darauf verwenden, uns über das zu ärgern, was die Amerikaner sagen oder nicht sagen. Ich halte es für sinnvoller, dass wir Europäer auf uns selbst schauen, dass wir den Kontinent für unsere Bürgerinnen und Bürger zukunftsfest machen. Das bedeutet unter anderem, dass wir mehr in Verteidigung investieren. Aber auch, dass wir unsere Wettbewerbsfähigkeit stärken, etwa indem wir neue Freihandelsabkommen schließen.

**SPIEGEL:** Ist Europa heute wehrhafter, als es zu Beginn von Trumps zweiter Amtszeit war?

**Valtonen:** Die Richtung stimmt. Aber natürlich braucht es Zeit, wehrhaft zu werden, zumal wir lange Zeit keine wettbewerbsfähige Verteidigungsindustrie hatten, zumindest bei einigen

Waffengattungen nicht. Viele Länder haben auch sehr egoistisch gedacht, im Sinne ihrer eigenen Rüstungsindustrie. Aber das ändert sich jetzt. Und auch die Bürgerinnen und Bürger verstehen, was auf dem Spiel steht, dass es darum geht, Europas Werte zu verteidigen.

**SPIEGEL:** Wenn Russland morgen Nato-Gebiet angreifen würde, etwa das Baltikum, was würde dann passieren?

**Valtonen:** Dann würde das betroffene Land Artikel 5 ausrufen, und die entsprechenden Verteidigungspläne würden greifen.

**SPIEGEL:** Die Amerikaner würden zu Hilfe kommen?

**Valtonen:** Ich hatte gerade erst ein sehr gutes Treffen mit meinem amerikanischen Amtskol-

## »Die Ukraine hat die beste Armee Europas.«

legen Marco Rubio. Ich habe keinen Zweifel daran, dass sich die USA weiter verpflichtet fühlen, die Nato zu unterstützen.

**SPIEGEL:** Der Krieg zwischen Russland und der Ukraine wirkt festgefahren. Wie nehmen Sie die Lage wahr?

**Valtonen:** Die Ukraine ist gestärkt, militärisch wie politisch. An der Front beobachten wir keine großen Verschiebungen, was an sich schon ein Erfolg für die Ukraine ist. Die Ukraine ist durch ihre Drohnentechnik gefragter denn je. Sie verfügt derzeit über die beste und größte Armee Europas. Es ist in unserem Interesse, dass sie möglichst bald der Nato beitrifft. Russland wiederum steckt fest. Die Wirtschaft befindet sich noch nicht im freien Fall, aber es geht ihr sehr schlecht. Ich sehe gerade keinen Ausweg für Putin. POP



# Die Stimmungskanone



**Karrieren** Seit einem Jahr ist Julia Klöckner Präsidentin des Deutschen Bundestags, in dem so viel gepöbelt, gejammt und befürchtet wird wie selten zuvor. Ihre gute Laune lässt sie sich trotzdem nicht nehmen. Von Marc Huger

»Naaaaaaaaa«, sagt Julia Klöckner, als sie aus ihrem Büro auf den Flur der »Präsidialebene« des Deutschen Bundestags tritt, wo sie schon Paul Götcke erwartet, der oberste Verwaltungsbeamte des Bundestags, den sie, in einer Mischung aus Hochachtung und Frotzelei, »Herr Direktor« nennt.

Paul Götcke hat an diesem Morgen die Aufgabe, seine Chefin von der »Präsidialebene«, in der sich ihr Büro befindet, auf die »Plenarebene« hinabzubegleiten, wo sie in wenigen Minuten die Sitzung des Deutschen Bundestags eröffnen wird.

Es ist ein Donnerstag, Anfang März. Vor Julia Klöckner liegt ein voller Tag: zwei Stunden Plenumsvorsitz, danach Vorbesprechung des Ältestenrats, namentliche Abstimmung über »TOP 6 / Umgestaltung der Grundsicherung (SGB II)«, Sitzung des Ältestenrats, Wahl der Vizepräsidentin des Bundesrechnungshofs und schließlich Gespräche mit einzelnen Abgeordneten, mit der Gruppe der Frauen der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, gefolgt von internen Besprechungen und, zuallerletzt, »Büroarbeit«.

Sie hat noch nicht zu Ende gefrühstückt. Die Zeit dafür hat wieder einmal nicht gereicht. Zu viele Fragen. Zu viele Termine. Zu viel Small Talk. Aber ihre Stimmung ist deshalb kein bisschen getrübt. Auch jetzt, um kurz vor neun, ist sie unverwundlich gut.

Sie tritt auf Paul Götcke zu, der ihren Trinkbecher in der Hand hält.

Der Becher steht auf dem Podium im Bundestag immer rechts neben ihr, mit Tee gefüllt, ein weißer, bauchiger Thermobecher mit Silberrand und aufgedrucktem Bundesadler in Schwarz, den man beim Quiz im Infomobil des Deutschen Bundestags gewinnen kann. Ohne ihn geht Klöckner nicht mehr ins Plenum. Sie sagt, sie müsse Tee trinken, damit ihre Stimme durchhalte.

Götcke weiß um die Bedeutung des Bechers. Er kennt auch das Urteil, das seine Chefin über das Vorgängermodell fällte, baugleich, aber in Schwarz, ebenfalls aus dem Infomobil des Deutschen Bundestags. Den schwarzen Becher mochte sie nicht, weil er sie an eine Urne erinnerte. Und so ein Urnenbecher, etwas, das eine Beerdigungsstimmung ausstrahlt, sollte nicht weiter auf dem Podium im Bundestag stehen. Nicht vor ihr. Gab es keinen anderen Becher, der besser zu ihr passt, der freundlicher ist, hell? Deshalb ist der Becher, den Paul Götcke jetzt tragen muss, weiß.

Paul Götcke lächelt.

Normalerweise ist es nicht seine Aufgabe als oberster Verwaltungschef, Klöckners Tee in den Plenarsaal zu tragen. Aber bevor er

selbst darüber scherzen kann, dass er an diesem Morgen zu ihrem Becherträger degradiert worden ist, kommt ihm seine Chefin zuvor: »Und?«, fragt sie ihn mit Blick auf den Becher in seiner Hand: »Haben Sie jetzt auch so einen Becher wie ich? Oder ist das meiner?«

Seit einem Jahr ist Julia Klöckner nun Bundestagspräsidentin. Nach Annemarie Renger, Rita Süßmuth und Bärbel Bas die vierte Frau in diesem Amt. Es ist nach dem Bundespräsidenten protokollarisch das zweithöchste im Land. Klöckner steht damit noch über dem Bundeskanzler und ist zugleich Deutschlands ranghöchste Frau, was ihre Aufgabe allerdings nicht automatisch leichter macht. Im Gegenteil.

Die Zeiten sind ernst. Julia Klöckner bestreitet das nicht.

Die AfD ist heute mit 150 Sitzen als zweitstärkste Fraktion im Deutschen Bundestag vertreten und hat nicht nur die Inhalte der Debatten verändert, sondern auch den Ton im Parlament. Vieles, was früher einmal als selbstverständlich galt, löst sich auf; Grenzen verschieben sich, zwischen Wahrheit und Fiktion, zwischen Kritik und Pöbelei. Erstmals seit Gründung der Bundesrepublik steht in Deutschland auch der Parlamentarismus und mit ihm der Glaube an die Demokratie infrage.

Ein Parlament wie dieses, sagt Klöckner, habe es noch nie gegeben, so zerrissen, so extrem. Zehn Prozent der Sitze des Deutschen Bundestags seien heute »von links außen« besetzt, »rund 25 Prozent von rechts außen«. Sie will, das ist ihr wichtig zu betonen, sich nicht inhaltlich positionieren. Das verbietet, wie sie findet, ihr Amt als Präsidentin des gesamten Bundestags, also aller Fraktionen. Es geht ihr vielmehr um den Umgang miteinander, den Stil, den politischen Streit, der sich zu »destruktivem Lärm« hochschaukeln und die parlamentarische Ordnung gefährden würde. Von »Blockbildung« spricht Klöckner. Es ist ein Wort aus dem Kalten Krieg.

Auch deshalb hat sie sich für eine neue Geschäftsordnung des Bundestags eingesetzt, die am 16. Oktober 2025 beschlossen

wurde, mit neuen, strengeren Regeln des parlamentarischen Umgangs miteinander in einer Zeit, in der Regeln zunehmend infrage gestellt werden.

In ihrem ersten Jahr als Bundestagspräsidentin haben sie und ihre Stellvertreter und Stellvertreterinnen in 69 Sitzungstagen die Rekordzahl von 54 Ordnungsrufen verteilt, Verwarnungen, die sie für beleidigende, herabwürdigende oder verleumderische Äußerungen aussprechen können und die beim dritten Ordnungsruf innerhalb von drei Sitzungswochen ein Ordnungsgeld nach sich ziehen. Viele ihrer Ordnungsrufe gehen an die Linke, aber mit Abstand die meisten an die AfD, für Beschimpfungen wie »Schwätzer«, »Straftäter«, »Stalinist« oder »hässliche Fratze des Sozialismus«.

**Klöckner ist schlagfertig** und kann durchaus auch amüsant sein, wenn sie auf dem Podium sitzt. Etwa, wenn sie Friedrich Merz vom Podium aus zu seinem 70. Geburtstag gratuliert und dabei seinen kompletten Namen vorliest: »Joachim-Friedrich Martin Josef Merz«. Das Video, das es davon gibt, gehört auf Instagram zu den beliebtesten von ihr überhaupt. Oder wenn sie bei einer Kurzintervention des SPD-Abgeordneten Dirk Wiese sich selbst korrigiert. Sie hatte Wiese »Herr Dr. Wiese« genannt, obwohl Wiese gar keinen Dokortitel trägt. »Seit wann ist Herr Wiese denn Doktor?«, rief der AfD-Abgeordnete Stephan Brandner ihr zu, der zu den aktivsten Zwischenrufern im Bundestag zählt. Klöckner entschuldigte sich dafür nicht, sie antwortete stattdessen auf Brandners Zwischenruf mit einem Witz. »Habe ich ihm eben einen Doktor verliehen?«, fragte sie. »Der ist oft schneller weg, als man ihn hat.«

Klöckner gibt sich gern streng, aber wenn es darauf ankommt, lächelt sie alles weg. Ihr Lächeln kann manchmal die größere Strafe sein als jeder Ordnungsruf, den sie erteilt.

Ihr Privileg als Politikerin sei, sagt sie, dass sie neben ihrem Amt als Präsidentin auch einen Wahlkreis zu betreuen habe. Das sei eine gute Schule. In ihrem Fall der Wahlkreis 200 ihrer Heimatstadt Bad Kreuznach in Rheinland-Pfalz. Er habe ihr die Chance gegeben, die nur wenige Berufsgruppen hätten, Reporter, Ärzte und Lehrer vielleicht noch, dass sie über ihren Beruf tagtäglich »mit der ganzen Bandbreite« der Menschheit zu tun habe, »mit dem Garten des Herrn«, wie sie es nennt. »Das erdet einen dann schon«, sagt sie, »gell?!«

Für manche ist Julia Klöckners gute Laune eine Zumutung in Zeiten der Schwermut

**»Habe ich ihm eben einen Doktor verliehen? Der ist oft schneller weg, als man ihn hat.«**

Julia Klöckner

und Larmoyanz. Ihr schenkelklopfender Humor. Ihre gefühlte Dauerpräsenz auf TikTok und Instagram. Ihr Bad Kreuznacher Dialekt. Die Art und Weise, wie sie »guten Tach« sagt statt »guten Tag«. Oder »alla« statt »na dann«. Ihr kumpelndes »Gell?!«.

Auch politisch sorgt sie gelegentlich für Empörung. Etwa mit ihrer Entscheidung, am Tag der Parade zum Christopher Street Day in Berlin keine Regenbogenflagge mehr zu hissen, sondern diese Flagge nur noch am 17. Mai, dem internationalen Tag gegen Homo- und Transphobie, hochziehen zu lassen. Oder mit ihrer tatsächlich sehr schrägen Idee, die linke Tageszeitung »taz« mit der rechtspopulistischen Onlineplattform »Nius« zu vergleichen.

Aber wenn man die jüngsten Umfragen betrachtet, gehört sie regelmäßig zu den beliebtesten Politikerinnen Deutschlands. Laut INSA-Ranking ist sie seit Jahresbeginn fast ununterbrochen die beliebteste deutsche Politikerin, vor Bärbel Bas, Heidi Reichinnek, Alice Weidel, Franziska Brantner und Sahra Wagenknecht.

Kann sie in ihrem Amt als Bundestagspräsidentin trotzdem die Falsche sein?

Als Bundestagspräsidentin ist sie für alles Mögliche zuständig. Für die Leitung von Plenarsitzungen, die Tagesordnung, die Einhaltung der Geschäftsordnung, die Ordnung und Sicherheit im Bundestag. Sie sitzt dem Ältestenrat vor. Sie vertritt den Bundestag gegenüber der Öffentlichkeit, sie entscheidet über eine mögliche Drohnenabwehr über der Reichstagskuppel ebenso wie über die jüngste Bitte des ukrainischen Parlaments, nicht nur ausrangierte Computer nach Kyjiw zu liefern (was sie gern tat), sondern auch ein unterirdisches Parkhaus unter dem Parlament in Kyjiw zu finanzieren (wofür sie in ihrem Haushalt kein Geld zur Verfügung hat). Das alles ist wichtig, aber für alles, was wirklich wichtig ist, um in Erinnerung zu bleiben, sind andere zuständig. Für die großen Reden der Bundespräsident. Für die große Politik der Kanzler. Um über ihr Alltagsgeschäft hinaus ein Zeichen zu setzen, bleiben ihr deshalb nur die Lücken übrig, die sowohl der Kanzler als auch der Präsident lassen. Was sie übersehen haben. Der Rest.

Es hat immer wieder Bundestagspräsidenten und Bundestagspräsidentinnen gegeben, die diese Lücken gefüllt haben. Rita Süßmuth mit ihrem Engagement für Frauenrechte und ihrem Kampf um die Reform des Abtreibungsparagrafen 218 im Strafgesetzbuch, die von ihrer eigenen Fraktion abgelehnt wurde. Oder Wolfgang Thierse, der erste Ostdeutsche in diesem Amt, der mit seiner unnachgiebigen Haltung in der CDU-Spendenaffäre sowie seiner symbolischen Rolle als »Stimme der Ostdeutschen« in Erinnerung bleibt.

Aber diese Spielräume muss man sich in diesem Amt immer erkämpfen. Es ist des-

## »Ich durfte nicht Messdienerin werden. Das hat mich geärgert: Mein Bruder durfte das und ich nicht.«

halb vielleicht kein Zufall, dass Julia Klöckner in der Geschichte der Bundesrepublik nun schon die vierte Bundestagspräsidentin ist, es aber bis heute nur eine Bundeskanzlerin und keine einzige Bundespräsidentin gab. Wenn es um Macht und Einfluss geht, haben Männer eben schon immer zuerst an sich selbst gedacht.

**An jenem Morgen** in ihrem Büro, kurz bevor Paul Göttsche mit ihrem Becher in der Hand vor der Tür stand, kam sie auf das erste Thema einer der heute anstehenden Debatten zu sprechen. Im Protokoll liest sich das so: »Zweite Beratung und Schlussabstimmung des von der Bundesregierung eingebrachten Entwurfs eines Gesetzes zu dem Vertrag vom 17. Juli 2025 zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Vereinigten Königreich Großbritannien und Nordirland über Freundschaft und bilaterale Zusammenarbeit«. Es sind viele Worte, um zu sagen, dass es an diesem Tag um einen deutsch-britischen Freundschaftsvertrag geht, der beschlossen werden soll.

Für den Beginn der Debatte hatte sich Klöckner ein paar einleitende Worte über den deutsch-britischen Freundschaftsvertrag überlegt, eigentlich eine Routineaufgabe.

### Plenumsvorsitzende Klöckner:

»Haben Sie jetzt auch so einen Becher wie ich?«



Aber als die Verwaltung des Bundestags ihr dazu eine umfangreichere Erläuterung geschickt habe, in der es um die unbedingte Verwendung des Begriffs »Ratifikation« gegangen sei, darunter auch ein Satz, der sich gefühlt »über sieben Seiten« erstreckt habe, fand sie: »Das geht nicht.« Man müsse das übersetzen »für die Leut'« und eine Sprache wählen, die alle verstehen.

Sie will deshalb bewusst einen anderen Stil als ihre Vorgänger pflegen. Als Norbert Lammert, der von 2005 bis 2017 Bundestagspräsident war und sehr kluge, hingebungsvoll verschraubte Schachtelsätze formulierte. Oder auch als Wolfgang Schäuble, der das Amt zwischen 2017 und 2021 innehatte und für seine feine, oft schneidende Ironie berüchtigt und auch gefürchtet war. Oder als Bärbel Bas, ihre direkte Vorgängerin, die das Amt ebenso schnörkellos wie zurückhaltend führte, unaufdringlich, fast unbemerkt.

Klöckner dagegen geht in die Offensive. Sie polarisiert. Sie ist laut. Sie fällt auf. Sie findet, dass man auf die Menschen zugehen muss und sie nicht einfach in Ruhe lassen darf, gerade jetzt, in Zeiten, in denen Demokratie so erklärungsbedürftig geworden ist, und gerade in ihrer Rolle als Präsidentin des Deutschen Bundestags, die vielleicht nie zuvor so wichtig gewesen war. »Ich bin eher der geländegängige Typ«, so hat sie sich einmal selbst beschrieben. Als eine Frau für alle Fälle.

Sie hat ein Format entwickelt, das sie »Schulterblick« nennt, kurze Videos, die sie auf Facebook, TikTok und Instagram stellt und die kleine Grundkurse der Demokratie sein sollen. Sie beschreiben ihren Alltag als Politikerin. Die Idee dazu hatte sie zwar bereits 2021, als sie noch Bundeslandwirtschaftsministerin war. Systematisch ausgebaut hat sie diese Videos aber erst jetzt, als Bundestagspräsidentin.

Darin erklärt sie, wie der Deutsche Bundestag funktioniert. Und was es da so alles gibt. Fraktionssitzung. Aktuelle Stunde. Regierungsbefragung. Oft in weniger als zwei Minuten. Oder die Regeln für die Handynutzung im Bundestag. Sowie die Frage, warum im Bundestag gelegentlich Glocken läuten wie in der Kirche. Ihre Videos sind kurz, prägnant und werden geklickt. Ihr Video etwa, das sie mit »#Schulterblick aus dem (fast) leeren Plenarsaal« überschrieben hat und in dem sie in weniger als zwei Minuten alles erklärt, was den Plenarsaal ausmacht, von der Tribüne über den Bundesadler bis zur Glocke, die auf ihrem Podium steht, für den Fall, dass sie besonders hart durchgreifen muss. Es erreichte gut 135.000 Aufrufe auf Facebook.

Es ist kurz vor neun Uhr, die festgelegte Zeit für den Beginn der Sitzung, in der es um den deutsch-britischen Freundschaftsvertrag geht. Im Plenum, vor Klöckners Sitz





Politikerin Klöckner mit Kanzlerin Merkel 2019, mit Bundestagsdirektor Göttsche 2025, mit Aufsichtsrat Merz 2016: Es hätte schlechter für sie kommen können

auf dem Podium, steht schon der Becher, den ihr Paul Göttsche von der »Präsidentalebene« auf die »Plenarebene« getragen hat. Es fehlt nur noch Klöckner selbst, dann kann die Sitzung beginnen.

Sie wartet hinter dem Podium, unter dem Bundesadler, auf der Rückseite des Plenums, wo sie weder von der Tribüne noch von den Sitzen der Abgeordneten aus zu sehen ist.

Sie kann die Zeit auf einer Digitaluhr ablesen, die vor ihr in der Wand eingelassen ist, daneben ein Schloss, in dem ein Schlüssel steckt. Eine Saaldienerin begleitet sie, die wie ihre Kolleginnen und Kollegen für einen reibungslosen Sitzungsablauf im Bundestag zuständig ist, für Botengänge etwa oder die Verteilung von Unterlagen. Die Saaldienerin, erklärt Klöckner, werde um Punkt neun Uhr den Schlüssel umdrehen und damit den Gong auslösen. Klöckner erklärt ganz genau, wie alles zusammenhängt: die Uhr. Der Schlüssel. Das Schloss. Der Gong. Sie redet jetzt wieder wie in ihren Videos, den kurzen Demokratiestunden für Anfänger, die nicht nur die Schläuen verstehen sollen, sondern ausnahmslos alle. »Wenn man den Gong hört«, sagt sie, »dann müssen mer los.«

Man kann, wenn man ihr zuhört, tatsächlich einiges lernen. Auch dann, wenn sie von Angela Merkel erzählt, über ihr Verhältnis zu wichtigen Menschen.

Gern erzählt sie eine Anekdote aus der Zeit, als Merkel noch Bundeskanzlerin war und sie Merkels Ministerin. Wie sie Merkel von ihrem Thermomix vorschwärmt, der ihr beim Kochen so gut wie alles abnehme, bis auf den Einkauf. Wie sie Merkel vorschlug, sich auch eine solche Maschine zu besorgen. Und wie Merkel mit dem Satz ablehnte: »Ich kann doch kochen.« Es ist

eine schmeichelhafte Geschichte für Merkel, Klöckner könnte sie kaum besser wegkommen lassen, während Klöckner selbst in der Geschichte diejenige ist, für die echtes Kochen eine Nummer zu groß zu sein scheint.

Im Zweifel muss man auch über sich selbst lachen können.

Klöckners bisherige Karriere ist nicht unbedingt ein ungebremster Triumphzug gewesen, weder als rheinland-pfälzische Spitzenkandidatin der CDU, die sie zweimal war, noch als Bundeslandwirtschaftsministerin unter Angela Merkel. Es ist aus diesen Zeiten jedenfalls nicht allzu viel in Erinnerung geblieben, außer ihre zwei Niederlagen in Rheinland-Pfalz sowie der äußerst ungeschickte Versuch, sich im Landtagswahlkampf 2016 von Angela Merkels Flüchtlingspolitik abzusetzen, ohne es offen zugeben zu müssen. Ihr Asylprogramm nannte sie damals »Plan A2«, wohl auch um den Begriff »Plan B« zu vermeiden, und machte damit alles nur schlimmer.

Sie hat sich deshalb aber nicht von ihrer Linie abhalten lassen. Und vieles hat sich am Ende trotz aller Kritik an ihr zu ihren Gunsten gefügt. Sie ist jetzt 53, sie ist Bundestagspräsidentin und gilt als Vertraute von Friedrich Merz. Es hätte schlechter für sie kommen können.

Anfang Februar bricht sie für eine dreitägige Reise nach Israel auf. Zum ersten Mal in ihrer Amtszeit als Bundestagspräsidentin lässt sie sich von einer Journalistendelegation begleiten, was auch deshalb bemerkenswert ist, weil ihre Vorgänger, anders als üblicherweise Bundespräsidenten und Bundeskanzler, in der Regel nur mit einem kleineren Kreis von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen gereist sind.

Auf dem Flug von Berlin nach Tel Aviv zählt sie mehrere Gründe auf, warum sie gerade jetzt nach Israel reist: die Geschichte, die beide Länder verbindet, die deutsche Verantwortung für den Friedensprozess, das gemeinsame Interesse an Cybersicherheit und der wachsende Druck, unter dem das jüdische Leben heute weltweit wieder stehe. Aber nichts ist politisch so wichtig wie der letzte Teil ihrer Reise, ein geplanter, aber noch nicht bestätigter Besuch in Gaza, über den sie öffentlich nicht reden darf. Es ist eine dieser Möglichkeiten, der wenigen Lücken, die ihr Bundeskanzler und Bundespräsident gelassen haben und die sie nun nutzen will. »Das Ganze ist jetzt kein Zufallsbesuch«, sagt sie. »Oder dass ich gesagt hätte: Ich hab' frei, jetzt fahr'n wir mal irgendwohin.«

Sie hat viel vor in diesen zwei Tagen, mehr, als in diesem Moment offiziell bekannt sein darf: Sie will als »erste deutsche Politikerin« seit dem Terroranschlag der Hamas am 7. Oktober 2023 und dem Beginn des Kriegs den von der israelischen Armee kontrollierten Teil des Gazastreifens besuchen. Ein politisch umstrittenes Projekt. Die deutsche Botschaft in Israel hat ihr abgeraten. Das Bundeskanzleramt will damit nichts zu tun haben. Aber das alles sagt sie in dem Moment nicht. Und öffentlich bekannt ist es ohnehin nicht. Es soll eine Überraschung werden, eine große Geschichte.

**Es ist die Zeit**, in der die Debatte über die Nachfolge von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier beginnt, begleitet von der Forderung, das Amt möge erstmalig mit einer Frau besetzt werden. Es werden mehrere Namen gehandelt, Bundesbildungsministerin Karin Prien etwa oder die bayerische Landtagspräsidentin Ilse Aigner, die ehema-

lige Kulturstatsministerin Monika Grütters, aber auch Julia Klöckner. Sie sagt dazu nichts. Was soll sie auch sagen?

Es ist zu diesem Zeitpunkt tatsächlich zu früh, über eine mögliche Kandidatur zu sprechen, allein schon weil die Zusammensetzung der Bundesversammlung, die am 30. Januar 2027 den nächsten Bundespräsidenten oder die erste Bundespräsidentin der Bundesrepublik wählen wird, noch nicht bekannt ist. Noch vier Wahlen stehen bis dahin an, die die Mehrheit in jede Richtung verschieben können. Kaum jemand würde bezweifeln, dass sie das Amt, würde es ihr tatsächlich angeboten, annehmen würde. Aber jedes Wort zu diesem Zeitpunkt würde ihren möglichen Ambitionen nur schaden. Es reicht für sie aus, im Gespräch zu bleiben. Um mehr geht es in diesem Moment nicht.

Nach ihrer Ankunft trifft sie sich zunächst zum Abendessen mit ihrem israelischen Amtskollegen Amir Ohana, mit dem sie auch den nächsten Vormittag verbringt. Sie redet mit ihm über die Freundschaft zu Israel, die Zahl der Kameras in der Knesset, dem israelischen Parlament, über das Handyvideoverbot, das in der Knesset, aber auch im Deutschen Bundestag für Plenarsitzungen gilt, spricht aber auch »unangenehme« Themen an, die geplante Justizreform in Israel, zu der auch die Ausweitung der Todesstrafe gehört, die in Israel zuvor nur bei NS-Kriegsverbrechen oder Verrat in Kriegszeiten verhängt werden durfte.

Später wird sie diesen Moment noch einmal aufleben lassen, wie sie neben Ohana in der Knesset steht, vor den drei großen Wandteppichen von Marc Chagall, und ihm erklärt, wie wenig sie von der Todesstrafe hält, und wie dann, wie sie sagt, »seine Laune nicht gerade auf dem Höhepunkt« war. Aber zunächst geht dieser Auftritt genauso im Strom der Nachrichten unter wie der Rest ihres Programms. Ihr »umstrittener Gazabesuch«, wie es später genannt werden wird, ist zu diesem Zeitpunkt noch immer nicht bekannt.

Als sie sich am Abend auf Einladung des deutschen Botschafters Steffen Seibert, dem ehemaligen Regierungssprecher von Angela Merkel, in einem Jerusalemer Restaurant zum Abendessen mit Vertretern deutscher Stiftungen trifft, ist noch immer nicht klar, ob sie am nächsten Tag mit der israelischen Armee in den Gazastreifen reisen darf.

Normalerweise bleibt eine solche Reise in ein Kriegsgebiet, auch wenn sie genehmigt ist, geheim. Öffentlich wird erst immer hinterher darüber berichtet. Aus Sicherheitsgründen. Aber an diesem Nachmittag bricht Adis Ahmetović, der außenpolitische Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion, die sonst üblichen Regeln. In der »Frankfurter Allgemeinen« kritisiert er die mögliche Reise Klöckners, von der zu diesem Zeitpunkt of-

fiziell noch niemand weiß. Von diesem Moment an ist ihre geplante Reise zur öffentlichen Kontroverse geworden. Soll sie nach Gaza reisen? Darf sie das? Lässt sie sich von Israel instrumentalisieren, wenn sie im Schutz der israelischen Armee dorthin reist? Ist ihre Absicht naiv? Oder kühl kalkuliert?

Von da an ist ihre Reise eine große Geschichte. Und sie zieht sie durch.

Am nächsten Vormittag steht sie in Kisuftim, nahe der israelischen Grenze zum Gazastreifen, und erzählt von ihrem einstündigen Besuch an der »Gelben Linie«, die in Donald Trumps Friedensplan festgelegt wurde. Sie erwähnt auch die humanitäre Not der Palästinenser und geht auf die Kritik ein, die ihr in Deutschland vorgeworfen wird, die Tatsache, dass sie nur sehen kann, was die israelische Armee ihr bereit ist zu zeigen. »Mir ist bewusst, dass das israelische Militär sehr genau überlegt, was wir zu sehen bekommen«, sagt sie. Sie erwähnt das Tunnelsystem, das die Hamas gebaut hat, die »Gelbe Linie«, die sie gesehen habe. Es sei schwer, sich ein objektives Bild zu verschaffen, aber es sei wichtig, sagt sie, dass Israel künftig internationalen Beobachtern Zutritt zum Gazastreifen gewähre. Sie sagt nichts, was sie besser nicht hätte sagen sollen.

Sie habe es »immer kirre gemacht«, wenn sie »aus Prinzip etwas nicht durfte«, hatte Klöckner auf dem Flug nach Israel gesagt. »Ich war aktiv in der Kirche und durfte nicht Messdienerin werden. Das hat mich geärgert: Mein Bruder durfte das und ich nicht.«

**Auf sie passen so viele Klischees.** Blond. Winzertochter. Weinkönigin. Kinderlos. Aufgewachsen in der Provinz. Vielen, die man

#### Weinkönigin Klöckner 1995:

Dümmstes Klischee, das man ihr anhängen kann



heute nach Julia Klöckner fragt, fällt zu ihr bis heute als Allererstes nur ein, dass sie mal Deutsche Weinkönigin war.

1995 war das, nachdem sie ein Jahr zuvor als Königin des Weinanbaugebiets Nahe gedient hatte, sie sprach Englisch, Französisch, war danach noch Chefredakteurin des Sommelier-Magazins und schrieb, als Co-Autorin, das Buch »Der Wein erfreue des Menschen Herz«. Das ist hängen geblieben. Und hat das Bild von ihr geprägt, das wie eine Bestätigung dessen erscheint, was schon in der Abiturzeitung über sie stand, aus der das »Zeit-Magazin« zitierte: »S'Julsche«, die sich zu einer »selbstsicheren und eleganten Erscheinung« entwickelt habe, die sich »müheles in die Reihe der Beauties eingliedert«. Und jetzt ist sie auch noch mit Jörg Pilawa zusammen, einem Showmaster aus dem Sat.1-Abendprogramm.

Aber abgesehen von der Frage, was so schlimm daran ist, dass sie mit 22 Deutsche Weinkönigin war, ist es wahrscheinlich das dümmste Klischee, das man ihr anhängen kann. Sie weiß nicht, ob sie von einem »Backlash« für Frauen in der Politik reden will, auch wenn der Frauenanteil im Deutschen Bundestag eindeutig gesunken ist, auf derzeit rund 32 Prozent. Wenn der Bundespräsident ein Mann ist. Der Bundeskanzler. Der Vizekanzler. Aber für Frauen, findet sie, ist das Leben tatsächlich schwerer geworden. Was sich Frauen gefallen lassen müssten.

In der »taz«, jener Zeitung, die sie vergangenen Jahr mit »Nius« verglich, wurde sie in einem Porträt einmal »Wuchtbrumme« genannt, in einem anderen Text wurde erwähnt, dass sie einmal beim »Weininger, hicks: Meininger-Verlag« volontiert habe, als spiegle ihr Lebenslauf schon früh wider, dass sie auch ansonsten nicht ganz zurechnungsfähig sei. Vielleicht war ihr schräger Vergleich mit »Nius« auch nur eine kleine Rache dafür. Je älter sie werde, sagt sie, desto mehr fühle sie sich als Feministin. Männer müssten auch etwas aushalten, sagt sie, aber nicht in der Bandbreite wie Frauen. »Sie glauben ja gar nicht, wie viele Empfehlungen Frauen bekommen, wie sie sich kleiden sollen, und das von Männern, die selber nicht gerade »Germany's Next Topmodel« sind.«

Mitte März, einen guten Monat nach der Reise, empfängt Klöckner in ihrem Büro auf der »Präsidialebene« im Reichstagsgebäude. Sie ist als gute Gastgeberin bekannt, immer bemüht darum, dass alle um sie herum etwas zu trinken oder zu essen haben, auch wenn sie selbst eigentlich gar nicht die Gastgeberin ist. Man wird von ihr ständig gefragt. »Haben Sie alle etwas zu trinken?« »Sind Sie heute auch satt geworden?«

Sie steht im Türrahmen zwischen Wohnzimmer und ihrem Büro. »Cappuccino? Wasser? Mit oder ohne Sprudel?«, fragt Klöckner. Aber eigentlich will Klöckner nicht, dass man Wasser trinkt. »Hier gibt's den besten





Besucherin Klöckner im Gazastreifen, in Kyjiw mit ukrainischem Amtskollegen Ruslan Stefantschuk: »Das Ganze ist jetzt kein Zufallsbesuch«

Cappuccino«, sagt sie. »Es ist nicht so, dass er wegmuss. Aber er schmeckt gut.« Sie besteht darauf, dass man ihren Cappuccino probiert.

Einen Monat nach ihrem Besuch in Israel war sie für einen Tag auch nach Kyjiw gereist, um der Ukraine die unverbrüchliche Solidarität ihres Landes im Krieg gegen Russland zu versichern. Israel und die USA hatten inzwischen Iran angegriffen und damit alle Aufmerksamkeit auf den neuen Krieg gelenkt. Klöckner wollte mit ihrem Besuch in Kyjiw dafür sorgen, dass der Krieg Russlands gegen die Ukraine darüber nicht in Vergessenheit gerät. Eine Idee, die allgemein viel Zustimmung fand.

Es hatte, anders als bei ihrer Israelreise, auch niemand etwas gegen das Programm, das sie sich dort vorgenommen hatte, ihre Rede in der Werchowyna Rada, dem ukrainischen Parlament, ihren Besuch bei Präsident Wolodymyr Selenskyj, der den »lieben Friedrich« grüßen ließ, ihre Entscheidung, der Rada ausrangierte Computer aus dem Deutschen Bundestag zu schenken und sich in Begleitung des ukrainischen Militärs ein Heizkraftwerk zeigen zu lassen, das die russische Armee wenige Tage zuvor angegriffen hatte.

Sie konnte, bei aller Bedeutung, die sie jetzt als oberste Frau im Staat hat, einmal mehr über sich selbst lachen. Über ihre Handyabhängigkeit, als sie vor ihrer Abreise nach Kyjiw aus Sicherheitsgründen ihr Handy abgeben musste und fand, dass sich das für sie wie eine »Organentnahme« anfühlte. Oder ihre Überlegungen zur perfekten Inszenierung ihrer Person, als sie später im

Zug saß und hinter ihr ein Fernsehbildschirm auf sie zu fallen drohte und sie sagte, es wäre jetzt nicht so gut für das »Storytelling«, wenn ihre Reise so enden würde. Sie sei »eher die heitere Variante«, wie sie das nennt. In Zeiten, in denen es Untergangsstimmung und Larmoyanz im Überfluss gibt, ist sie nicht nur eine willkommene Abwechslung im deutschen Politikbetrieb, sie ist auch ein lebendes Beispiel dafür, dass man im Leben oft weiterkommt und sich manche Probleme auch besser lösen lassen, wenn man trotz allem seinen Humor nicht verliert.

**Grundsätzlich, sagt sie** in ihrem Büro, habe sie auch das Gefühl, dass es nicht gut sei, wenn zu viel gejammert werde. »Es scheint hierzulande manchmal zu gelten: Wer fröhlich ist, ist suspekt«, sagt sie. Sie erlebe das häufig als Attitüde. Wenn sie mit Kollegen und Kolleginnen rede, seien sie gar nicht so schlecht gelaunt, aber wenn sie öffentlich auftreten würden, wenn die Kameras angeschaltet seien, sei plötzlich alles »ganz schlimm«. Sie versuche, anders zu sein, für bessere Stimmung zu sorgen. Niemand sitze gern mit Miesepetern zusammen. »Ein bisschen mehr Optimismus und Zuversicht«, sagt sie, »tun uns gut.« Das verhalte sich wie mit dem Wald, in den man hineinrufe. »Klar gibt es Dinge in unserem Land, die auch mich nerven und umtreiben. Ja, aber das sollte uns doch nicht in eine depressive Allgemeinstimmung verfallen lassen.«

Sie weiß, dass nicht alle mit ihrer Art klar kommen. »Es wird bestimmt auch Kollegen geben, die sagen, die geht mir auf den Keks«, sagt sie. Und es gebe sicher auch »den einen

oder anderen«, dem sie »vielleicht nicht immer präsidial genug« spreche. Aber davon lasse sie sich nicht beirren. Entscheidend für sie sei, dass sie mit ihrer Sprache die Bürger und zunehmend auch junge Menschen erreiche, an der »digitalen Theke«. Sie appelliere dann an ihre Kollegen: »Wir dürfen uns niemals zu fein dafür sein. Wir sollten nicht einen kaiserlichen Eindruck erwecken, weit weg von den normalen Leuten. Die Bürger müssen uns verstehen können.«

In ihrer ersten Rede als Bundestagspräsidentin zitierte sie Otto von Bismarck. »Verfallen wir nicht in den Fehler, bei jedem Andersmeinenden entweder an seinem Verstand oder seinem guten Willen zu zweifeln.« Es entspricht ihrem Glauben an eine bessere Debattenkultur, von der sie hofft, dass sie am Ende ihrer Amtszeit als Bundestagspräsidentin stehen könnte, um die, wie sie es nennt, »blockgebildete und polarisierte Parlamentszeit« zu überwinden. Es sei eine höhere Form von Freundschaft, so hat sie es einmal formuliert, wenn man sich gegenseitig »die Meinung geigen« könne.

Es ist in diesem Moment zwei Wochen her, dass Paul Götke hier mit ihrem Thermobecher vor ihrem Büro stand. Die komplette Geschichte des Bechers hat sie gerade noch einmal erzählt. Wo er herkommt. Warum er erst schwarz war. Und dann weiß. Aber auch wer ihn entdeckt hat: »Frau Gudehus«, die in ihrem Vorzimmer sitzt und gerade den Cappuccino zubereitet habe. Klöckner steht auf, die vereinbarte Gesprächszeit ist abgelaufen. Aber einen Satz will sie noch loswerden: »Frau Gudehus«, sagt sie, »ist sowieso der Knaller.«

# Jetzt für nur 39€

Lesen Sie Ihren Wunschtitel zum exklusiven Vorteilspreis!



## DER SPIEGEL

Deutschlands bedeutendstes Nachrichten-Magazin steht für einen unabhängigen und investigativen Journalismus. Inklusive Zugriff auf das digitale Magazin, alle S+-Inhalte auf SPIEGEL.de sowie in der App und vieles mehr.

**10 Ausgaben für nur 39€ statt 71€.**



## DEIN SPIEGEL

Das Nachrichten-Magazin für Kinder im Alter von 8 bis 13 Jahren informiert in altersgerechter Sprache über Wissen, Politik, Gesellschaft, soziale Medien und Kultur. Auch Themen aus dem Alltag von Tweens wie Schulstress oder Mobbing kommen nicht zu kurz.

**10 Ausgaben für nur 39€ statt 59€.**



## SPIEGEL GESCHICHTE

Hier wird die Vergangenheit emotional und packend erzählt. Jede Ausgabe widmet sich einem historischen Thema mit lebendigen Berichten, Bildstrecken und Reportagen. Inklusive ePaper als PDF zum Download und Zugang zum Digitalarchiv mit allen seit 2009 erschienenen Ausgaben.

**5 Ausgaben für nur 39€ statt 57,50€.**



**Gleich Vorteilspreis sichern:**  
[abo.spiegel.de/vorteil39](https://abo.spiegel.de/vorteil39)

oder telefonisch unter 040 3007-2700  
 (Angebot gilt nur in Deutschland.)



# Sie nannten mich »Curry King«

**Homestory** *Jahrelang war mir nicht klar, dass ich nach den indischen Gewürzen roch, mit denen meine Eltern zu Hause kochten. Bis ich nach einer längeren Reise zurück nach Hause kam.*

Von Mayank Sharma

In unserem deutsch-indischen Haushalt war die Küche offen und der Geruch von Gewürzen allgegenwärtig. Er stand in der Luft, wenn ich hungrig von der Schule nach Hause kam und mich auf das Essen meiner Mutter freute. Er zog durch die Türritzen in mein Zimmer, wenn meine Eltern Kreuzkümmel-, Koriander-, Bockshornkleesamen und Chilis in Öl anbrieten und dann, mit einem zischenden Geräusch, fein gehackte Zwiebeln hinzugaben. Und er kam mit meinen Eltern nach Hause, abends nach der Arbeit. Am Geruch ihrer Kleider und Haare erkannte ich sofort, ob sie in ihrem Restaurant in Wiesbaden tagsüber Pakora frittiert hatten. An ihren Händen konnte ich ablesen, ob ein Gericht mit Kartoffeln auf der Karte stand. Die Arbeit damit zerfraß ihre Haut, ließ sie zerknittert und rissig erscheinen.

Jahrelang war mir nicht klar, dass auch ich nach indischen Gewürzen roch, dass die Dämpfe aus unserer Küche in die frisch gewaschene Kleidung zogen, die im Wohnzimmer darauf wartete, zusammengelegt zu werden. Ich stellte auch dann keinen Zusammenhang her, als meine Mitschüler mich »Curry King« nannten – nach einem bekannten Currywurst-Fertiggericht.

Die historische Ironie, die in meinem unliebsamen Spitznamen steckte, fiel mir erst viel später auf: Curry ist ein westliches Missverständnis. Vermutlich leiteten die portugiesischen Kolonialherren das Wort aus dem tamilischen »Kari« ab, das so viel wie Soße bedeutet. Über die Jahrhunderte machten die Briten daraus Curry. Sie bezeichneten damit einfach alles, was auf dem Speiseplan in ihren südasiatischen Kolonialgebieten stand – und irgendwie in einer sämigen, würzigen Soße zubereitet wurde. Irgendwann kamen britische Köche auf die Idee, dieses Stereotyp auch in Pulverform zu produzieren. Das Currypulver wiederum war es, das Deutschlands letzte große kulinarische Innovation vor dem Döner ermöglichte: die Currywurst. Da war es nur folgerichtig, dass meine Mitschüler mich ausgerechnet nach dieser in Currypulver und Ketchup ertränkten Wurst benannten.

Dass sich mein Spitzname aber nicht nur auf meine Abstammung bezog, sondern auch auf meinen Geruch, wurde mir erst später klar. Als ich nach dem Abitur von einer achtmontatigen Reise durch Südamerika nach Hause kam, überfiel es mich schlagartig: Ich trat über die Türschwelle und roch den Geruch meines Elternhauses mit einer Intensität wie nie zuvor. Plötzlich fiel mir auf, dass fast alles damit imprägniert war, die Vorhänge, die Polster und Sofakissen, dass

überall ein Geschmack von indischen Gewürzen in der Luft hing. Mein Geruchssinn musste sich erst davon entwöhnen, um ihn vollständig wahrnehmen zu können.

Der Geruch meines Elternhauses haftete mir an wie ein altbekanntes Parfüm, das man erst riecht, wenn man es weglässt. Mir war nun klar, was meine Mitschüler mit »Curry King« gemeint hatten. Erst später konnte ich es als das benennen, was es eigentlich war: Alltagsrassismus. Trotzdem war ich es, der sich schämte.

Seitdem ich in meiner eigenen Küche Kreuzkümmel, Bockshornklee, Koriander und Chilis anbräte, achte ich penibel darauf, wohin die Gerüche ziehen, welche Kleidung ich beim Kochen trage und ob die Tür zum Flur offen steht. Ich erwische mich dabei, wie ich pedantisch versuche, Kontrolle über die Dämpfe zu erlangen, die mir meinen Spitznamen einbrachten – nur damit er mich Jahre später doch wieder einholt.

Eine gut befreundete und eigentlich aufgeklärte Journalistin reiste vor Kurzem nach Sri Lanka und schickte mir Bilder von Restaurants, die »Curry« im Namen hatten. Eins hieß Curry King. Es war ein wahrscheinlich lieb gemeinter Seitenhieb, aber ich spürte dasselbe ungute Gefühl wie früher auf dem Pausenhof. Erst sagte ich nichts. Als sie dann noch darüber freute, dass in Sri Lanka ja »alle so ein bisschen aussehen wie du«, reagierte ich empfindlich – genug der Stereotype, dachte ich.

Ich erklärte ihr, dass Sri Lanka ein eigenständiger Staat ist, dass meine Familie aus Delhi stammt, Tausende Kilometer nördlich, und dass dazwischen ungefähr die gleiche kulturelle Diversität existiert wie zwischen Moskau und Madrid. Ich verbarg meinen Ärger hinter einem ironischen Unterton und empfahl meiner Freundin, sie solle sich doch bitte von ihrer kolonialen Perspektive lösen. Jetzt war sie es, die sich schämte. Und obwohl wir eng befreundet sind, fühlte ich Genugtuung.

Nach elf Jahren harter Arbeit haben meine Eltern ihr Restaurant verkauft. Sie ließen viele Stammgäste zurück, die ihre an den deutschen Gaumen angepassten »Currys« sehr schätzten. Wenn ich meine Eltern heute besuche und mich vom würzigen Geruch nach Dal Makhani oder Malai Kofta einlullen lasse, fühle ich mich vor allem eines: zu Hause. Manchmal werden mir die Kochdämpfe aber immer noch zu viel. Dann reiße ich die Fenster und Türen auf und lasse neutrale Luft hereinströmen. Meine Mutter hält mir dann immer vor, wie empfindlich meine Nase geworden sei. **S**



# WIRTSCHAFT

WM-Sticker-Produktion  
in Modena

## Kleben, solange es noch geht

**Kultmarken** Das Sammelalbum zur Fußballweltmeisterschaft ist für Panini ein Milliardenbusiness. Doch die Zukunft des Unternehmens sieht düster aus.



Der italienische Klebebildchenhersteller Panini ist ein Unternehmen, das es bislang nicht nötig hatte, sein Geschäft zu erklären. Weil so gut wie jeder Fußballfan es kennt. Weil seine Sticker und Alben vor Weltmeisterschaften begehrt sind. Und weil es über die exklusiven Lizenzrechte für die Fußball-WM verfügt. Noch.

Wer die Firmenzentrale in Modena besucht, hört viele Anekdoten, immer geht es um den Kultstatus der Marke. Elisabetta Mussini, Lizenzdirektorin des Unternehmens, ist da sehr gesprächig.

Sie erzählt davon, dass derzeit wieder viele Anrufe in der Konzernzentrale eingingen, von Prominenten, die »genug Geld haben, um unsere Firma zu kaufen« – und die darum bitten, das offizielle Stickersammelalbum für das anstehende Turnier in den USA, Mexiko und Kanada gratis zugesendet zu bekommen. Inklusive der dazugehörigen 980 Klebebilder.

Nur einen Fehler gelte es zu vermeiden: ein bereits voll geklebt Album zu verschicken. »Wir haben das mal bei einem spanischen Nationalspieler gemacht, der sich dann umgehend meldete und eine neue Sendung verlangte, mit separaten Stickern – er wollte sie unbedingt selbst einkleben.« Da geht es den Profifußballern wie allen anderen Sammlern, deren Zahl das Unternehmen auf mehr als 100 Millionen weltweit schätzt.

Laut einem Bericht des US-Portals »The Athletic« kalkulieren die Italiener in diesem Jahr mit Einnahmen von mehr als 1,2 Milliarden Euro mit ihren WM-Stickern und Sammelkarten. Beim Turnier 2030 sollen es 1,3 Milliarden Euro werden. Zahlen, die Mussini nicht kommentiert. Überhaupt ist sie auffallend schmallippig, als das Gespräch mit dem SPIEGEL an einem verregneten Maivormittag auf wirtschaftliche Kennzahlen kommt. Lieber flüchtet sie sich in Stickeranekdoten.

Mit ernster Miene sitzt sie in einem Besprechungszimmer der Firmenzentrale, etwa eine Autostunde westlich von Bologna. Neben ihr hat Ivam Ataíde Faria Platz genommen, der Geschäftsführer der Panini-Gruppe. Auch der Brasilianer wirkt angespannt.

Mussini trägt ein schwarzes Kleid, Faria Seitenscheitel und Anzug, dazu eine Krawatte mit dem Panini-Logo, einem Comic-Ritter mit Lanze. Die beiden wirken, als müssten sie später noch zu einer Beerdigung.

Es wäre dann wohl die von Panini.

Am 7. Mai, nur einen Tag nach dem Besuch des SPIEGEL in Norditalien, wird öffentlich, warum Mussini und Faria sich im Gespräch winden: Panini wird die Lizenzrechte für die Fußball-WM ab 2031 verlieren. Fanatics, Paninis großer Konkurrent aus den USA, übernimmt.

Für die Italiener bedeutet dies einen tiefen Einschnitt in ihr Geschäft mit Klebebildern und Sammelkarten. 2022 hat Panini bereits die Rechte für das offizielle Sticker-

album zur Fußball-Europameisterschaft eingebüßt. Die Uefa vergab den Auftrag stattdessen an Topps, eine Tochterfirma von Fanatics. Auch andere lukrative Sportlizenzen gingen in jüngster Zeit an die Amerikaner.

Die Lage scheint so bedrohlich, dass Panini bereits 2023 in den USA Klage gegen den Mitbewerber eingereicht hat. Fanatics habe sich mittlerweile so viele hochkarätige Lizenzen im Sport gesichert, dass die Firma im US-Markt eine Monopolstellung habe, so sieht es Panini.

**Mit anderen Worten:** Fanatics ist der Branchenriese, der Panini einst war.

Lässt sich das Geschäft, das den Italienern mehr und mehr abhandenkommt wie ein Sticker ohne Haftung, nur vor Gericht noch retten?

Simona Spaggiaglia, hellblauer Hosenanzug, Brille im Haar, lädt zu einer Tour durch das Stammwerk in Modena. Es ist eine unscheinbare Fabrikhalle in einer Tempo-30-Zone, kurz hinter einer Kfz-Werkstatt und einem Supermarkt. Nur das gelbe Panini-Logo vor dem Firmenparkplatz verrät, was drinnen produziert wird.

Spaggiaglia führt vorbei an lauten Maschinen, in denen die WM-Sticker geschnitten, sortiert und verpackt werden, bevor sie rund um den Globus verschickt werden. Als Technische Direktorin leitet sie die Produktion, was derzeit bedeutet: volle Kraft für die WM.

Von einigen Druckereien aus Norditalien treffen in Modena meterbreite Bögen ein, auf jedem sind 200 Spielerporträts dicht an dicht abgebildet. In mehreren Arbeitsschritten entstehen daraus die einzelnen Sticker. Nachdem die Bögen zerschnitten wurden, werden die Bilder durchmischt und von speziellen Maschinen, die aussehen wie offene,

überdimensionierte Flipperautomaten, in Tütchen verpackt.

»Das hier ist das Herz von Panini«, sagt Spaggiaglia, während sie neben einer ähnelnden Packmaschine steht. Fifimatic heißen die Apparaturen, eine Erfindung von Umberto Panini – einem der vier Brüder, die das Unternehmen in den Sechzigerjahren aufgebaut haben. Im Grunde sei die Technik wie damals.

Viele Frauen und einige Männer in dunkler Arbeitskleidung wuseln um die Maschinen herum, legen neue Stickerbögen ein, kontrollieren die fertigen Pakete mit je 100 Klebebildtütchen, die am Ende der Produktionsstraße für den Versand präpariert werden. An diesem Vormittag wird unter anderem je eine Charge für Mexiko und die USA hergestellt.

Normalerweise arbeiteten etwa 200 Menschen in der Produktion in Modena, sagt Produktionschefin Spaggiaglia. Um die Nachfrage nach den WM-Stickern bedienen zu können, habe man derzeit auf rund 350 aufgestockt. Momentan sei das Werk im Dreischichtbetrieb, wochentags liefen die Maschinen rund um die Uhr, bis zu 84 Millionen Sticker verließen so täglich den Hof.

Seit fast 20 Jahren sei sie bei Panini, erzählt Spaggiaglia, bis heute sammle sie Sticker und Karten. In ihrer Familie habe zunächst nicht jeder ihre Jobwahl verstanden: »Als ich meiner Großmutter damals von meinem neuen Arbeitgeber erzählte, sagte sie nur: Simona, du bist Ingenieurin – was willst du bei einer Firma für Klebebildchen?«

Nun muss Spaggiaglia dafür sorgen, dass bis voraussichtlich Ende Juni mehrere Milliarden WM-Sticker gedruckt und gemischt werden. Sie leitet nicht nur das Werk in Modena, sondern auch die Fabrik, die Panini im brasilianischen São Paulo unterhält. Das

**Lizenzdirektorin Mussini in Panini-Zentrale:** »Wir sind Opfer unseres eigenen Erfolgs«



Fiorella Baldisserri / DER SPIEGEL



Technische Direktorin Spiaggia im Stammwerk: Bis zu 84 Millionen Sticker täglich

Fiorella Baldissari / DER SPIEGEL

Land in Südamerika sei der größte Absatzmarkt für die Klebebilder.

Deutschland sei unter den Top Ten der wichtigsten Stickerkäufer, sagt Lizenzdirektorin Elisabetta Mussini wenig später, zurück im Besprechungszimmer der Firmenzentrale. Andere Nationen sind da überraschender: »In der Schweiz sind die Verkaufszahlen so hoch, dass man annehmen könnte, dass dort jeder zwischen 6 und 99 Jahren Sticker sammelt.«

**Längst setzt Panini nicht nur** auf Fußballfans. Das Unternehmen produziert unter anderem Sammelkarten für Mangaklassiker wie »Dragon Ball« und »One Piece«, Kollektionen für Disney-Serien und für die Comic-Superhelden der »Marvel«-Reihe. Kerngeschäfte waren aber stets die Sportlizenzen.

Neben der Fifa war die Uefa lange Vertragspartner der Italiener, dazu große amerikanische Sportligen wie die NBA (Basketball) und die NFL (American Football). Weltmarken, wie Panini.

Das Geschäft macht das nicht leichter. Bevor ein Sticker oder eine Sammelkarte in den Handel komme, brauche es viele Unterschriften unter Verträge, erklärt Mussini. Im Fall der WM-Klebebilder sei dies zunächst die Lizenz der Fifa, um deren Logo verwenden zu dürfen. Außerdem müssen die Rechte aller 48 teilnehmenden Nationalverbände eingeholt werden, um Wappen, Trikots und Spielerfotos drucken zu dürfen. In einigen Fällen benötige man auch separate Verträge mit einzelnen Stars, die ihre Bildrechte selbst vermarkten.

2024 war dies dem Panini-Konkurrenten Topps nicht gelungen. Im offiziellen Stickeralbum zur Fußball-Europameisterschaft fehlten nicht nur Weltstars wie Torhüter Manuel

Neuer oder der Franzose Kylian Mbappé, sondern auch die Logos und Trikots mehrerer Nationen, darunter die des Deutschen Fußball-Bunds (DFB). Sie hatten Exklusivverträge mit: Panini. Nicht nur in Deutschland hagelte es schlechte Presse für Topps.

Dennoch macht sich dessen US-Mutterkonzern Fanatics seit Jahren daran, den Markt für Sportsammelkarten und Sticker zu übernehmen. An der Spitze steht Geschäftsmann Michael Rubin, der 2011 eine E-Commerce-Firma für mehr als zwei Milliarden Dollar an die Onlineplattform Ebay verkaufte. Heute macht er mit Fanatics in Sportwetten, Onlinecasinos, Sportmemorabilia – und eben Sammelkarten.

In jüngster Zeit verlor Panini an die Amerikaner nicht nur die Fußball-EM, sondern unter anderem auch die Rechte an der NBA und der NFL. Somit sitzt Fanatics aktuell auf den Größen des US-Sports: NFL, NBA und dem Baseballverband MLB.

Bereits 2023 reichte die amerikanische Tochterfirma von Panini bei einem Gericht im US-Bundesstaat Florida Klage gegen Fanatics ein. Fanatics habe sich wettbewerbswidrig verhalten und den Markt monopolisiert. Zudem habe der Konkurrent unter anderem einen Zuliefererbetrieb von Panini in den USA übernommen und nutze dies, um das Geschäftsmodell der Italiener in

**»Panini versucht, Fanatics die Schuld an seinen eigenen Versäumnissen zuzuschieben.«**

Aus Stellungnahme von Konkurrent Fanatics

Amerika »zu untergraben«; auch würde Fanatics Paninis Belegschaft »plündern«, indem man Mitarbeiter abwerbe. Dazu noch ein Seitenhieb: Fanatics sei, anders als Panini, dafür bekannt, »Produkte mit schlechter Qualität herzustellen«.

All das steht in der öffentlich zugänglichen Klageschrift. Die Reaktion von Fanatics ist publik, auch die Amerikaner zogen vor Gericht. In der Klage, die im Bundesstaat New York anhängig ist, weist Fanatics die Vorwürfe von Panini zurück und behauptet seinerseits: Panini habe seine einst »privilegierte Stellung« im Markt nicht genutzt, sondern sei stattdessen durch »fehlenden Weitblick« aufgefallen sowie dadurch, dass man »seine Verpflichtungen gegenüber den Lizenzgebern und den Kunden vernachlässigt« habe.

Konkret hält Fanatics den Italienern vor, den Sportligen und Profis, deren Fotos sie verwenden, potenzielle Tantiemen vorzuenthalten, da sich Panini auf den Abverkauf der Karten beschränke. Den Zweitmarkt, auf dem besonders begehrte Karten teils sechs- bis siebenstelligen Summen erzielen, überlasse man hingegen Anbietern wie Ebay. Fanatics selbst hat hingegen eine vergleichbare Onlineplattform entwickelt.

Hat sich Panini also so lange auf seinem Erfolg ausgeruht, dass es die Zeichen der Zeit verpennt hat? Wie sonst kann es sein, dass sich so viele Sportverbände und Ligen in den vergangenen Jahren von der Kooperation mit Panini verabschiedet haben?

In Modena wollen sie sich »aufgrund des laufenden Verfahrens« nicht dazu äußern. Nur so viel: »Wir sind Opfer unseres eigenen Erfolgs«, sagt Lizenzdirektorin Mussini. »Wir haben den Markt aufgebaut, waren innovativ und erfolgreich. Dann kam Fanatics und hat ausgenutzt, was wir geschaffen haben.«

Bei Fanatics sieht man das naturgemäß anders. Ein Unternehmenssprecher teilt auf Anfrage mit: »Panini versucht, Fanatics die Schuld an seinen eigenen Versäumnissen zuzuschieben.« Die Klage der Italiener sei »ein letzter, verzweifelter Kraftakt eines Unternehmens, das den Kontakt zu seinen Kunden verloren hat und seit Jahren erfolglos versucht, einen Käufer für sich zu finden«.

»Wir müssen uns jeder Herausforderung stellen«, sagt Panini-Geschäftsführer Faria in Modena. Berichte, nach denen Panini zum Verkauf steht, bestätigt er nicht. Seine Lizenzdirektorin ergänzt aber, dass man gesprochen sei für Investoren.

Faria setzt zum Abschluss noch einmal sein gequältes Lächeln auf: »Das Leben geht weiter.« Wie, das sagt er nicht.

Tage später schickt Panini noch schriftlich eine dünne Stellungnahme zum Verlust der WM-Rechte hinterher: »Wir nehmen die Entscheidung der Fifa über ihre zukünftige Partnerschaft mit Fanatics ab 2031 zur Kenntnis.« Zuversicht klingt anders.

Thilo Neumann



# Ticketpreise ohne Bremse

**Zugverkehr** Bahnfahren könnte noch teurer werden, wenn das System der Schienenmaut nicht reformiert wird. Doch die Bundesregierung zaudert.

Bevor Bundesverkehrsminister Patrick Schnieder Anfang Mai eine Bilanz seines ersten Amtsjahres präsentierte, hatte sein Ministerium ein Video mit persönlichen Highlights des CDU-Politikers zusammenschneiden lassen. Man sah darin die wiedereröffnete Rahmede-Talbrücke oder Schnieder, wie er einer Polizistin seinen neuen elektronischen Fahrzeugschein zeigt.

Was in dem PR-Filmchen nicht vorkommt, obwohl es im Koalitionsvertrag festgeschrieben ist: eine Reform der sogenannten Trassenpreise. Ein Vorhaben mit immenser Bedeutung für die Ticketpreise im Regionalverkehr. Nur ist Schnieder bislang kaum vorangekommen.

Das Schienennetz wird von der Deutschen Bahn betrieben, zugleich soll es immer mehr Wettbewerb auf den Gleisen geben. Unternehmen, die in Deutschland Passagiere oder Güter per Bahn transportieren, zahlen Gebühren – die Trassenpreise – an den Netzbetreiber DB InfraGO, eine Tochter der Bahn. Die Berechnung dieser Schienenmaut ist hochkomplex.

Der Nahverkehr war von größeren Preiserhöhungen lange verschont, während die Kosten für Fern- und Güterverkehr kräftig stiegen. Diese Preisbremse für die Schienen- und Bahnhofsnutzung hat der Europäische Gerichtshof (EuGH) im April gekippt. Durch das Urteil müssen die Preise für 2025 und 2026 neu berechnet werden. Weil die Schienenmaut einen erheblichen Teil der Ticketkosten ausmacht, könnte das bedeuten, dass die Preise im Nahverkehr stark steigen oder gar Verbindungen wegfallen.

Die Konkurrenten der Bahn sind nervös. »Trotz vielfachen Drängens« seien die Grundzüge von Schnieders Plänen »bislang noch nicht erkennbar«, klagten mehrere Verbände in einem Brief an den Minister. Dabei sei eine grundlegende Reform »ein dringendes Anliegen des Bahnsektors«.

Aus dem Verkehrsministerium heißt es, man arbeite »intensiv an diesem Thema«. Große Eile scheint Schnieder aber nicht zu verspüren. »Bis zur nächsten Fahrplanperiode« solle die Reform stehen, beschied der Minister. Die beginnt Mitte Dezember. So lange könnte Schienenunternehmen eine wichtige Grundlage zur Kalkulation ihrer Kosten fehlen. Dabei endet schon im August eine Frist, nach der die Wettbewerber bestellte Trassen nicht mehr kostenlos stornie-

ren können. Schnieders Zaudern ist daher eine Hypothek für die Branche.

Eigentlich müssten es goldene Zeiten sein für die Schiene. Die Kraftstoffpreise sind seit dem Irakkrieg über zwei Euro pro Liter geschossen und machen Verkehr auf der Straße unattraktiver. Bahn-Chefin Evelyn Palla hat versprochen, man werde die Preise für ICE-Tickets ein Jahr lang stabil halten und so für »Sicherheit und Stabilität« sorgen.

Solche Zusagen sind kleineren Anbietern mit dem heutigen Trassenpreissystem kaum möglich. Darin kann die InfraGo ihre direkten Kosten aus dem Netzbetrieb weitergeben, zum Beispiel die für Strom. Den größten Teil der Gebühren machen sogenannte Vollkostenzuschläge aus. Sie sollen alle sonstigen Ausgaben von InfraGo abdecken und einen »angemessenen Gewinn« für die Bahn-Tochter sicherstellen. Wie hoch die Gesamtkosten sind und wie sie verteilt werden, entscheidet die Bundesnetzagentur jedes Jahr aufs Neue. Dabei gilt: Die Belastung darf so hoch ausfallen, dass Unternehmen sie noch tragen können, ohne aufzugeben.

Das Ganze erinnert an ein Restaurant, bei dem der Wirt neben Schnitzel und Bier auch noch seine Miete und das gewünschte Trinkgeld auf die Rechnung schreibt – abhängig

## Bahn-Chefin Palla:

Versprechen von »Sicherheit und Stabilität«



davon, für wie wohlhabend er die Besucher hält. Obwohl die Gäste nicht wissen, was ihr Essen kosten wird, müssen sie schon Monate im Voraus einen Platz reservieren.

Das verworrene System wäre ein idealer Kandidat für den von der Bundesregierung versprochenen Bürokratieabbau. Ein wichtiger Schritt könnte der Wechsel zu einem Grenzkostensystem sein: Unternehmen würden nur für die unmittelbaren Kosten wie Strom oder die Erstellung von Fahrplänen zahlen. Die komplizierten Vollkostenaufschläge fielen weg.

Zu den Befürwortern eines solchen Systems gehört André Schwämmlein, Mitgründer und Chef des privaten Zugunternehmens Flixtrain. »Es geht nicht mehr, dass man ungeachtet der Netzqualität jegliche Kosten inklusive Marge auf die Betreiber umlegen kann«, sagt er. Das Urteil des EuGH habe den Grundstein für einen Systemwechsel gelegt, den die Branche seit Jahren fordere.

Auch die Bundesländer sind von Schnieders geringen Ambitionen genervt. Sie bestellen zusammen mit den Kommunen den Nahverkehr, deshalb landet ein Großteil der Mehrkosten bei ihnen. Auch die Länder wünschen sich einen Systemwechsel. Es sei jedoch deutlich geworden, dass der Bund zu »zentralen Fragen« der Reform »derzeit keinen Gesprächsbedarf« sehe, kritisierte Michael Pirschel, Leiter des Ländergremiums Arbeitskreis Bahnpolitik, Ende April in einem Schreiben an Schnieders Ministerium.

Das Verkehrsministerium wollte bislang nur kleinere Änderungen diskutieren – vorgeschlagen von der Bahn-Tochter InfraGo selbst. Demnach könnten die Gebühren für Züge geringer ausfallen, wenn sie beispielsweise unausgelastete Strecken nutzen. Teurer werden könnte es hingegen für Züge, welche die Gleise besonders stark abnutzen.

»Die Frage ist, ob ein Unternehmen überhaupt auf diese Anreize reagieren kann«, sagt Matthias Stoffregen, Geschäftsführer des Privatbahnverbands Mofair. So könne man die Kapazität von Zügen erhöhen, indem man noch mehr Doppelstockzüge einsetze, dann würden sie aber auch schwerer und sorgten für mehr Verschleiß. »Da reguliert man dann munter gegeneinander an.«

In Schnieders Haus argumentiert man, die Systematik der Trassenpreise beruhe auf Europarecht. »Daher ist hier der Spielraum des BMV für Bürokratieabbau begrenzt.« Allerdings zeigt der Blick ins europäische Ausland, dass Trassenpreise unkomplizierter und niedriger sein können.

Praktiker loben etwa Österreich, das ein Grenzkostensystem nutzt und damit deutlich geringere Gebühren erhebt als Deutschland. Bahn-Chefin Palla sind diese Vorzüge wohlvertraut: Sie arbeitete früher bei den Österreichischen Bundesbahnen und lebt bis heute in Wien.

David Böcking, Martin Hesse

Infineon-Gelände im  
Silicon Saxony



## In der Chip-Festung

**Industriepolitik** Der Halbleiterkonzern Infineon ist fast fertig mit dem Bau seiner neuen Fabrik in Dresden. Gut für Deutschland, sagen die einen. Schlecht für die Steuerzahler, sagen die anderen.

Holger Hasse hat schon viel gesehen. Er hat ein Umspannwerk in Aserbaidschan gebaut. Er hat erlebt, wie bei seinem damaligen Arbeitgeber Qimonda in Dresden Tausende Kollegen den Job verloren. Doch etwas wie dieses hat er noch nicht erlebt: eine Baustelle, auf der in Rekordgeschwindigkeit rund fünf Milliarden Euro investiert werden, ein Projekt, das einen ganzen Industriestandort nach vorn bringen soll. Wenn alles glattgeht. Dafür zu sorgen, ist Hasses Job. »So was macht man nur einmal im Leben«, sagt er.

Hasse ist Herr über mehr als 2000 Bauarbeiter, verantwortlich für 450.000 Kubikmeter Erdaushub, für 35.000 Tonnen verbauten Stahl. Der 55-Jährige steuert die Arbeiten an Deutschlands vielleicht zukunftsträchtigster Baustelle: In Dresden errichtet der Chiphersteller Infineon ein neues Werk. In der Fabrik, genannt Smart Power Fab, sollen künftig Halbleiter produziert werden, die in Rechenzentren für künstliche

Intelligenz stecken könnten. Und bis zur Eröffnung am 2. Juli ist noch einiges zu tun.

Wenn Bauleiter Hasse über das Gelände läuft, weist er die Arbeiter zurecht: Lass den Helm nicht so in den Nacken rutschen, setz die Schutzbrille auf die Nase. Ein Unfall wäre das Letzte, was Infineon jetzt gebrauchen könnte. Nicht, dass eine kleine Unachtsamkeit die große Erzählung zerstört. »Lange Zeit ist in dieser Größe und Komplexität in Europa nicht gebaut worden«, sagt Hasse.

**Im vorderen Teil des Neubaus** wirkt Hasses Projekt ziemlich unfertig: die Außenwand eingerüstet, Dutzende Dixiklos in unverputzten Innenräumen. Weiter hinten: Fast alles abgeschlossen, die Fußböden glänzen.

Die Hoffnungen, die mit dem Projekt verbunden sind, wirken groß. Deutschland steckt tief in der Krise. Nach Jahren des Schrumpfens und der Stagnation sind Ökonomen schon positiv überrascht, wenn die

deutsche Wirtschaft in einem Quartal mal um 0,3 Prozent wächst. Die neue Fabrik steht für eine Zukunftsbranche, in der Deutschland und Europa um Bedeutung ringen und ihre Abhängigkeit von den USA und China reduzieren wollen: hochmoderne Halbleiter. Es ist ein Projekt, das beweisen soll, dass doch etwas geht in Deutschland. Sogar in der Chipindustrie.

Zum Spatenstich vor drei Jahren kamen der damalige Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) und die Präsidentin der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen (CDU), nach Dresden. Kurz darauf sah sich der frühere Vizekanzler Robert Habeck (Grüne) auf der Baustelle um. Im vergangenen Sommer war Bundeswirtschaftsministerin Katherina Reiche (CDU) da.

Holger Hasse führt alle herum, zeigt das wachsende Gebäude, die Dimensionen des Ganzen. In Taiwan, Weltmarktführer bei der Halbleiterherstellung, würden sie darüber



vermutlich nur lächeln. Für Deutschland sind sie gewaltig. Auch für die Steuerzahler.

Von den rund fünf Milliarden Euro Investitionskosten, die in das Gebäude und die teuren Maschinen in seinem Inneren fließen, sind fast eine Milliarde Euro staatliche Subventionen, 920 Millionen Euro davon vom Bundeswirtschaftsministerium.

Erst im Juli 2025 war ein noch höher subventioniertes Projekt endgültig gescheitert. Der US-Konzern Intel stoppte seine Pläne für eine Chipfabrik in Magdeburg, weil er sparen muss. Und während in Magdeburg nun das Unkraut über die bereits angelegten Zufahrtsstraßen wuchert, muss Infineon in Dresden nun den baukrandrehenden Beweis antreten, dass sich Chipsubventionen für das Land auszahlen.

Wenn die 2000 Bauarbeiter einmal weg sind und die Fabrik in den kommenden Jahren ganz hochgefahren ist, sollen hier 1000 neue Jobs entstehen. Legt man das um, subventioniert Deutschland jeden einzelnen Arbeitsplatz mit einer Million Euro.

Lohnt sich das?

Wenn man Infineon-Chef Jochen Hanebeck fragt, sagt er: natürlich. Ohne die Subvention hätte er die Fabrik nicht in Deutschland bauen können, argumentiert der Manager. »Es gibt einen globalen Förderwettbewerb, dem man sich nicht entziehen kann.« Die USA pumpen Abermilliarden in ihre heimische Chipindustrie. China tue dasselbe, auch Indien, Japan, die Golfstaaten. »Viele Regierungen haben mittlerweile verstanden, wie wichtig die Halbleiterindustrie ist. Wir dürfen nicht zu weit zurückfallen.«

Die Halbleiterindustrie sei keine Industrie, die der Staat fördere, weil einige Industriejobs entstünden, sagt er. Es gehe um die volkswirtschaftliche Hebelwirkung. Der globale Markt für Chips steuere inzwischen auf eine Billion US-Dollar zu – und beeinflusst nach Hanebecks Einschätzung rund die Hälfte des globalen Bruttoinlandsprodukts. »Ich glaube, es macht schon Sinn, dass wir uns in Deutschland und Europa überlegen: Was sind unsere Zukunftsindustrien – und wollen wir sie halten?«

Dennoch: Allein im Bundeshaushalt für das Jahr 2027 hat die Regierung gerade mühsam das Loch auf zwölf Milliarden Euro gedrückt. Passen Milliardensubventionen für Chipfabriken in die Zeit?

Fragt man Reint Gropp, Präsident des Leibniz-Instituts für Wirtschaftsforschung Halle (IWH), lautet die Antwort: Nein. »Wir sollten dafür sorgen, dass Unternehmen wie Infineon in Deutschland investieren, weil es sich lohnt, weil es der beste Standort ist. Nicht weil der Staat ihnen 20 Prozent der Investitionskosten dazuschenkt.« Die Subvention sei ein bequemer Ersatz für Strukturreformen, die die Politik scheue, weil die Widerstände groß seien – etwa eine Rentenreform oder niedrigere Lohnnebenkosten.

»Es ist schön, ein Band zur Eröffnung durchzuschneiden und zu sagen: Hier entstehen 1000 neue Arbeitsplätze.«

Die Kosten hingegen wirkten unsichtbar: »In Deutschland tut man oft so, als hätte der Staat das Geld vom lieben Gott. Aber es kommt von jedem einzelnen Steuerzahler.« Am Ende seien solche Subventionen eine Umverteilung von vielen zu einem einzigen Unternehmen. »Da reicht es nicht, auf einen globalen Subventionswettbewerb zu zeigen und zu sagen: Die anderen machen es ja auch.«

**In Dresden ist jetzt Endsprint** bis zum Durchschneiden des Bandes. Bauleiter Hasse trägt Helm und Schutzbrille korrekt auf Kopf und Nase. Inzwischen ist auch der Reinraum in Betrieb gegangen, also die Werkshallen mit möglichst wenig luftgetragenen Teilchen. Seither muss Hasse auch einen weißen Ganzkörperanzug, Plastikhandschuhe, Kapuze und Maske anlegen, damit er kein Staubkörnchen auf dem Fabrikboden hinterlässt.

Im Reinraum ist bereits ein Teil des Transportsystems unter das Dach geschraubt, das ab dem Sommer die empfindlichen pizzagroßen Scheiben aus Silizium von einer Arbeitsstation zur nächsten bringen wird, ohne dass ein Mensch sie berührt. Auf dem weißen Fußboden sind die Stellen mit Klebeband markiert, auf denen in den kommenden Wochen die Maschinen platziert werden. Die ersten surren schon leise. Hasse sei selbst manchmal erstaunt, sagt er. »Fünf Milliarden Investitionen für ein Produkt, das am Ende ein paar Dollar kostet.«

Infineons Leistungshalbleiter regeln den Stromfluss in Maschinen. Elektroautos, Windturbinen und Datencenter brauchen sie hundertfach. Obwohl der Konzern keine KI-Chips herstellt wie etwa Nvidia, profitiert er vom KI-Boom. Schließlich braucht die KI enorm große Datenzentren – und diese brauchen Infineons Halbleiter.

Die neue Fabrik komme zum richtigen Zeitpunkt, allein Deutschland plane ein Datenzentrum nach dem anderen, sagt Hanebeck. »Es passt jetzt perfekt.« Das sei immer auch ein bisschen Glückssache. Rund drei Jahre dauert es, bis eine neue Halbleiterfabrik steht. Wer baut, wettet also auf einen Markt, der sich noch entwickeln muss. Das Geschäft namens »Powering AI«, also Leistungshalbleiter für KI-Rechenzentren, wuchs bei Infineon von rund 250 Millionen Euro vor zwei Jahren auf geplante 1,5 Milliarden Euro in 2026. Im nächsten Jahr sollen es 2,5 Milliarden sein, das Werk in Dresden ist dabei schon eingeplant. Hanebeck sagt es so: »Wir wären nicht mehr in der Lage, in diesem Feld weiter zu wachsen, wenn wir die neue Fabrik nicht hätten.«

Eine Studie der Beratungsfirma PwC im Auftrag des Branchenverbands ZVEI gibt ihm recht: Bei Leistungshalbleitern habe Europa einen Vorsprung, der sich auszubauen lohne. Die Nachfrage steige, allein wegen Elektroautos und erneuerbarer Energien, die man für die Klimaziele benötige.

Bei den Chips, die Intel in Magdeburg bauen wollte, war das anders: Die Amerikaner wollten Chips bauen, die heute vor allem in der Unterhaltungselektronik gebraucht werden, einem Markt, der von asiatischen Herstellern dominiert wird. Bei KI-Rechenzentren hingegen, die Infineon möglichst schnell beliefern will, spielt Intel eine weniger dominante Rolle.

Bauleiter Holger Hasse hat aufs Tempo gedrückt. Sechs Tage die Woche wird hier gearbeitet. Der Sonntag ist als Puffertag eingeplant, wenn mal etwas nicht klappt an den sechs Tagen davor. »Wir sind schon extrem weit«, sagt Hasse. Die Fabrik kann sogar ein paar Monate früher eröffnen als geplant. Was eine Leistung ist in Deutschland, der Heimat von Stuttgart 21 und dem Pannenburgflughafen BER. Infineon hat in Dres-

**Siliziumplatte, Manager Hasse:** Fast eine Milliarde Euro staatliche Subventionen





**Reinraum in Dresden, Auszubildende Raymundo:** Von der AfD hat sie noch nie gehört

den auf eigenes Risiko gebaut, weil der Konzern die bürokratischen Prozesse nicht abwarten wollte. Der finale Förderbescheid kam erst, als der Rohbau fast komplett stand. Infineon-Chef Hanebeck war sich sicher, dass das Geld fließen würde. Wenn nicht, wäre es ein harter Schlag für die Konzernbilanz geworden.

Bauleiter Hasse kann viel erzählen über Bürokratie und Umweltauflagen. Er hat die Schlingnaturn und die Zauneidechsen, die auf der Baustelle lebten, umsiedeln lassen. Er hat wegen der gesetzlichen Vorgaben und der Nachhaltigkeitsziele des Konzerns eine Recyclinganlage, in der Wasser für die Fertigung aufbereitet wird, und ein Rückhaltebecken, in dem Regenwasser für Toiletenspülungen gespeichert wird, bauen lassen – Chipfabriken brauchen viel Wasser.

Infineon hat die Architektur der Fabrik nicht nur nach Funktionalität entwerfen lassen, sondern auch nach ästhetischen Spezialwünschen Dresdner Lokalpolitiker. Die Abluftkamine sind zum Beispiel nicht gleichmäßig über das Dach verteilt, wie es eigentlich technisch sinnvoll wäre, sondern stehen in einer Reihe hintereinander, sodass sie von der Dresdner Frauenkirche aus betrachtet wirken wie ein einziger Schornstein. Die Fassade des mächtigen Baus ist an einer Seite abgerundet und wird gerade mit dunklem Stein verkleidet. »Soll an die Festung Königstein erinnern«, sagt Hasse.

**Um die Anwohner zu besänftigen,** die unter dem Baustaub litten und den Lastwagen, die alle zweieinhalb Minuten die Baustelle verließen, veranstaltete Infineon ein kostenloses Autowaschwochenende und besuchte die Schulkinder in der Nachbarschaft für Vorträge über tote Winkel an Lkw.

Von der großen Geopolitik scheint das sehr weit weg. Und doch hat das eine mit

dem anderen zu tun. Das Bauprojekt soll auch dafür sorgen, Europa unabhängiger zu machen. »Was passiert, wenn wir diese Industrie nicht mehr haben?«, fragt Infineon-Chef Hanebeck und antwortet sich gleich selbst: »Dann sitzen wir nicht mehr am globalen Tisch, und andere könnten uns sehr gut von der Belieferung abschneiden.« Als die Chipknappheit in der Pandemie ganze Autofabriken lahmlegte, habe Europa bereits einen Vorgeschmack darauf bekommen, was es bedeutet, abhängig zu sein.

Gerade ist die Europäische Union dabei, den sogenannten EU Chips Act neu aufzulegen, der im Jahr 2023 in Kraft getreten war. Am 27. Mai will die Kommission ihren Entwurf für eine neue Version in Brüssel vorstellen. Er soll neue Subventionen ermöglichen und Abhängigkeiten reduzieren. Aber das Vorhaben ist umstritten.

Niclas Poitiers ist Ökonom beim Brüsseler Thinktank Bruegel und urteilt: »Von den Zielen, die gesteckt wurden, wurde im Endeffekt keines erreicht.« Die angepeilten 20 Prozent Marktanteil europäischer Hersteller in der Halbleiterbranche? Nie realistisch gewesen. Die angekündigten 43 Milliarden Euro an Industriesubventionen in der EU? Nur rund 14 Milliarden flossen tatsächlich. Das Vorzeigeprojekt, die Fabrik von Intel in Magdeburg? Begraben.

Europas eigentliche Stärke, so Poitiers, liege nun einmal nicht in der Chipherstellung, sondern vor allem in der Forschung, die dringend größere Budgets brauche. Und in den Produktionsmaschinen, die in den Chipfabriken laufen, und ihren Bestandteilen, hergestellt von europäischen Firmen wie ASML, Trumpf oder Zeiss. Das genüge für eine gewisse Monopolstellung in der globalen Chiplieferkette. Chipfabriken in Europa dagegen? »Es wird uns nicht gelingen, da

eine Marktmacht aufzubauen, die man nutzen könnte. Dafür ist es zu spät.«

Die entscheidende Frage bei Subventionen sei: Wären diese Fabriken auch ohne staatliches Geld gebaut worden? Bei Infineon in Dresden lautet seine Antwort: wahrscheinlich ja. Denn neben den Subventionen zählt für die Chipkonzerne: das Ökosystem, also Lieferanten, Universitäten, ausgebildete Fachkräfte, erfahrene Behörden. Eine Chipfabrik ziehe die nächste an. So entstand auch das Silicon Saxony.

Eine Herausforderung dagegen bleibt: die Sache mit den Fachkräften. Um die zu finden, geht Infineon inzwischen weite Wege. Bis nach Guatemala.

Mayerli Garcia Raymundo, 20, ist eine von 370 Auszubildenden bei Infineon in Dresden. Gerade ist sie im zweiten Lehrjahr, sie arbeitet in der alten Chipfabrik, im Schichtbetrieb hält sie die Produktionsmaschinen am Laufen. An diesem Tag ging ihr Dienst von 6 bis 13.30 Uhr. Nur manchmal sucht sie noch nach deutschen Worten.

Als kleines Kind habe sie mit ihrem Bruder technische Geräte auseinandergeschraubt und darin auch diese spannenden Chips gefunden, aber nie gedacht, dass sie selbst mal welche bauen würde, erzählt sie. In einem Dorf in Guatemala war das, wo es kaum Jobs und keine guten Schulen gab. Als 13-Jährige zog sie ganz allein in die Hauptstadt und besuchte dort ein Internat.

Kurz vor dem Ende der Schule sei eine fremde Frau in ihre Schule gekommen und habe von der Ausbildung bei Infineon in Deutschland berichtet, so erzählt sie das. Garcia Raymundo hatte von Infineon noch nie gehört. Aber Deutschland – das klang aufregend. »Ich möchte die Welt sehen«, sagt sie. Dutzende Mitschüler bewarben sich auf die vier Plätze, Garcia Raymundo bekam einen davon.

Der Weg war nicht einfach. Das kalte Wetter, die Sprachprüfungen, die Menschen, die nicht so offen seien wie in Guatemala. »Hier schaut in der Straßenbahn jeder auf sein Telefon.« Von der AfD habe sie noch nichts gehört, sagt sie. Für Politik interessiere sie sich nicht. Nach der Ausbildung will sie in Dresden bleiben und am liebsten in der neuen Fabrik anfangen, die bei ihrer Ankunft kaum mehr war als eine riesige Baugrube. »Die Technologie ist moderner. Da kann ich etwas Neues lernen.«

Die alte Infineon-Fabrik, in der sie derzeit arbeitet, nahm 1995 ihre Produktion auf, damals noch als Teil des Siemens-Konzerns. Später stieß Infineon die verlustträchtige Speicherchiptochter Qimonda ab, samt Dresdner Werk. Qimonda ging 2009 pleite, 4600 Jobs waren allein in Deutschland bedroht. Holger Hasse ging freiwillig.

Qimonda hatte vom Bund und vom Land Sachsen mehr als 200 Millionen Euro Subventionen bekommen.

Kathrin Werner



Mit uns schlafen  
Sie auch nicht  
ruhiger. Aber Sie  
wissen, warum  
Sie wachliegen.



Substanz entscheidet.  
Heute mehr denn je.

**80** Jahre Handelsblatt

# »Es ist erstaunlich, wie schnell man zum Arschloch wird«

**Online-Finanzwetten** Der Autor Alexander Hurst brachte es mit riskanten Börsengeschäften binnen Monaten zum Millionär – und verlor alles. Hier erzählt er, warum junge Männer so anfällig fürs Zocken sind.

*Hurst, 35, wuchs in der US-Industriestadt Cleveland auf, seine Eltern beschreibt er als besitzlose Hippies. 2014 kam er für Studien an der London School of Economics and Sciences Po Paris nach Europa. Seine Erlebnisse als Smartphone-Trader, der jeden Tag dem großen Geld hinterherjagt, hat er in einem Buch festgehalten, das nun auf Deutsch erscheint: »Die besten 1,2 Millionen Dollar, die ich je verloren habe« (Goldmann; 304 Seiten; 18 Euro).*

**SPIEGEL:** Herr Hurst, Ihr Finanzabenteuer endete im Fiasko. Statt mehr als einer Million Dollar, die Sie zwischenzeitlich besaßen, hatten Sie 100.000 Dollar Schulden beim US-Fiskus und einer Bank. Was ist Ihr Kontostand heute?

**Hurst:** Knapp über null, immerhin. Ich konnte die Steuerschulden herunterhandeln, auf 29.000 Dollar. Die Behörden haben eingesehen, dass bei mir nicht mehr zu holen ist. Ich stehe finanziell wieder genau da, wo ich vor dem Intermezzo als Börsenhändler war.

**SPIEGEL:** Sie haben angefangen zu zocken, als 2020 die erste Coronawelle anrollte.

**Hurst:** Ich war 29 und pleite. Einmal wischte ich auf meinem Smartphone von der Dating-App Bumble hinüber ins Internetforum Reddit. Dort entdeckte ich das Unterforum WallStreetBets, Wall-Street-Wetten. Ich wollte nicht mehr wie ein Bettelstudent leben und dachte, dass auch mein Dating-Leben einfacher würde, müsste ich nicht mehr in einer WG wohnen, wo mich nur eine Pappwand von meiner Mitbewohnerin trennte.

**SPIEGEL:** Über Reddit ins Börsengeschäft?

**Hurst:** Ja, dort berichteten Nutzer, die mir finanztechnisch nicht gebildeter erschienen als ich, sie hätten eine Million Dollar mit Aktienoptionen des Autoherstellers Tesla gemacht. Ich dachte: Das kann ich auch! Zugleich hörte ich von diesem Virus, das bald alles lahmlegen könnte. Ich hatte Angst, auf dem Trockenen zu sitzen. Deshalb ging ich hier in Paris zu einer Bank und habe mir 12.500 Euro geliehen.

**SPIEGEL:** Kannten Sie sich überhaupt gut genug aus, um an den Märkten mitzuspielen?

**Hurst:** Bei mir zu Hause wurde wenig über Geld gesprochen, Finanzanlage war gleichbedeutend mit Girokonto. Dabei ist es sinn-

voll, in Aktien anzulegen. Man darf es nur nicht so machen wie ich und Millionen anderer in meiner Generation, die in einer nihilistischen Scheißegal-Haltung auf Online-apps herumzocken. Sie gehen viel zu hohe Risiken ein.

**SPIEGEL:** Sie haben den Kredit in spekulative Finanzgeschäfte gesteckt.

**Hurst:** Das hat sich sehr gelohnt! Während die Welt anhand der Corona-Ansteckungszahlen lernte, was exponentielles Wachstum bedeutet, sah ich es an meinem Portfolio.

**SPIEGEL:** Welche Gefühlsstadien durchläuft man auf dem Weg vom Habenichtes zum Millionär und zurück?

**Hurst:** Anfangs habe ich Selbstbestätigung empfunden, die aber schnell in Übermut umschlug. Ich war überzeugt, dass ich Trends vor dem Markt erkannte, zum Beispiel mit meinen Investments in Solaraktien. Dann setzten Gier und Neid ein. Ich wollte mir nicht mehr bloß eine Wohnung leisten. Sondern, bitte schön, eine große Wohnung mit Dachterrasse und Jacuzzi und Blick über die Dächer von Paris.

**SPIEGEL:** Alles lief gut, bis 2021 der Absturz kam.

**Hurst:** Nach elf Monaten setzten die Verluste ein, es ging runter vom Kurzzeit-Peak bei 1,6 Millionen Dollar auf 900.000 Dollar. Ich wurde nervös und machte nichts Durchdachtes mehr. Den Verlusten hinterherzujagen, hat mich psychisch völlig erschöpft.

**SPIEGEL:** Sie sind sogar zum Psychotherapeuten gegangen.

**Hurst:** Ich empfand Trauer. Es war zwar niemand gestorben, aber es ging um mehr als um Geld. Ich habe Hoffnungen und Träume verloren, den Traum von einem stabilen Leben in Wohlstand.

**SPIEGEL:** In Ihrem Buch schreiben Sie, die Trading-Apps hätten Sie in ein Arschloch verwandelt. Wie das?

**Hurst:** Es ist erstaunlich, wie schnell man zum Arschloch wird. Die Gier hat den Verstand ausgeschaltet, ich war ein Besessener. Jedes Mal, wenn ich eine Zielmarke erreicht hatte – 100.000 Dollar, 300.000, eine Million –, fragte ich mich: Ist das genug? Die Antwort war immer: Nein. Ich verglich meinen Kontostand nicht mehr mit dem Wenigen, was ich vorher besessen hatte, sondern

ließ mich locken von dem Mehr, das möglich schien. Zugleich ging mir die Empathie gegenüber prekären Menschen verloren. Ich weiß auch noch, wie ich einmal sehr arrogant war gegenüber dem Personal einer Airline, weil ich als Businesskunde eine Sonderbehandlung erwartete.

**SPIEGEL:** Ihren flüchtigen Reichtum hatten Sie kaum mit klassischen Aktien erlangt, sondern mit riskanten Kurswetten, wo die Ausschläge viel größer sind.

**Hurst:** Verändert sich der Wert einer Aktie beispielsweise um zehn Prozent, schwanken die Optionen auf den Kauf oder Verkauf dieser Aktie schnell um 100 oder 200 Prozent. Als Corona kam, wettete ich auf diese Weise erfolgreich gegen den Kreuzfahrtanbieter Royal Caribbean. Ich fühlte mich dabei auch moralisch im Recht, weil Kreuzfahrten ökologisch fragwürdig sind.

**SPIEGEL:** Einmal verbuchten Sie binnen 40 Minuten ein Plus von 300.000 Dollar. Geht da der Sinn für den konkreten Wert verloren?

**Hurst:** Irgendwann ist es wie ein Videospiel. Lustige Party-Emojis flattern über den Bildschirm. Du sammelst Punkte, du bist euphorisch, willst noch mehr Punkte. Vom Gewinnen kriegt man nie genug.

**SPIEGEL:** Im Grunde berichten Sie hier von Spielsucht. Sie nennen es »Verzweiflungskapitalismus«. Warum?

**Hurst:** Hat man keine Aussicht, sein Leben auf ein solides Fundament zu stellen, geht man unvernünftige Risiken ein. Ein Großteil der Millennialgeneration und der nachfolgenden Jahrgänge hat keine Chance, aus eigener Arbeitskraft ein Eigenheim zu erwerben. Das ist ein wichtiger Unterschied zu den Vorgängergenerationen. Trotz guter Ausbildung stecken viele von uns in prekären Jobs fest. Jetzt zerstört die künstliche Intelligenz auch noch die Einstiegsjobs.

**SPIEGEL:** Und deswegen müssen Sie waghalsige Geschäfte machen?

**Hurst:** Perspektivlosigkeit befördert Kurzfristdenken. Und Onlinewetten versprechen schnellen Gewinn – egal ob Sie auf Aktien setzen, auf Kryptowährungen, Sportwetten oder auf die Prognoseplattform Polymarket. Dort können Sie auf alles setzen, auch auf den Irankrieg. Das ist das Absurde meiner Generation: Im Risiko suchen wir Stabilität.

**SPIEGEL:** Sie glauben, dass die Millennials betrogen werden?

**Hurst:** Wir haben ans Narrativ der Älteren geglaubt: Traue den Spielregeln, lerne was, sei fleißig, dann wirst du belohnt. Jetzt sind wir in den Dreißigern und stellen fest, dass die Regeln nicht mehr gelten. Die Jüngeren aus der Generation Alpha können nicht enttäuscht werden. Sie sind von vornherein zynisch. Sie sind damit aufgewachsen, dass wirklich alles im Leben ein Geschäft ist.

**SPIEGEL:** Nun ist Paris eine ziemlich teure Stadt, gerade für einen jungen Autor.



**Hurst:** Ich gebe zu, ich habe Ansprüche. Meine Eltern hatten wenig Geld, aber sie haben alles gegeben, damit ich gute Bildung erhalte. Ich dachte, davon könnte ich gut leben. Wie ohnmächtig fühlen sich erst jene, die weniger privilegiert sind als ich? Seit den Zehnerjahren schließt die Wirtschaft viele Menschen nicht mehr ein. Die einen wählen Rechtspopulisten. Die anderen verlieren sich in Onlinewetten.

**SPIEGEL:** Welche Rolle spielte bei Ihrem Wunsch nach Reichtum die allgegenwärtige Angeberei in den Netzwerken? Der zur Schau gestellte Erfolg auf Instagram oder LinkedIn?

**Hurst:** Social Media ist ein Guckloch ins Leben der anderen, auch wenn es sorgsam inszeniert ist. Das ist eine Neidmaschine: Der andere hat mehr Erfolg, der andere macht schon wieder einen schönen Urlaub. Studien zeigen, dass die sozialen Medien bei Jugendlichen körperdysmorphe Störungen fördern, also die Fixierung auf angebliche Schönheitsfehler. Ich denke, es

gibt auch so etwas wie finanzdysmorphe Störungen.

**SPIEGEL:** Es sind vor allem junge Männer wie Sie, die auf Reddit ihre Börsenerfolge feiern und Misserfolge beweinen. Ist dies letztlich ein Symptom der gesellschaftlichen Problemgruppe »junger Mann«?

**Hurst:** Wir sind keine Problemgruppe. Viele junge Männer erleben eine Einsamkeitskrise, das ist belegt. Sie bauen keine echten Freundschaften auf, wie Frauen es tun. Das liegt nicht nur an der Sozialisation der Männer, sondern auch an ihren Entscheidungen. In Finanzforen suchen sie Bestätigung. Prahlerie mit Portfoliogewinnen, Selbstironie bei Verlusten, der Spott der anderen, das alles gehört dazu. Es geht nicht nur um Geld. Hier äußert sich ein Wunsch nach Anerkennung.

**SPIEGEL:** Dieses Kräfteressen klingt nach klassischen männlichen Verhaltensmustern.

**Hurst:** Es wäre sicher besser, sie beim Sport auszuleben. Anonyme Onlineforen sind eben nicht wirklich eine Gemeinschaft von

Menschen, die für dich da sind, wenn du sie brauchst. Dafür spült der Algorithmus mutmaßliche Betrüger wie den Influencer Andrew Tate auf deinen Schirm, der aus der Einsamkeit junger Männer Kapital schlägt und ihnen sagt, sie müssten Frauen abwertend behandeln, um Respekt zu erfahren.

**SPIEGEL:** Während Ihrer Zeit als Smartphone-Trader war auch Ihr Verhältnis zu Frauen beeinträchtigt, die Sie kennenlernten.

**Hurst:** Ich war ständig abgelenkt. Dauernd checkte ich mein Portfolio. Meine Gedanken waren beim Markt, nicht bei der Frau, die vor mir saß. Wo tut sich die nächste Anlagechance auf? Wie viel kann ich nächste Woche verdienen? Trading war wichtiger als Dating. Die Frauen haben schnell die Konsequenzen gezogen.

**SPIEGEL:** Ein klein wenig haben Sie Ihren kurzen Reichtum ausgekostet: Sie sind für ein 24-Stunden-Date spontan nach Lissabon geflogen oder haben für einen anderen Flug 800 Dollar Aufpreis bezahlt, um sich an Bord mit Champagner zu betrinken.

**Hurst:** Hätte ich mal lieber direkt für 800 Dollar Champagner gekauft, ich hätte viel mehr davon gehabt! Und natürlich ist es etwas frivol, für ein paar Stunden nach Lissabon zu fliegen, um eine Frau zu treffen. Aber es ist romantisch-frivol. Es hätte die Liebe meines Lebens sein können!

**SPIEGEL:** Wie sieht es heute aus, wenn Sie sich etwas gönnen? Wie leben Sie?

**Hurst:** Große Sprünge mache ich nicht. Ich wohne immer noch in einer WG. Zum Glück habe ich die Wohnung am Wochenende für mich. Neulich habe ich mir auch etwas gegönnt: teure Ohrstöpsel, mit denen ich Musik in super Klangqualität höre. Ich brauche das zum Schreiben.

**SPIEGEL:** Kein Geld zu haben, erzeugt Ängste. Geld zu besitzen aber auch, schreiben Sie. Welche Angst ist schlimmer?

**Hurst:** Das ist kein Vergleich. Die Ängste des Geldbesitzers sind Ängste vor dem Verlieren und dem Verpassen. Reine Kopfsache. Echte Finanznot ist keine Einbildung, sondern existenzbedrohend. Das ändert nichts daran, dass dich auch die Verlustangst fesselt.

**SPIEGEL:** Sie haben im Wortsinn einen Crashkurs als Trader hinter sich. Überlegen Sie manchmal, einen neuen Einsatz zu wagen – um es besser zu machen?

**Hurst:** Manchmal bin ich versucht, das gebe ich zu, weil ich meiner Million nachtrauere. Aber ich würde am gleichen Punkt starten wie beim letzten Mal, bei null. Um reich zu werden, müsste ich erneut unverantwortliche Risiken eingehen. Und eines weiß ich sicher: Ich will nicht zurück in den Teufelskreis, in dem Geld mein ganzes Denken und Fühlen beherrscht.

Interview: Leo Klimm

**Ex-Millionär Hurst:** »Meine Gedanken waren beim Markt, nicht bei der Frau, die vor mir saß«



Antoine Doyen

## NACHGEZÄHLT

6,9

Milliarden Dollar Gewinn erwirtschaftete Shell im ersten Quartal 2026 – mehr als doppelt so viel wie im Vorquartal. Der Mineral-ölkonzern profitierte vom Anstieg des Ölpreises infolge des Irankriegs.

Quelle: dpa

## MASCHINE DER WOCHE

## Akkurater Chaos

In vielen Gärten wird wieder nach dem Chaosprinzip gearbeitet. Akzeptiert ist es aber nur bei Mährobotern, weil bei ihren scheinbar zufälligen Richtungswechseln am Ende ein akkurat gestutzter, teppichähnlicher Rasen herauskommt. Die perfekte Spielerei für technikaffine Gartenbesitzer. Naturschützer prangern die surrenden Helfer als Todesfallen für Igel und Feinde von Insekten an: Wo ständig gemäht wird, fehlen Blumen und Kräuter als Nahrung. Kommunen wie zuletzt der Landkreis Gießen verbieten Nachtfahrten. Hersteller kontern mit angeblich tiersicheren Klingen und Apps, mit denen sich Mähverbotszonen als verwilderte Schutzräume festlegen lassen. Das ermöglicht der Natur wenigstens ein bisschen echtes Chaos. MMQ



## RÜSTUNG

## KNDS an Mercedes-Werk interessiert



Boxer-Produktion bei KNDS in München-Allach

Die deutsche Autobranche steckt in der Krise, während die Rüstungsindustrie boomt. Jetzt verdichten sich die Anzeichen, dass beide Seiten miteinander ins Geschäft kommen könnten. So verhandelt der deutsch-französische Panzerbauer KNDS mit Mercedes-Benz darüber, das Werk des Stuttgarter Autoherstellers in Ludwigsfelde südlich von Berlin zu übernehmen.

Der Rüstungskonzern, hervorgegangen aus einer Fusion zwischen Krauss-Maffei Wegmann und der französischen Nexter, will in den kommenden Jahren eine Milliarde Euro in neue Kapazitäten investieren, um die Nachfrage europäischer Armeen nach Panzern und Militärfahrzeugen bedienen zu können. Im vergangenen Jahr hatte KNDS das von der Schließung bedrohte Alstom-Werk in Görlitz übernommen.

Für die kommenden Monate steht unter anderem eine Bestellung der Bundeswehr von bis zu 3000 Exemplaren des Radpanzers Boxer im Raum, den KNDS und Rheinmetall in verschiedenen Ausführungen produzieren. Zwar hat KNDS seine Produktion in München ausgeweitet, sodass dort bis zu zehn Boxer pro Monat gefertigt werden können. Das reicht jedoch für den erwarteten Großauftrag nicht aus.

Mercedes-Benz produziert in Ludwigsfelde seine sogenannten offenen Baumuster, insbesondere Fahrgestelle, für den Transporter Sprinter. Allerdings soll der Sprinter voraussichtlich von 2030 an im polnischen Jawor hergestellt werden. Damit liefe die Fertigung in Ludwigsfelde aus.

Mit KNDS soll Mercedes nun darüber sprechen, das Werk sowie einen Teil der rund 2000 Mitarbeiter zu übernehmen. Im Gespräch ist offenbar auch, vor einer Komplettübernahme zunächst einen Teil des Werks zu mieten und Militärfahrzeuge von KNDS sowie Vans von Mercedes parallel zu produzieren. Eine Entscheidung über die Zukunft des Standorts ist jedoch noch nicht gefallen.

KNDS prüft parallel eine Übernahme des VW-Werks in Osnabrück, das die Wolfsburger mangels Auslastung gern in andere Hände übergeben würden. Rheinmetall war interessiert, hat aber mittlerweile abgewinkt. Mercedes wollte sich zu den Gesprächen mit KNDS nicht äußern, VW erklärte, man prüfe »tragfähige Perspektiven« für Osnabrück nach dem Auslauf der aktuellen Fertigung im Jahr 2027 und stehe »mit unterschiedlichen Marktakteuren zu verschiedenen Optionen im Austausch«. KNDS bestätigte, man spreche mit mehreren Unternehmen über die Übernahme von Kapazitäten. MHS, SVE





## GELDLANLAGE

## »KI-Boom beflügelt die Fantasie«

*Bert Flossbach, Jahrgang 1961, einer der prominentesten Fondsmanager in Deutschland, über die jüngste Börsenrallye*

**SPIEGEL:** Herr Flossbach, trotz des Irankriegs hat der US-Leitindex S&P 500 vor Kurzem einen Rekordstand erreicht. Leiden Aktionäre an Realitätsverlust?

**Flossbach:** Der Irankrieg und der gestiegene Ölpreis werden von einem anderen Thema überstrahlt: Der Boom der künstlichen Intelligenz und der damit verbundenen Investitionen in Datenzentren beflügelt die Fantasie der Aktionäre.

**SPIEGEL:** Die Internationale Energieagentur spricht von der größten Energiekrise aller Zeiten. Das spielt an der Börse keine Rolle?

**Flossbach:** So ist es zumindest zurzeit. Viele Menschen überschätzen die Auswirkungen von Geopolitik auf die Börsen. Auf das Wachstum der amerikanischen Wirtschaft, das wesentlich durch den KI-Boom getrieben wird, hat der Konflikt kaum einen Einfluss. Man kann den nüchternen Blick der Finanzmärkte auf die Welt gut oder schlecht finden. Aber für viele Menschen in Deutschland oder den USA sind die Konsequenzen des Irankriegs nicht sonderlich groß, sofern er nicht zum Dauerzustand wird.

**SPIEGEL:** Das klingt zynisch.

**Flossbach:** Denken Sie an die Coronapandemie, die für jeden von uns einschneidende Konsequenzen hatte. Hätte es damals keine staatlichen Rettungsaktionen gegeben, wäre die Wirtschaft kollabiert. Davon sind wir aktuell meilenweit entfernt. Wir sprechen von einem regionalen Konflikt. Das soll nicht herzlos klingen. Aber die ökonomischen Auswirkungen für Deutschland sind zumindest bislang überschaubar.

**SPIEGEL:** Also setzt sich die Rallye fort?

**Flossbach:** Temporäre Kursrückschläge kann es geben, wenn sich die Lage wieder verschärft, so wie im März, als es am Aktienmarkt kurzfristig um zehn Prozent nach unten ging. Aber damit es zu einer nachhaltigen Korrektur kommt, müssten wir eine Eskalation im Nahen Osten erleben, die auch für das Gewinnwachstum der Technologiefirmen handfeste Konsequenzen hat. Und danach sieht es derzeit nicht aus.

**SPIEGEL:** US-Technologieriesen wie Amazon machen rund ein Drittel des Leitindex S&P 500 aus. Wächst da eine Blase?

**Flossbach:** Eine Blase würde ich das nicht nennen. KI ist ein Megatrend, der unser Leben beeinflusst und bestehende Geschäftsmodelle umkrempelt.

## »Die Erwartungen der Anleger an die Unternehmen sind enorm.«

Aber die Erwartungen der Anleger an die Unternehmen und deren Gewinnentwicklung sind enorm. Die Aktienkurse der Chiphersteller im MSCI World haben sich zum Beispiel seit 2015 mehr als verzwanzigfach, die Gewinne aber nur etwa versiebenfacht.

**SPIEGEL:** Können die Konzerne diese Erwartungen erfüllen?

**Flossbach:** Das dürften zumindest nicht alle schaffen. Chiphersteller wie Broadcom oder Nvidia verfügen über eine herausragende Technologie, die wie ein Burggraben gegen Rivalen wirkt. Bei den Herstellern von Speicherchips, deren Kurse zuletzt geradezu explodiert sind, ist das anders. Da kann man schon ein großes Fragezeichen setzen, ob die extremen Kursanstiege wirklich nachhaltig sind. MIC



## WIRTSCHAFTSWUNDER

## Vegane Wurststrecke

Haufenweise Kohlesäcke, Soßenparade. Die Grillsaison kann kommen, lautet die Botschaft der Supermärkte. Und dann das: Wer fleischlos grillen will, steht mancherorts vor leeren Regalen. Tofuwurstchen sind aktuell nur eingeschränkt lieferbar. Ein Grund ist der Proteintrend. Die Supermarktkette Rewe berichtet, dass sich der Tofubedarf in den vergangenen drei bis vier Jahren verdoppelt habe. Zuletzt lag der Absatz rund 30 Prozent höher als 2024. Marktforscher meldeten allein für März ein Plus von 11,2 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Zu Jahresbeginn steigern üblicherweise gute Vorsätze im »Veganuary« den Absatz. Dann flacht die Nachfrage wieder deutlich ab. Dem Bio-Tofuhersteller Taifun zufolge fällt diese übliche Delle dieses Jahr deutlich geringer aus. Tofu hat sich vom Nischenprodukt mit Öko-Image zur etablierten Kochzutat entwickelt. Doch leider bremste eine technische Panne Ende vergangenen Jahres die Erfolgsgeschichte. Bei Taifun fiel ein Produktionsgerät aus. Unter anderem musste die Fertigung mancher Wurstchen pausieren. Die Maschine läuft längst wieder, aber die Produktion hinkt der Nachfrage noch hinterher. KIG, MMQ

## UMWELTPOLITIK

## Freie Fahrt für Verbrenner

Wenn sich Union und SPD mit ihren Vorschlägen zum EU-Verbrenner-Aus durchsetzen, dürften E-Autos langsamer Marktanteile gewinnen als erwartet. Eine Analyse der Nichtregierungsorganisation Transport & Environment (T&E) prognostiziert eine E-Auto-Quote von 53 bis 76 Prozent an allen Verkäufen im Jahr 2035; der bisherige Vorschlag der EU-Kommission hätte zu einem Anteil von 85 Prozent geführt. Nach dem Willen der Koalition sollen Verbrenner, die nur mit Biokraftstoffen oder E-Fuels betankt werden, als »Nullemissionsfahrzeuge« zählen. Zudem sollen großzügige Annahmen für den CO<sub>2</sub>-Ausstoß von Plug-in-Hybriden weiter gelten, obwohl anonymisierte Nutzungsdaten zeigen, dass diese Hybride deutlich mehr Sprit benötigen, als die Hersteller angeben. In der Folge könnte die Branche weiter Verbrenner- und Hybridautos verkaufen und die Grenzwerte trotzdem einhalten. T&E kritisiert, die Koalition handle gegen den Weltmarkttrend hin zu E-Autos. BEM



# WISSEN

## »Der Laser ist jetzt scharf«



**Flugabwehr** An einem geheimen Ort in Niedersachsen testet eine deutsche Firma ihre neue Waffe gegen Drohnen. Unser Reporter hat sich das vorführen lassen.



Der Weg zum Testgelände für die neue Waffe führt durch die niedersächsische Provinz, vorbei an Bauernhöfen und Pferdekoppeln. Marius Lammers steuert seinen Pick-up zügig durch die Idylle. Dann biegt er auf einen Feldweg ein und hält vor einem mit Stacheldraht bewehrten Stahltor. Der Ort soll auf seine Bitte geheim bleiben, Lammers fürchtet Spionage. Auch Schaulustige möchte er vermeiden.

Hinter der Barriere geht es über eine abgenutzte Straße durch den Wald bis zu einer Lichtung. In den Kiefern ringsum zwitschern Vögel, am Boden brummt ein Dieselgenerator. Er liefert Strom für die etwa zwei Meter hohe graue Apparatur, die am Rand des Areals auf einem Anhänger steht: die Anti-Drohnen-Waffe. Das Auffälligste an ihr ist eine bläulich schimmernde, tellergroße Linse aus Glas. Durch sie treten Laserstrahlen aus, wenn es ernst wird.

Lammers ist Chef des Hannoveraner Start-ups Inleap Photonics. Der 33-Jährige trägt eine dunkle Sportjacke, Jeans und Wanderschuhe. Er möchte mit seinem Team vorführen, wie sich unbemannte Flugobjekte abschießen lassen.

Die fliegen mittlerweile auch dort, wo sie nicht sein dürften: Seit dem Beginn der russischen Vollinvasion in die Ukraine häufen sich hierzulande Drohnenflüge über Stützpunkten der Bundeswehr, Rüstungsunternehmen, Kraftwerken und Ministerien. Flughäfen mussten deswegen schon zeitweilig ihren Betrieb einstellen. Mehr als 1000 verdächtige Sichtungen gab es nach Angaben des Bundeskriminalamts im vergangenen Jahr.

Experten vermuten, dass die Drohnen kritische Infrastruktur ausspähen, die Bevölkerung verunsichern und testen sollen, ob und wie Sicherheitsbehörden und Anlagenbetreiber reagieren.

Marius Lammers stemmt die Fäuste in die Hüften. Er spricht schnell und zackig. »Wir haben eine Lösung, die uns in Deutschland vor solchen Gefahren schützt«, sagt der Jungunternehmer auf der Lichtung im Wald. Seine Lösung ist eine sogenannte Energiewaffe. Auf einen Kilometer treffe sie die Fläche einer Fingerspitze. Aber auch drei Kilometer weit entfernte Drohnen ließen sich bekämpfen, schätzt Lammers.

Den ersten Laser baute 1960 der US-Physiker Theodore Harold Maiman. Er nutzte dafür ein Prinzip, das Albert Einstein vorhergesagt hatte: die stimulierte Emission. Vereinfacht gesagt, werden dabei durch eine Kettenreaktion aus wenigen Lichtteilchen sehr viele. So lässt sich Licht verstärken und zur Waffe machen: Laser können unter anderem verschiedene Materialien erhitzen und auch in Brand setzen. Israels Militär habe im Gazakrieg mit dem Laserabwehrsystem Iron Beam »zahlreiche« feindliche Attacken abgewehrt, erklärte 2025 die Herstellerfirma Rafael.

Auf der Lichtung geht der Physiker Morten Steinecke zu einem Aluminiumcontainer von der Größe eines SUV. Der diente früher der Bundeswehr als Funkerkabine. Inleap kaufte sie aus Restbeständen und machte daraus eine Art Bedienzentrale. Nun befinden sich darin sechs Bildschirme und ein weißes Schaltpult mit Knöpfen.

Steinecke setzt sich auf einen blauen Ledersessel und zückt seinen Schlüsselbund, um den Laser zu starten. Die Maschine arbeitet selbstständig, gesteuert von einer KI-gestützten Software, erläutert er.

An möglichen Einsatzorten sollen Radares und andere externe Sensoren die Lasereinheit alarmieren, wenn sich eine feindliche Drohne nähert. Dann richtet sich der Laser auf das Ziel aus. Eine Kamera schickt Videobilder zur Steuerzentrale. Nun springt ein separater Laser an, der die Drohne beleuchtet, um den Kontrast zwischen ihr und dem Hintergrund zu verstärken.

Anschließend identifiziert die KI-Software des Lasers die Drohne und sorgt dafür, dass deren Bewegung von der Kamera verfolgt wird. Der letzte Schritt jedoch ist nicht automatisiert: »Bevor der Laser eine Drohne vom Himmel holt, muss immer ein Mensch den Befehl erteilen«, sagt Steinecke.

Während das Team auf der Lichtung letzte Vorbereitungen trifft, erzählt Firmengründer Marius Lammers, wie er aus der Wissenschaft zur Waffentechnik gekommen ist. Er studierte Maschinenbau und arbeitete als

Gruppenleiter am Laser Zentrum Hannover, einem wirtschaftsnahen Forschungsinstitut. Dort untersuchte er für seine Doktorarbeit, wie sich durch die Hitze eines Lasers verschiedene Metall- und Glaswerkstoffe verschmelzen lassen.

Mit seinem Wissen wollte der Ingenieur eine Technik entwickeln, die unter anderem im industriellen 3D-Druck einsetzbar ist. Dafür tat er sich mit dem Laserexperten Felix Wellman zusammen. Die beiden erhielten eine Förderung des Bundeswirtschaftsministeriums, 2023 riefen sie ihr Start-up ins Leben.

Einen Schlüsselmoment erlebte Lammers im März 2025. Auf einer Veranstaltung der Unternehmerverbände Niedersachsen überraschte ihn ein späterer Investor mit der Frage, ob die Inleap-Lasertechnik auch als Verteidigung gegen Drohnen taugte. »Technisch hielt ich das sofort für machbar«, erzählt Lammers.

Hemmungen habe er nicht gehabt, sagt der Vater von drei Kindern. »Was wir bauen, dient zur Abwehr, nicht zum Angriff.« Er habe sich damals nur gefragt, ob der Markt nicht längst von Konzernen wie Lockheed Martin, Rheinmetall und den israelischen Iron-Beam-Entwicklern Rafael und Elbit Systems besetzt war.

Seine Recherchen haben ergeben, dass es möglicherweise doch eine Marktlücke gibt. Denn bei den bekannten Geräten handelt es sich um vergleichsweise starke

**Firmenchef Lammers mit Laser, Warnschild:** Aus der Wissenschaft zur Waffentechnik



Waffen, vor allem für den militärischen Einsatz. Iron Beam hat nach Herstellerangaben eine Leistung von 100 Kilowatt. Mit so viel Leistung bestrahlt die Sonne grob geschätzt 100 Quadratmeter bei idealen Bedingungen. Die israelische Armee soll damit sogar Marschflugkörper und Raketen abschießen können. Lockheed Martin entwickelt eine Laserwaffe mit 500 Kilowatt.

Die Hannoveraner setzen auf eine viel geringere Dosis, höchstens zehn Kilowatt. Damit soll ihr Gerät hauptsächlich Klein- und Kleinstdrohnen abschießen können – unbemannte Flugobjekte, die wenige Kilogramm oder nur einige Hundert Gramm wiegen. Auch die können an Flughäfen gefährlich werden, wenn sie mit einem Jet kollidieren, warnt der deutsche Pilotenverband Cockpit.

Wie die Abwehr mit einem Laser gelingt, zeigt das Inleap-Team auf der Lichtung. Eine Kleinstdrohne mit vier Propellerarmen, um die 200 Gramm schwer, simuliert ein feindliches Flugobjekt. Sirrend hebt sie ab und fliegt über eine einspurige Gerade, die von der Lichtung in den Wald führt. Schließlich verharret sie etwa 200 Meter entfernt in der Luft, für Menschen nur noch erkennbar als Punkt.

In der Bedienzentrale ist das Fluggerät auf den Bildschirmen klar als weißes Objekt zu sehen – und wird nun von der KI-Software als Drohne identifiziert. Physiker Steinicke greift zu seinem Funkgerät, informiert seine Kollegen: »Der Laser ist jetzt scharf.«

Er drückt auf einen Knopf. Nun geht es sehr schnell. Die Bildschirme in der Kabine zeigen, was der für das menschliche Auge unsichtbare Laserstrahl bewirkt: Die Drohne taumelt, dann stürzt sie zu Boden. Es dauert kaum zwei Sekunden.

Eine andere zuvor gestartete Drohne filmt den Abschuss aus der Nähe. Das Video zeigt später, wie nach dem Treffer an der Kleinstdrohne erst Rauch und dann eine Flamme entstehen.

Marius Lammers begutachtet die abgeschossene Drohne. Der Laserstrahl hat den linken vorderen Arm des Fluggeräts aufgerissen und Kabel darin verschmort. »Die Arme sind Schwachpunkte, weil darin Leitungen zu den Propellern verlaufen«, erläutert der Ingenieur. Auch mit Schüssen auf andere Teile der Elektronik oder auf Sensoren und Batterien ließen sich Drohnen zum Absturz bringen.

Die Software könne verschiedene Drohnentypen erkennen und entscheide, wo der Laser eine Drohne durchbohren solle, sagt er und führt zu einem Rollwagen. Darauf liegen acht weitere Drohnen mit kaputten Armen und zerschossenen Rotoren, die der Laser bei früheren Tests getroffen haben soll. Sie alle sind Leichtgewichte.

Lammers ist allerdings überzeugt, dass der Laser auch erheblich schwerere Flugob-

## Kampfzone Himmel

Einsatzbereiche von Luftverteidigungssystemen



jekte abschießen könnte, »bis hin zu Geran-2-Drohnen«. Diese gut drei Meter langen Kamikazedrohnen setzt Russland gegen die Ukraine ein. Stationäre Schusstests an Geran-Bauteilen aus der Ukraine hätten ergeben, dass der Laser sie beschädigen könne, sagt der Firmenchef. Tests mit solchen Drohnen in der Luft sind allerdings noch undenkbar, weil es dafür keine Freigabe von der Flugsicherung geben würde.

Laser haben gegenüber einer herkömmlichen Flugabwehr mehrere Vorteile. Sie feuern mit Lichtgeschwindigkeit, brauchen keine Munition. Solange sie mit Strom versorgt werden, sollen sie schnell viele Angriffe hintereinander abwehren können. Nach Lammers' Angaben kann sein Laser dank einer Batterie mehrere Stunden ohne Anschluss arbeiten.

Es gibt aber auch Nachteile. Bei Regen und Nebel funktionieren Strahlenwaffen wo-

**»Bevor der Laser eine Drohne vom Himmel holt, muss immer ein Mensch den Befehl erteilen.«**

Morten Steinicke, Physiker

möglich weniger effektiv. Laser sind zudem prinzipiell gefährlich für die Augen und die Haut, abhängig unter anderem von der Leistung, der Wellenlänge und davon, ob der Strahl oder Reflexionen ins Auge und auf die Haut gelangen können.

Letzteres will Lammers möglichst ausschließen. Die Firma wirbt damit, dass ihr Laser eine »augensichere« Lösung gegen Drohnen sei. Wie genau, erklärt Lammers nicht – Betriebsgeheimnis.

Nur so viel: Durch einige Vorsichtsmaßnahmen sollen die Risiken gering bleiben. Der Laser schalte schon ab, wenn sich ein Vogel der Schussbahn nähert. Wenn die Maschine an Flughäfen eingesetzt würde, könnten Kameras, Bodenradare und weitere Sensoren überwachen, ob sich Menschen in einer Zone aufhalten, die womöglich reflektierte Laserstrahlung abbekommt.

Im »Verteidigungsbereich«, wie Lammers sagt, habe er bereits mehrere Kunden. Wer dazugehört, möchte er nicht preisgeben. Öffentlich bekannt ist, dass Inleap Photonics mit Stark Defence kooperiert. Die Berliner Rüstungsfirma gehört zu den drei Unternehmen, die von der Bundeswehr mit der Lieferung von Kamikazedrohnen, auch »Loitering Munition« genannt, beauftragt worden sind.

Stark Defence hat außerdem eine Wasserdrohne namens »Vanta« entwickelt. Dieses unbemannte Motorboot könnte der Firma zufolge bei der militärischen Aufklärung helfen, beispielsweise verdächtiges Verhalten von Schiffen der russischen Geisterflotte in der Ostsee registrieren. Ausgestattet mit Strahlenwaffen von Inleap, sollen Vanta-Drohnen bald auch zur Drohnenabwehr in Häfen dienen.

Womöglich schützt der Laser künftig deutsche Soldatinnen und Soldaten. Im neuen Projekt »Laserdome« testet eine Einheit der Bundeswehr, ob der Laser unter realen Bedingungen Drohnenschwärme abwehren kann.

Im Mittelpunkt stehe die KI-gestützte Verfolgung von Drohnen und »ultraschnelle Lasersteuerung, um auch sehr bewegliche Kleinstdrohnen präzise bestrahlen zu können«, sagt Sven Weizenegger, Leiter des Cyber Innovation Hub der Bundeswehr, das die Truppe mit Start-ups zusammenbringt.

Einige Geldgeber glauben offenbar daran, dass die Drohnenabwehr der Hannoveraner gefragt sein wird. Sieben Investoren hat das Start-up nach eigenen Angaben gewonnen. Darunter ist der Hightech Gründerfonds (HTGF), der vom Bundeswirtschaftsministerium und 45 deutschen Unternehmen unterstützt wird. HTGF-Investmentmanager Koen Geurts sagt, Inleap Photonics bediene einen »äußerst relevanten Zukunftsmarkt«.

Marc Hasse



# Irgendwie gesund

**Health** Eine »antiinflammatorische Ernährung« soll allerhand bekämpfen, heißt es. Aber was ist das überhaupt, und wo im Körper soll was entzündet sein?

Haben Sie manchmal Kopfschmerzen? Schlafen Sie schlecht? Trockene Haut, Blähungen, diese fünf Kilogramm zu viel, die einfach nicht mehr verschwinden wollen? Oder leiden Sie unter genereller Schläppheit, dem Gefühl, dass die Energie nicht mehr reicht für die Anforderungen des Alltags? Wer jetzt mindestens einmal genickt hat, könnte – so sagt es Dr. Internet – unter stillen Entzündungen leiden. Auf TikTok und Instagram verbreiten diese sich seit einigen Jahren wie ein Schwelbrand.

Manche medizinischen Experten und andere, die sich dafür halten, glauben, die Wurzel allen Übels in unsichtbaren Entzündungsprozessen im Körper erkannt zu haben und in der Ernährungsumstellung die ultimative Lösung dafür. Wer für ihre zahlreichen Tipps

bezahlt, erhält exklusive Newsletter, Bücher, Workshops, eine ausführliche Stuhlanalyse oder ein weitreichendes Blutbild für ein paar Hundert Euro. Für individuelle Beratung sind die Preise nach oben offen.

Unklar bleibt meist nicht nur, was entzündet sein soll, sondern auch, welche Nahrungsmittel entzündungshemmend und welche entzündungsfördernd wirken sollen. Unterstützt von der lokalen Heilpraktikerin und inspiriert von der Influencerin des Vertrauens lassen viele Menschen trotzdem einfach mal zahlreiche Lebensmittel weg.

Nach mehreren Wochen Recherche auf Social-Media-Accounts von Ernährungsberatern, Fitnesscoaches, Heilpraktikerinnen, Betroffenen und Gesprächen mit Menschen, die sich antientzündlich ernähren (oder glau-

ben, das zu tun), lässt sich zusammenfassen: Fast immer auf der Nein-Liste stehen rotes Fleisch und Fertiggerichte, Alkohol, Zucker, Salz und Koffein, meist auch Gluten, Getreide oder mindestens Weizen, Laktose und Fruktose, also Fruchtzucker. Manche Accounts warnen auch vor Nachtschattengewächsen wie Tomaten, vor sauren Obstsorten, Kernölen, Zwiebeln und Schokolade. Dann aber spült der Algorithmus wieder ein Rezept des Accounts »Anti Inflammatory Diet« in die Timeline: Sirloin-Steak mit Shrimps in Parmesansoße.

Ähnlich unübersichtlich sieht es bei den Empfehlungen aus. Viel Gemüse, viele Ballaststoffe, viele pflanzliche Proteine, das ist Konsens. Kurkuma in großen Mengen scheint ein Allheilmittel zu sein. Auch zu

**Apfelessende Frau:** Plötzlich ertappt man sich dabei, Kurkumakapseln bestellen zu wollen



Nüssen, fermentierten Lebensmitteln, Kräutern und Gewürzen raten die meisten.

Kommen wir zu Milchprodukten: Manchmal heißt es Ja, manchmal Nein, manchmal nur aus Ziegenmilch oder ausschließlich griechischen Joghurt. Bei den Fetten wird es endgültig verwirrend: Ausschließlich pflanzlich, sagen die einen. Vor entzündungsfördernden Kernölen warnen die anderen.

Wer sich antiinflammatorisch ernähren will und soziale Netzwerke nutzt, stürzt so schnell in einen Kaninchenbau: Plötzlich ertappt man sich dabei, Kurkumakapseln bestellen zu wollen und über Seed Cycling nachzudenken. Damit ist die zyklusgerechte Aufnahme von Samen und Kernen gemeint, demnach sollten Frauen in der Follikelphase täglich Leinsamen und Kürbiskerne zu sich nehmen, in der lutealen Phase aber unbedingt auf Sesam und Sonnenblumenkerne wechseln. Die Erklärung? Irgendwas mit Omega-irgendwas-Dings.

Aber waren Kerne nicht gefährlich? Oder galt das nur für Öle? Und was haben die Menstruation, Verdauungsprobleme und Kopfschmerzen mit Entzündungen zu tun? Und die wiederum mit dem Essen?

Bevor die Verwirrung überhandnimmt, ein Anruf bei Nora Bartholomä. Sie ist Fachärztin für Innere Medizin, Rheumatologin und Ernährungsmedizinerin am Universitätsklinikum Freiburg und enttäuscht mit der Information, dass es keine einheitliche wissenschaftliche Definition von antiinflammatorischer oder antientzündlicher Ernährung gibt. »Diese Begriffe werden vor allem im Marketingkontext verwendet«, sagt sie.

Ebenfalls schwer zu beantworten ist die Frage, welche Lebensmittel wie auf Entzündungen im Körper Einfluss nehmen und was da überhaupt entzündet ist.

**Aber der Reihe nach:** Im Körper kann vom Nagelbett über die Blase bis zu den Haarwurzeln fast alles entzündet sein. Jede Medizinstudentin lernt die fünf Zeichen, an denen man das erkennt: rubor, calor, tumor, dolor, functio laesa. Also Rötung, Erwärmung, Schwellung, Schmerz und eingeschränkte Funktion, all das passiert, weil das Immunsystem des Körpers in Aktion tritt.

Doch akute Infekte und Verletzungen sind in der Regel nicht das Problem, wenn jemand beginnt, vermeintlich entzündliche Nahrungsmittel zu meiden. Stattdessen fürchtet er (häufiger sie) stille Entzündungen, die Medizin nennt sie chronisch-metabolische oder niedriggradige Entzündung.

»Darunter stellt man sich unbemerkte, niederschwellige und schleichende Entzündungen vor, die mit der Zeit zum Beispiel die Blutgefäße schädigen können«, sagt Bartholomä. Dahinter steckten möglicherweise entzündungsfördernde Botenstoffe und Immunzellen, die im Körper aktiv sind, obwohl es keine akute Erkrankung zu bekämpfen



Ärztin Bartholomä:

»Die Studienlage ist begrenzt«

gibt. Das könne über einen längeren Zeitraum Schaden anrichten und zu einer chronischen Autoimmunerkrankung führen.

Die Ärztin formuliert absichtlich mit »kann« und »möglicherweise«. Dass es diese stillen Entzündungen gibt, ist zwar belegt, und jede medizinische Fachrichtung kennt Krankheiten, die damit einhergehen: Rheuma, Arthritis, Hashimoto, Morbus Crohn, Rosacea, Schuppenflechte und Diabetes zum Beispiel. Allerdings ist wissenschaftlich nicht abschließend geklärt: Lösen die Entzündungen die Symptome aus, oder sind sie selbst ein Teil der Krankheit? Dazu kommt, dass ein herkömmliches Blutbild solch niedriggradigen Entzündungsprozesse in der Regel nicht anzeigt.

Diese Undurchsichtigkeit macht die stillen Entzündungen zu einer perfekten Erzählung für Social Media. Lange bevor ein Facharzt eine chronische Erkrankung diagnostiziert und behandelt, kann man sich bei recht harmlosen Alltagsbeschwerden Gedanken machen, ob es im eigenen Körper längst an allen Ecken und Enden brennt.

Wer nach einem Teller voller Merguez-Würsten mit Tomatenragout den Jeansknopf aufmachen muss, kann sich fragen: Entzünden Nachtschattengewächse und rotes Fleisch meine Darmflora? Nach dem Osterbrunch einen neuen Pickel am Kinn: vielleicht zu viel Hefezopf aus Weißmehl und Zucker gegessen? Und ist die Trockenheit der Haut womöglich das Zeichen einer beginnenden Schuppenflechte? Besser mal die Kuhmilch weglassen. Oder den Kaffee?

Oder lieber sofort alle antiinflammatorischen Accounts stumm stellen und sich was Frittiertes mit Käse liefern lassen, wenn doch eh so unklar ist, was mit was zusammen-

hängt? Auch falsch. »Besonders in der Prävention, also in der Vorbeugung von vielen Erkrankungen, hat die Ernährung einen großen Stellenwert«, sagt Bartholomä. »Und bei einer chronisch-entzündlichen Erkrankung kann die Ernährung zu einer Minderung der Symptome beitragen.«

Sieht man von individuellen Allergien oder Unverträglichkeiten ab, ergebe es allerdings keinen Sinn, einzelne Nahrungsmittel pauschal zu verteufeln. Denn eines dürfe man bei allen Ernährungstipps nie vergessen: »Die Studienlage ist begrenzt, was die Verallgemeinerbarkeit wissenschaftlicher Schlussfolgerungen einschränkt.«

Das gilt sogar für Kurkuma und Omega-3-Fettsäuren, zwei Lieblingszutaten aller antientzündlichen Rezeptaccounts, obwohl es zu ihnen zahlreiche, durchaus gut gemachte Studien gibt. Hinter der Kernöldebatte stecke die Erkenntnis, erklärt Bartholomä, dass Omega-3-Fettsäuren »wahrscheinlich antientzündlich günstig« sind, wohingegen man von Omega-6-Fettsäuren nicht zu große Mengen aufnehmen soll. Letztere sind vor allem in tierischen Fetten enthalten, aber auch in Sonnenblumenkern-, Distel- und Sojaöl. Oliven-, Raps- und Leinöl hingegen beinhalten mehr Omega-3-Fettsäuren.

Es ist der Expertin zufolge aber Unsinn, deswegen kein Salatdressing mehr aus Sonnenblumenkernöl zu mixen. Zu Fetten muss man sich ihrer Meinung nach nur merken: besser flüssig als fest, besser pflanzlich als tierisch. Im besten Fall habe man dann noch mehr als eine Sorte im Schrank und wechsle ein bisschen ab.

Auch wenn es auf die positive Wirkung von Kurkuma auf Gelenkschmerzen solide Hinweise gibt, sollte man besser niemanden dazu bewegen, sich täglich mehrere Kapseln davon einzuwerfen. »Davon können Sie sich ins Leberversagen manövrieren«, Bartholomä.

Es ist grundsätzlich teuer und aufwendig, die Ernährung zu erforschen – und schwierig: Wer findet schon eine große Gruppe von Menschen mit vergleichbaren Symptomen, die, sagen wir, zwei Jahre lang auf Zucker und Fast Food verzichtet, um sie mit einer anderen großen Gruppe von ähnlichen Menschen zu vergleichen, die in den zwei Jahren weiter Zucker und Fast Food konsumiert?

Stattdessen arbeiten Forscherinnen und Forscher meist mit Korrelationsstudien. Sie schauen zum Beispiel, wie oft Menschen krank werden, die viel Fast Food und Zucker essen. Wenn sie nun feststellen sollten, dass diese Menschen relativ oft krank sind, muss es aber nicht am Essen liegen. Vielleicht machen sie auch weniger Sport und rauchen mehr als Menschen, die kaum Fast Food und kaum Zucker essen. Und manchmal ist die vermeintlich segensreiche Wirkung eines Nahrungsmittels auch nur an Labormäusen erforscht.



Statt einzelner Nahrungsmittel sollten daher sogenannte Ernährungsmuster betrachtet werden. Viele Experten empfehlen die Mittelmeerdiet. Die beinhaltet: viel frisches Gemüse, viele Hülsenfrüchte und Nüsse. Fleisch, Milchprodukte, Fisch und Obst in Maßen und lieber pflanzliche als tierische Fette. Auf Zucker, Alkohol, Koffein und stark verarbeitete Lebensmittel wie Wurst sollte man so weit wie möglich verzichten und statt viel Salz lieber Kräuter und Gewürze verwenden.

Also genau das, was seit Jahrzehnten als gute Ernährung gilt, übrigens ein Begriff, der genauso wenig klar definiert ist wie antiinflammatorisch. Blickt man großzügig über manche Kurkumakapsel-Seed-Cycling-Auswüchse hinweg, haben auch die meisten Tipps, die derzeit unter »antientzündliche Ernährung« durchs Internet flackern, diesen kleinsten gemeinsamen Gesundheitsnenner.

Und so vage die Wissenschaft bezüglich der antiinflammatorischen Ernährung bislang ist, so begeistert berichten Anwenderinnen von ihren Erfahrungen. »Das ist vollkommen glaubwürdig und plausibel«, urteilt Nora Bartholomä. Es habe aber nicht zwingend etwas damit zu tun, dass vorher im Körper etwas unbemerkt entzündet war.

Wer sich mit Menschen unterhält, die sich antientzündlich ernähren, hört den einen oder anderen fragwürdigen Satz. Vor allem aber erzählen sie davon, wie sie sich die ständigen Schokoriegel im Büro abgewöhnt haben und stattdessen morgens eine Birne zum Mitnehmen schnippeln. Sie bestellen sich abends um 21 Uhr keine Pizza mehr, weil sie schon um 19 Uhr ein Brokkoli-Curry gekocht haben, und Alkohol trinken sie nur noch am Wochenende. Natürlich schlafen sie nun besser, natürlich schmerzen Kopf und Bauch weniger.

Vielleicht ist es daher egal, ob der aktuell angebotene Ernährungsgott antiinflammatorische Küche verlangt oder ayurvedische, ob man low carb essen oder auf die Säuren-Basen-Balance achten soll.

Zieht man Social-Media-Hype und Mythen ab, landet man immer wieder bei gesunder Ernährung, und die ist – Überraschung! – gesund. Ihre positiven Effekte entfaltet sie aber vor allem auf lange Sicht, sie beugt Krankheiten vor und kann die Symptome chronischer Krankheiten mildern. Mehr vermag Essen nicht. Aber das ist nicht wenig.

Barbara Vorsamer

S

DER SPIEGEL

HEALTH



Dieser Beitrag ist aus dem SPIEGEL Extra »Gesund leben, sich gut fühlen« – immer donnerstags  
[spiegel.de/extra](http://spiegel.de/extra)

# EIN BUCH, DAS ANTWORTEN AUF DIE GROSSEN FRAGEN DES LEBENS GIBT



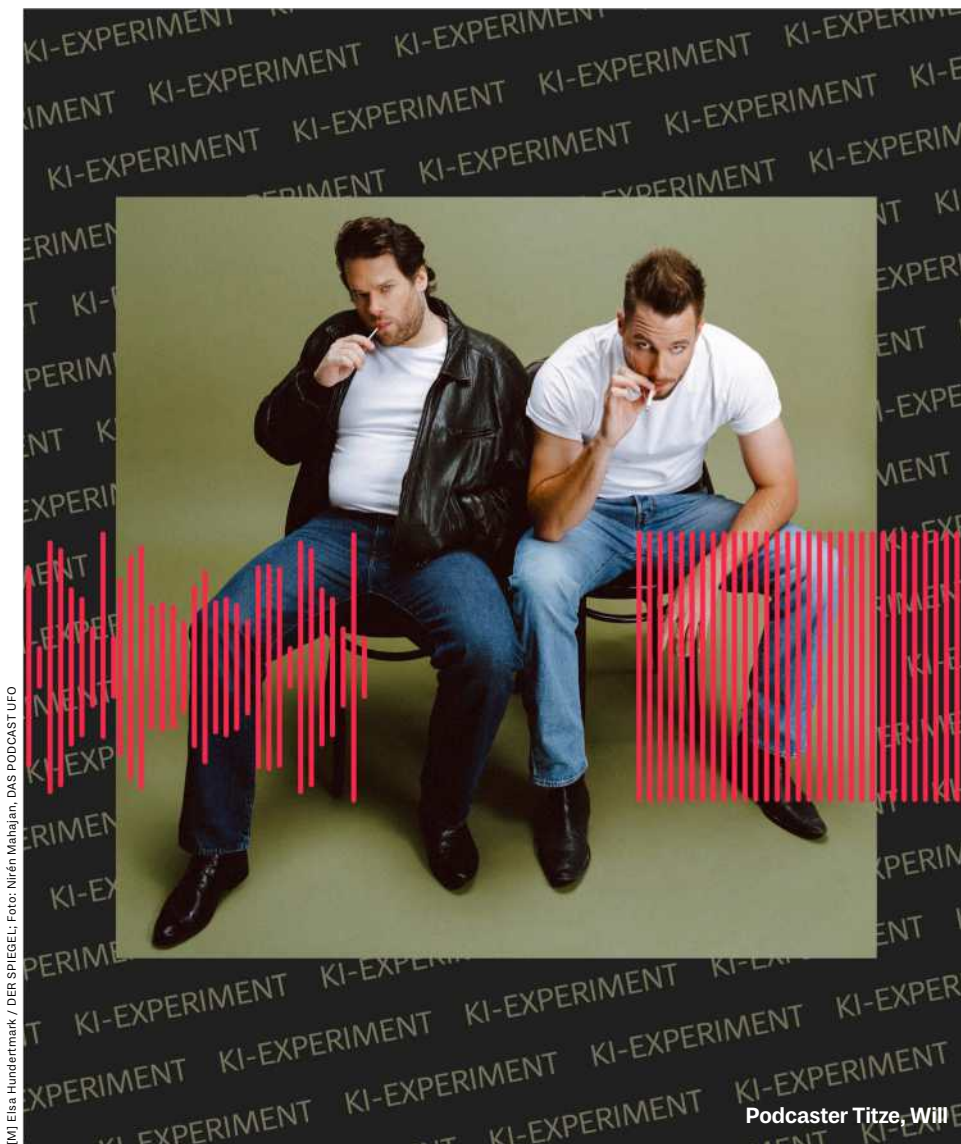
192 Seiten · Hardcover · 25,00 € · Auch als E-Book erhältlich.

Was ist gutes Benehmen? Wie führe ich eine Gehaltsverhandlung?  
 Was hilft bei Krisen? Wie fange ich ein Gespräch an?  
 Dieses Buch gibt Antworten: mit Listen zu allen wichtigen Lebensthemen von Kochen bis Kunst, Philosophie bis Physik. Inspirierend, kontrovers, unvollständig, überraschend, subjektiv und gut gelaunt.

Ein Wegbegleiter und ein Geschenk für alle Lebenslagen.  
 Wunderschön illustriert von Imke Praetz

**DVA**  
[www.dva.de](http://www.dva.de)

**SPIEGEL**  
 Buchverlag



[M] Elsa Hundermark / DER SPIEGEL; Foto: Nirén Mahajan, DAS PODCAST UFO

## Selten so wenig gelacht

**Humor** Künstliche Intelligenz ist Menschen in vielem überlegen – aber kann sie auch lustig sein? Ein Experiment der Universität Tübingen ging gründlich schief.

Als Mitte März Folge 506 vom »Podcast Ufo« veröffentlicht wird, merken viele Fans sofort, dass etwas nicht stimmt. Auf der Diskussionsplattform Reddit fallen die Wörter »gruselig« und »Fiebertraum«. Jemand schreibt: »Ich habe noch nie eine Podcastfolge derartig gehasst.«

Seit zwölf Jahren moderieren der Drehbuchautor Stefan Titze und der Schauspieler Florentin Will das »Podcast Ufo«, einen der ältesten und erfolgreichsten Comedy-podcasts Deutschlands. Rund 90.000 Menschen hören Titze und Will jede Woche

zu, wie sie aus Banalem absurden Humor destillieren.

Folge 506 ist ein wilder Themenmix. Es geht um die Gleichgültigkeit, mit der Neue-Deutsche-Welle-Songs getextet wurden, die Frage, ob Zwei-Euro-Stücke in einen Wunschbrunnen gehören oder welche Reisesnacks akzeptabel sind und welche nicht: Haribo Colorado gegen hart gekochte Eier. Es ist unverkennbar das »Podcast Ufo«, aber irgendwie befremdlich.

Mehrere Hörer teilen auf Reddit die Vermutung, Titze und Will hätten zwei Imita-

toren engagiert. Die Stimmen der beiden klingen hölzerner als sonst. Es fehlt die Leichtigkeit, mit der sie Themen verknüpfen und einen roten Faden einweben, wenn man glaubt, ihn längst verloren zu haben.

Am Tag nach der Veröffentlichung lösen die Macher auf: Die Folge sei Teil eines Experiments der Universität Tübingen und mit künstlicher Intelligenz erstellt worden. Sie trägt jetzt nicht mehr die Nummer 506, sondern heißt »Ufo Experiment (KI-generiert)«.

KI kann hollywoodreife Filmszenen erstellen oder Songs komponieren. Sie kann Drohnen steuern oder Gefühle ausdrücken, Kriege oder romantische Beziehungen führen. Mit Humor jedoch, das zeigt das Experiment mit dem »Podcast Ufo«, hat KI Probleme.

Warum tut sich die Technologie, von der manche glauben, dass sie uns irgendwann töten wird, so schwer damit, uns zum Lachen zu bringen?

Improvisationskünstler wie Titze und Will arbeiten mit einer Technik, bei der sie dem ersten Gedanken in einem Gespräch immer weiter folgen. Sie lassen sich auf eine Prämisse ein und argumentieren nie dagegen. Statt mit »Ja, aber« antworten sie häufig mit »Ja, und«. Gemeinsam können sie so aus dem Nichts eine Szene erschaffen.

Sprachmodelle wie ChatGPT operieren nach einem ähnlichen Prinzip. Sie antworten selten mit Nein, schweifen aus, stellen Fragen, um die Konversation am Laufen zu halten. Sie greifen auf großes Wissen zurück und sind in der Lage, Inhalte zu erfinden. Eigentlich beste Voraussetzungen fürs Improvisieren in sogenannten Laberpodcasts wie dem »Podcast Ufo«. Und doch mussten die Wissenschaftlerinnen an der Universität Tübingen viel Eigenleistung in die KI-Folge stecken.

»Das Ganze war deutlich schwieriger, als wir uns das vorgestellt hatten«, sagt Projektleiterin Anna Köhler, die am Tübinger RHET AI Center im Bereich Rhetorik promoviert. »Wir hatten unterschätzt, wie viel Input von uns kommen muss.«

Zu Beginn des Projekts sei das Ziel gewesen, eine einstündige Folge vollständig generieren zu lassen, sagt Köhler, das Skript von ChatGPT, die Stimmen von der KI-Software ElevenLabs. Die Forscherin musste sich jedoch mit 25 Minuten zufriedengeben, die sie mit ihrem Team mühsam über Monate aus einzelnen Teilen zusammenbastelte. Normalerweise entsteht das »Podcast Ufo« laut seinen Machern nur im Moment, ohne Vorbereitung.

Das KI-Experiment, sagt Moderator Titze, sei die vermutlich aufwendigste »Podcast Ufo«-Folge aller Zeiten gewesen.

Ein Grund dafür sind die Daten, mit denen Large Language Models (LLMs) wie ChatGPT trainiert werden. »Große Sprachmodelle basieren überwiegend auf Schrift-



sprache, nicht auf gesprochener Sprache«, sagt Köhler. Aber nicht jeder Scherz funktioniert, wenn er aufgeschrieben wird. Das Timing einer Pointe, die Ironie im Unterton, sie sind für Komik essenziell. Und für LLMs schwer zugänglich.

Um dem entgegenzuwirken, trainierten die Forscher die KI mit alten »Podcast Ufo«-Folgen und suchten in den Aussagen der Moderatoren nach Mustern. Will neigt demnach dazu, Themen auf eine grundsätzliche Ebene zu ziehen und rhetorische Fragen zu stellen. Seine Sätze sind länger als die von Titze. Der wiederum erzählt ausschweifende Anekdoten mit vielen szenischen Beschreibungen. Will unterbricht häufiger, Titze lacht öfter.

Das Training half jedoch nur begrenzt. Köhler hat das Podcastskript gemeinsam mit einer Kollegin mehrfach überarbeitet, um am Ende nicht mit einer gänzlich unsendbaren Folge dazustehen. »Neue Themen einzubringen und weiterzuentwickeln wie die beiden Moderatoren – das hat ChatGPT nicht hinbekommen«, sagt sie. Die Forscherinnen mussten viel aussortieren, etwa diesen Einstieg.

**Will:** Herzlich willkommen zu »Das Podcast Ufo«. Schön, dass ihr wieder dabei seid. Stefan, wie geht's dir?

**Titze:** Ich hab gestern ein Brot in der Dusche gefunden.

**Will:** Moment, in deiner Dusche?

**Titze:** Ja, aber es war eingeschweift.

Man kann das lustig finden. Jedoch lacht man eher nicht mit der KI. Man lacht über sie.

Das Projekt der Tübinger Forscherinnen offenbart nicht nur die Grenzen der KI, sondern auch die Vielschichtigkeit von Humor. »Für uns war es faszinierend zu sehen, wie komplex Humor ist, wie viele Faktoren da reinspielen und wie wenig KI diese erkennen und reproduzieren kann«, sagt Köhler.

Humor begleitet Menschen ein Leben lang. Trotzdem ist er schwer zu definieren. Platon und Thomas Hobbes sahen im Lachen einen Ausdruck von Überlegenheit und Schadenfreude. Für Sigmund Freud war Erleichterung der Kern aller Komik. Eine Theorie, die alle Humorfacetten in sich vereint, fehlt bis heute.

Christian F. Hempelmann, früher Klassenclown, wie er selbst sagt, und inzwischen Professor für Computational Linguistics an der East Texas A & M University, erforscht Humor seit fast 30 Jahren. Er könne Witze zwar nicht so gut erzählen, sagt er, aber erklären, wie sie funktionieren.

Weitverbreitet in der Humorforschung ist das Konzept der Inkongruenz. Es beschreibt einen der wichtigsten Humormechanismen: den Bruch mit dem Erwarteten. »Wenn ich etwas erzähle, gleicht mein Gegenüber das mit seinem Wissen und seinen Erfahrungen

## »Bei allen Emotionen, zu denen wir die KI angeregt haben, klang die Folge am Ende seelenlos.«

Anna Köhler, Projektleiterin

ab und entwickelt eine Erwartung an den Ausgang der Geschichte«, sagt Hempelmann. »Ein gängiger Weg, um Humor entstehen zu lassen, ist, mit genau dieser Erwartung zu spielen.«

Viele einfache Witze funktionieren nach diesem Prinzip. Es gibt eine Prämisse: »Treffen sich zwei Jäger im Wald«, und eine Pointe: »Beide tot.« Die Prämisse wird durch die Pointe überraschend in ein anderes Licht gerückt, sodass Komik entstehen kann.

Humor bewege sich immer auf der Bedeutungsebene, sagt Hempelmann. Um ihn zu begreifen, müsse man verstehen, was mit dem Gesagten in einem bestimmten Zusammenhang gemeint sei. Wer nicht weiß, dass Jäger schießen, versteht die Pointe nicht. Darin liegt die Schwäche der KI. Köhler attestiert ihr fehlendes »Weltwissen«.

Sprachmodelle berechnen anhand einer Unmenge von Daten, welche Wörter aufeinanderfolgen sollen, um einen sinnvollen Satz zu bilden. Sprache werde zu Zahlen, die Zahlen mithilfe von Wahrscheinlichkeitsrechnung würden zu einem Sprachmodell, das wiederum eine »Sprachwurst« erzeugen könne, sagt Hempelmann. Damit könne man E-Mails schreiben, Dokumente zusammenfassen, PowerPoint-Präsentationen erstellen. »Nur lustig sein wird schwierig.«

### Mitglieder des Forscherteams:

Selbst einfache Witze sind fragile Gebilde



DAS PODCAST UFO

2025 veränderten Forscher in Experimenten mit ChatGPT bei einem Witz ein Wort. Aus »Ich war mal Comedian, aber dann wurde mein Leben ein Witz« machten sie: »Ich war mal Comedian, aber dann wurde mein Leben chaotisch«. Beides hielt das Sprachmodell für ein Wortspiel.

Humor folgt zwar Mustern, doch selbst einfache Witze sind fragile Gebilde. Zwei Jäger könnten sich im Wald auch »begegnen« oder »über den Weg laufen«, dass beide danach tot sind, ist dann aber nicht mehr lustig.

Das Ergebnis ihres »Ufo Experiments« beschreibt Forscherin Köhler so: »Bei allen Emotionen, zu denen wir die KI angeregt haben, klang die Folge am Ende seelenlos. Man hat gemerkt: Da fehlte die Intention.« Podcaster Will vergleicht den Auftritt der KI mit »Aliens, die so tun, als wären sie Stefan und Florentin, aber gar nicht verstehen, warum sie sagen, was sie sagen«.

Dass KI bei Humor an Grenzen stößt, wirft grundlegende Fragen auf: Wie intelligent ist KI wirklich? Und sind Sprachmodelle doch nur Ergebnisse von Wahrscheinlichkeitsrechnungen, stochastische Papageien?

Kommunikationswissenschaftler und Humorforscher bezweifeln, dass KI menschlichen Witz so bald ersetzen kann. 2023 stellten Forscherinnen und Forscher fest, dass die damalige Version von ChatGPT im Wesentlichen immer wieder dieselben 25 Witze erzählte. Das Sprachmodell habe »eher bestimmte Witzmuster gelernt, als tatsächlich witzig zu sein«, berichteten die Autoren.

2025 verglichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer einer anderen Studie Pointen von Menschen und ChatGPT. Eine Aufgabe bestand darin, offene Sätze zu vervollständigen, etwa: »Echt jetzt, dieser Kurs ist so langweilig...« Die KI schnitt hier zwar leicht besser ab als der Mensch. Besser bedeutete aber noch nicht gut. Im Durchschnitt wurden die KI-Antworten auf einer aufsteigenden Humorskala von eins bis sieben nur mit 4,03 bewertet.

Womöglich ähnelt sich das Talent zum Witz von Mensch und Maschine in dieser Hinsicht dann doch: Vieles, was als Humor durchgeht, ist mittelmäßig, egal ob künstliche oder menschliche Intelligenz dahintersteckt. Wenn es aber gut werden muss, zeigt das Podcastexperiment, sind zumindest professionelle Comedians derzeit noch lustiger als die KI.

»Die Zukunft der Laberpodcasts ist gesichert«, konstatiert Köhler. Bis auf Weiteres bleibt lustiges Gequatsche eine zutiefst menschliche Kompetenz. Bei all den bedrohlichen Zukunftsszenarien zur KI kann das ein beruhigender Gedanke sein, vielleicht auch ein deprimierender, aber vor allem ein lustiger.

Lukas Brems



Daniel Viñé

## ◀ Der Moment

Ein Himmel wie für Götter: Wer solche Bilder von unserer Heimatgalaxie, der Milchstraße, aufnehmen will, muss wie der spanische Fotograf Daniel Viñé Garcia in die Puna reisen. Die spektakuläre Hochebene im Nordwesten Argentiniens ist voller Salzseen und Vulkane, aber fast menschenleer. Darum gibt es dort so gut wie kein künstliches Licht, das die Aussicht auf die Milchstraße mit ihren Milliarden Sternen trüben könnte. Für dieses Bild wurde Garcia beim diesjährigen Wettbewerb »Milky Way Photographer of the Year« ausgezeichnet. ME

## ARCHÄOLOGIE

# Notizen vom stillen Örtchen

Archäologen lieben den Griff ins Klo. Auf dem Grund einstiger Latrinen finden sie nicht nur organische Überreste von Kot und Essen, die über Ernährungsgewohnheiten und Krankheiten früherer Menschen Auskunft geben. Wissenschaftler legen dort auch immer wieder Alltagsobjekte frei, die mehrere Hundert Jahre alt sind und manchmal wegen eines feuchten und luftdichten Umgebungsmilieus großartig erhalten blieben.

In Paderborn entdeckte ein Grabungsteam nun im ehemaligen Abort eines Hauses ein Notizbuch, das aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammt. Das Dokument wurde bereits vollständig von Fäkal- und anderen Resten getrennt. Noch ist es nicht gelungen, die in krakeliger Schrift und wohl vor allem auf Latein verfassten Texte zu entziffern. Doch für die kommenden Monate erwarten die Experten und Expertinnen interessante Einblicke in das Leben eines Privatmenschen.

Das Büchlein aus dem Mittelalter ist bisher das einzige seiner Art und umfasst zehn Seiten, die in etwa die Größe von Spielkarten haben. Dabei handelt es sich um Holzrahmen, in die eine dünne Wachsschicht gefüllt wurde. So konnten Notizen weggeschwipst und wieder neue hineingeritzt werden; ähnlich wie bei den Zaubertafeln, mit denen Kinder heute spielen.

Zum Schutz steckte das Notizbuch in einer Ledertasche, auf der ein Lilienmotiv zu sehen ist. Die Ausstattung lässt laut Sandra Peternek, der Chefarchäologin des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe, darauf schließen, dass der ehemalige Eigentümer wohlhabend war, womöglich ein Kaufmann. Rutschte ihm das Notizbuch aus der Hose wie heutzutage manch einem das Smartphone? Oder warf er das Dokument mit Absicht in das dunkle Loch, weil es Botschaften enthielt, die niemand lesen sollte?

Das Notizbuch wird nun in destilliertem Wasser aufbewahrt, damit es nicht zerfällt, bevor die Schriftexperten alle Seiten durchblättern und das Geheimnis lösen können. Sobald das Dokument restauriert ist, wird es dank Hightechgeräten mit großer Wahrscheinlichkeit gelingen, sämtliche Texte wieder sichtbar zu machen – selbst die, die unter den obersten liegen und schon einmal weggeschwipst wurden. »So dürfte das Buch dabei helfen, das Alltagsleben der Menschen im ausgehenden Mittelalter noch besser rekonstruieren zu können«, sagt Peternek.

Aus alten Latrinen konnten immer wieder wertvolle Fundstücke geborgen werden, etwa Schmuckstücke, Heiligenfiguren und ein gläserner Dildo. Auch in Paderborn fand sich neben dem Notizbuch noch eine weitere Überraschung: rechteckig zerrissene Seidentücher, die offenbar dem Po-Abwischen dienten. GUI



## NACHGEZÄHLT

1

Ei pro Tag, mindestens fünfmal in der Woche, soll helfen, das Risiko für eine Alzheimer-Erkrankung um 27 Prozent zu senken. Wie Forschende aus den USA berichten, ist die Zubereitungsweise zweitrangig, auch versteckte Eier, etwa in Kuchen, wirkten sich offenbar positiv aus.

Quelle: »The Journal of Nutrition«

## NACHGEFORSCHT

## Leben kleine Hunde länger?

Kleine Hunde wie Dackel oder Malteser werden oft vergleichsweise alt, während die großen Irischen Wolfshunde oder Bernhardiner im Schnitt früh sterben. Sollte sich also für einen kleinen Hund entscheiden, wer möglichst lange etwas vom Haustier haben will? So einfach ist es nicht, erklärt Kirsten McMillan von der britischen Tierschutzorganisation Dogs Trust. Für die verbreitete Annahme, dass kleine Hunde generell länger leben als große, »fanden wir weniger Belege, als wir erwartet haben«, sagt McMillan. Das geht aus dem bislang größten Vergleich der Lebenserwartung von mehr als 150 Hunderassen hervor, den die Datenwissenschaftlerin im Jahr 2024 im Fachmagazin »Scientific Reports« veröffentlicht hat. Gegenwärtig erstellt sie eine ähnliche Analyse für sogenannte Designerhunde wie Labradoodle oder Schnoodle.

Eine Gesetzmäßigkeit ergibt sich allerdings eindeutig aus McMillans Auswertung, die auf Daten von knapp 600.000 Hunden aus dem Ver-



einigten Königreich beruht: Am längsten leben kleine Hunde mit langer Schnauze wie Dackel. Mittelgroße Hunde mit verkürztem Schädel hingegen haben ein hohes Risiko, jung zu sterben. Englische Bulldoggen etwa gehören zu den kurzlebigen Rassehunden in der Studie. Der Grund sind Merkmale, die Menschen niedlich finden: kurze, platte Schnauzen, runde Köpfe, Kulleraugen. Sie sind Folge der sogenannten Brachycephalie, so der Fachbegriff für die Kurzköpfigkeit. Sie führt dazu, dass die Hunde schlecht Luft bekommen und zu verschiedenen Krankheiten neigen, was insgesamt ihr Leben verkürzt. Käufer sollten entscheiden, sagt McMillan, »ob sie ihre Zeit und Liebe in einen Hund investieren möchten, für den das Risiko eines frühen Todes höher ist«. JKO



## KOMMUNIKATION

## »Ein furchtbarer Bericht 😊«

Die Psychologin Erin Courtice, 34, aus Toronto über die Effekte von Emojis im Berufsalltag

**SPIEGEL:** Frau Courtice, hat sich Ihr Umgang mit Emojis verändert, seit Sie sich als Forscherin mit ihrer Wirkung beschäftigen?

**Courtice:** Ich nutze sie bewusster. Ich achte mehr darauf, mit wem ich schreibe, in welchem Kontext und was ich eigentlich vermitteln will. Emojis können kompliziert sein. Sie sind wie eine eigene Sprache, die im Berufsalltag bislang wenig untersucht wurde.

**SPIEGEL:** Immerhin haben Sie kürzlich eine Emoji-Studie abgeschlossen. Wie sind Sie dabei vorgegangen?

**Courtice:** Wir haben 243 Personen fiktive Nachrichten gezeigt, die angeblich von einem Kollegen oder einer Kollegin stammten. Manche waren negativ, zum Beispiel: »Jemand hat schon wieder den Drucker kaputt gemacht.« Andere waren positiv: »Addison ist eine tolle Kollegin.« Oder neutral: »Alex wird sich darum kümmern.« Und jede Nachricht endete entweder mit einem positiven, einem negativen oder ohne Emoji. Den Probandinnen und Probanden wurden verschiedene Kombinationen gezeigt, anschließend wurden sie gefragt: Wie kompetent wirkt der Absender? Wirkt die Nachricht angemessen?

**SPIEGEL:** Was haben Sie herausgefunden?

**Courtice:** Die wichtigste Erkenntnis: Keine Emojis sind die sicherste Wahl. Aber positive Emojis wie ein lachendes Gesicht scheinen im Berufsalltag meistens in Ordnung zu sein.

**SPIEGEL:** Wann sind Smileys eine schlechte Idee?

**Courtice:** Ein positives Emoji in Verbindung mit einem negativen Satz wurde als unangemessen und unprofessionell angesehen. Zum Beispiel: »Du hast einen furchtbaren Bericht abgegeben«

und dahinter ein lachendes Emoji. Diese gemischten Signale sind verwirrend und können passiv-aggressiv wirken. Man sollte nicht versuchen, eine schlechte Nachricht oder Kritik mit einem positiven Emoji abzumildern.

**SPIEGEL:** Welchen Effekt hatten Emojis wie Wutsmileys?

**Courtice:** Nachrichten mit einem negativen Emoji wurden fast nie als professionell und angemessen eingestuft. Sie schnitten am schlechtesten ab.

**SPIEGEL:** Haben Emojis auf der Arbeit überhaupt etwas zu suchen?

**Courtice:** Seit der Coronapandemie sind viele Beschäftigte auf Instant-Messenger-Dienste wie Microsoft Teams oder Slack angewiesen. Emojis sind da nicht mehr wegzudenken. Die Zei-

»Die Zeichen können sogar das Arbeitsklima verbessern.«

chen können sogar Wärme und Freundlichkeit ausdrücken und so das Arbeitsklima verbessern. Bei einer freundlichen Nachricht ist gegen ein lachendes Emoji nichts einzuwenden.

**SPIEGEL:** Die Studienteilnehmer bekamen gesagt, ob die Nachrichten von einem Mann oder einer Frau stammen sollten. Wie hat sich das ausgewirkt?

**Courtice:** Das Geschlecht spielte für die Bewertung der Kompetenz keine Rolle. Das hat uns überrascht, im persönlichen Kontakt wird das Auftreten von Frauen oft anders wahrgenommen als das von Männern. Treten Frauen selbstbewusst auf, gelten sie oft als unsympathisch. Sind sie freundlich, werden sie für weniger kompetent gehalten. In digitaler Kommunikation scheint das nicht zu gelten. MLB

## KULTUR

**»Ich stehe seit 3 Jahren auf dich!!! Aber gar nichts zu bekommen, ist nicht gut!!!«**





## Affären Ein Skandal erschüttert die österreichische Medienwelt: ORF-Chef Roland Weißmann ging, weil er Sexnachrichten an eine junge Mitarbeiterin geschickt hatte. Steckt dahinter noch ein anderes Drama?

Der Sturz des wohl mächtigsten Medienmanagers Österreichs beginnt am Abend des 4. März. Eine sechsköpfige Runde versammelt sich diskret um 18 Uhr in einem Wiener Innenstadtbüro. Ein Anwalt hat im Namen seiner Mandantin die Spitze des ORF-Stiftungsrats eingeladen, das Aufsichtsgremium des öffentlich-rechtlichen Senders. Eine Tagesordnung gibt es nicht, nur ein vages Thema: Es betreffe »die Generaldirektion«. Der Stiftungsratsvorsitzende Heinz Lederer, sein Stellvertreter und ein weiteres Mitglied des Gremiums werden in einen quadratischen Besprechungsraum geführt, alle nehmen an einem Holztisch Platz. An der Wand prangt ein breiter Bildschirm.

Darauf erscheinen Chat-Screenshots und Fotos, Audiomitschnitte sind zu hören. Es soll sich um Kommunikation der ORF-Spitzenkraft Roland Weißmann mit einer Untergebenen handeln, die hier Kerstin K. heißen soll. Der heute 58-jährige Medienmanager macht der deutlich jüngeren Angestellten sexuelle Avancen. Und was für welche. Einmal schlägt er vor, seine neue Matratze gemeinsam einzuweihen. Nacktbilder verlangt er von ihr, unaufgefordert schickt er ihr mehrmals Fotos von seinem Penis.

K. lässt ihn abblitzen, sie beschwichtigt, verweist darauf, verheiratet zu sein. Laufunden ja, Freundschaft ja, aber ohne Benefits. Er beklagt die Zurückweisungen, klingt mal weinerlich, mal rüde. Sie könne »schießen gehen«, schleudert er ihr hin. Manchmal bedauert er seine Zudringlichkeit, versucht es dann trotzdem wieder. Über etwa drei Jahre, von 2020 bis 2023, zieht sich die Kommunikation, die der SPIEGEL Mitte April einsehen konnte und über die zuerst der österreichische »Falter« berichtete – und die den ORF nun in die vielleicht größte Krise seiner Geschichte stürzt.

Zu Beginn ist Weißmann noch Vize-Finanzdirektor des ORF, später steigt er zum Generaldirektor auf und ist damit alleiniger Chef des wichtigsten Medienkonzerns der Alpenrepublik. Der neue Posten bringt Prestige und Geld mit sich, Weißmann gibt jetzt Interviews auf dem Opernball und bezieht zuletzt ein Gehalt von mehr als 420.000 Euro. Nur eine Sache ändert sich nicht: Noch immer will er Sex mit seiner Untergebenen – und noch immer bleibt Kerstin K. offenbar bei ihrem harten Nein. 2023 wirft er ihr ihre andauernde Unnachgiebigkeit wortreich per SMS vor: »Ich stehe seit 3 Jahren auf dich!!! Aber gar nichts zu bekommen, ist nicht gut!!!«

All das lesen und hören Stiftungsratschef Lederer und die anderen beiden ORF-Leu-

te am Abend des 4. März. Sie staunen, sie sind fassungslos. Das Wort »Atombombe« soll fallen, erzählen zwei Teilnehmer.

Der Anwalt legt nun im Namen seiner Mandantin ein Papier vor, auf dem drei knappe, aber weitreichende Forderungen stehen: Weißmann müsse sofort abtreten, den ORF verlassen, die angefallenen Anwaltskosten übernehmen und 25.000 Euro an ein Frauenhaus spenden. Eine Verschwiegenheitsvereinbarung soll sicherstellen, dass weder Weißmann noch Kerstin K. oder die involvierten ORF-Leute über die heikle Causa mit Dritten sprechen. Pro Verstoß wäre eine Strafe in Höhe von 50.000 Euro fällig. Sollte es binnen weniger Tage keine Einigung geben, will die Empfängerin der Weißmann-Chats das Material anderen ORF-Gremien zugänglich machen. Spätestens damit wäre es wohl in der Welt.

Nach etwas mehr als einer Stunde endet das Treffen. Die Stiftungsräte sind konsterniert, besprechen sich. Lederer und seine Kollegen sind sich einig: Wenn das Material authentisch ist und öffentlich wird, hat es das Potenzial, dem Sender immens zu schaden. Die Stiftungsratspitze ruft Weißmann an, der gerade zu Abend isst, gegen 21 Uhr findet ein Treffen statt. Lederer und seine Vize konfrontieren Weißmann: Ist das Material echt? »Wird schon stimmen«, lautet die später breit medial zitierte Antwort des ORF-Chefs.

### Ex-ORF-Generaldirektor Weißmann:

Mal weinerlich, mal rüde



Weißmann wie auch die Stiftungsratspitze schalten jetzt Juristen ein. In den kommenden Tagen folgen Verhandlungen, hitzige Telefonate, Videokonferenzen. Die Weißmann-Seite erklärt schließlich dem Stiftungsrat: Man akzeptiere die Bedingungen, habe aber selbst eine Forderung. Eine Millionensumme für seinen Rückzug und die Aufgabe seiner Verteidigungsrechte. So bestätigen es Lederer und ein beigezogener Arbeitsrechtler dem SPIEGEL. Es ist ein Vorschlag in typisch österreichischer Untugend, ein Deal unter Freunderln. Die Stiftungsräte winken ab.

Am 8. März, es ist der Weltfrauentag, um 11.45 Uhr erreicht Lederer und seinen Stellvertreter eine E-Mail von Weißmann: Er tritt mit sofortiger Wirkung als Generaldirektor zurück. Beteiligte rätseln bis heute, warum. Eine schriftliche Einigung gibt es zu diesem Zeitpunkt nicht, also unterliegt auch niemand einer Schweigevereinbarung. Die Stiftungsräte sind baff, nun stehen sie selbst unter Zugzwang. Dass der ORF-Chef hingeschmissen hat, muss das Führungsduo nämlich auch bald dem gesamten Gremium mitteilen und öffentlich verkünden. Nur, mit welcher Begründung?

**Der Stiftungsratspitze** zufolge schlägt Weißmann eine Formulierung vor: »Na, dann schreib's: Nach 31 Jahren im ORF macht sein Körper nicht mehr mit – er tritt zur Seite.« Doch das kommt für Lederer und seinen Vize nicht infrage, auch aus Selbstschutz. Sie ahnen, dass der wahre Grund früher oder später in die Öffentlichkeit sickern wird. Am nächsten Morgen schreiben sie in einer Pressemitteilung von Weißmanns Abgang – und dass es einen Vorwurf der »sexuellen Belästigung« gebe.

Weißmann prescht mit seinem Anwalt hinterher, mit einer Erklärung, die anders klingt. Darin ist lediglich vom Vorwurf des »unangemessenen Verhaltens« die Rede. Sein Mandant bestreite die Vorwürfe. Er habe sich zurückgezogen, um Schaden vom ORF abzuwenden. Was stimmt wirklich? Und steckt hinter der ganzen Causa womöglich mehr als nur ein Chef, der berufliche und persönliche Grenzen weit überschritten hat?

Zwei Monate sind seit Weißmanns Rücktritt vergangen. Geklärt ist wenig, nur eines scheint sicher: Der ORF versinkt in der gravierendsten Krise seit seiner Gründung 1957. Einer der größten und bestfinanzierten öffentlich-rechtlichen Sender Europas versinkt in einem Strudel aus Anwürfen, angeblichen Intrigen und immer schrilleren Enthüllungen. Längst geht es nicht mehr nur um die



Interimschefin Thurnher, Stiftungsräte Lederer, Gregor Schütze: Heikle Causa

publik gewordenen Chats des nunmehrigen Generaldirektors außer Dienst.

SPIEGEL-Recherchen legen nun nahe, dass in dem Konflikt auch ein Eifersuchtsdrama eine Rolle spielen könnte. So bezichtigt Weißmann einen zweiten ORF-Medienmanager, seinerseits eine Beziehung mit K. zu führen – und treibende Kraft hinter seinem Sturz zu sein. Auf eine entsprechende Strafanzeige hat die Staatsanwaltschaft Wien mittlerweile reagiert. Und das ist nur die Spitze des Eisbergs einer sehr österreichischen Affäre – mit fast wöchentlich neuen Entwicklungen.

**Eine unvollständige Auswahl:** Der ORF beurlaubt seinen Werbechef, unter welchem Verdacht er steht, bleibt unklar. Üppig dotierte Pensionsverträge werden öffentlich, Listen von »Gagenkaisern« hervorgeholt. Der frühere Onlinechef tritt als Stiftungsrat zurück. Er soll eine Kollegin sexuell belästigt, »Hunderte Interventionen« der FPÖ bearbeitet und Personalwünsche der rechtsradikalen Partei erfüllt haben. Eine Abgeordnete der liberalen Partei Neos sagt, dass ORF-Mitarbeitende ihr von einem toxischen Betriebsklima berichten, vom Konsum harter Drogen im Büro und von K.-o.-Tropfen bei der Weihnachtsfeier. Kaum etwas davon lässt sich seriös überprüfen.

Viele Akteure in und um den ORF möchten nun nach eigenen Angaben »aufräumen«, vor allem scheinen sie andere Motivationen anzutreiben: Rivalen beschädigen, den eigenen Einfluss erhöhen, alte Rechnungen beglichen. Ein politmedialer Strippenzieher spricht dieser Tage von der einmaligen

Chance, den ORF zu reformieren – und dazu müsste man eben einige Granden »schlachten«. Der »Kronen Zeitung« und anderen Boulevardmedien geht es wohl eher ums Geschäft. Sie profitieren schließlich von jeder Erschütterung des Branchenriesen. Entsprechend genüsslich rührt die Krawallpresse in der Melange der tatsächlichen und vermeintlichen Enthüllungen.

Der Frühling 2026, in dem der Sender mit der Ausrichtung des Eurovision Song Contests weit über die Grenzen des kleinen Österreichs glänzen wollte, wird im Wiener Wortlaut als »gschissane« Phase in Erinnerung bleiben.

Der geschasste ORF-Chef Weißmann wehrt sich. Anlass bietet der Bericht einer vom ORF beauftragten Compliance-Kommission, der Weißmann zunächst entlastet: Zwar sei jeder Anschein eines unangemessenen Verhaltens zu vermeiden, heißt es. Aber eine sexuelle Belästigung liege »im rechtlichen Sinn im konkreten Fall« nicht vor.

Ein beteiligter Jurist sagte im Magazin »Profil« sogar: »Uns hat sich auch der Eindruck ergeben, dass der Austausch für keine der beiden Seiten unerwünscht war.« Der ORF kündigte dennoch Weißmanns Entlassung an, weil dieser dem Untersuchungsbericht zufolge »Compliance- und ethische Standards verletzt« habe. Das werde »natürlich angefochten«, sagt Weißmanns Anwalt im April dem SPIEGEL, der Rauswurf sei »schlichtweg konstruiert«.

Wenige Tage später lädt der Advokat Dutzende Journalisten in ein schmuckes Lokal am Wiener Donaukanal. Es ist der Auftakt zu einer groß angelegten Kampagne: Weiß-

mann spricht erstmals seit seinem Rücktritt öffentlich, in Zeitungen, Mikrofone, Fernsehkameras. Was der gestrauchelte ORF-Boss von der Stiftungsratsspitze diskret forderte, verlangt er jetzt offen: sehr viel Geld. Fast vier Millionen Euro möchte Weißmann haben, er wolle »keine Rache, sondern Gerechtigkeit«, versichert er. Die Begründung: Die Stiftungsratsspitze habe ihn zum Rücktritt gezwungen – eine Behauptung, der Lederer und der beigezogene Arbeitsjurist energisch widersprechen.

Eigene Fehler will Weißmann im Umgang mit Kerstin K. keine gemacht haben. Die »Kronen Zeitung« wird ihn später mit dem Satz zitieren: »Es gibt keine kompromittierenden Fotos, die ich bereue.« Was das konkret bedeuten soll, will er auch auf Nachfrage nicht sagen, angeblich um die »Privatsphäre der Frau« nicht zu verletzen, so sagt er es dem SPIEGEL: »Schmutzwäsche will ich nicht waschen.«

**Doch auf eine Person** hat Weißmanns Medienoffensive nicht die erhoffte Wirkung: Kerstin K. sieht durch die vielen Statements und Interviews, mit denen Weißmann seine Weste reinwaschen will, eine weitere Grenze überschritten. »Das konnte ich unmöglich so stehen lassen«, sagt sie dem SPIEGEL. Sie stimmt einem Treffen zu, kurz nach Weißmanns Pressetermin Mitte April, in einem Haus am Wiener Stadtrand. »Ich fühle mich durch die offenkundige Täter-Opfer-Umkehr öffentlich diffamiert«, sagt die junge Frau. Mit ernster Miene schiebt sie ein aufgeklapptes Notebook über den Tisch.

Auf dem Bildschirm erscheinen die WhatsApp-Chats, Texte und Bilder, die der Stiftungsrat am 4. März zu sehen bekam, unzählige Emoticons, Abschriften von Audionachrichten. Insgesamt sind es etwa 40 Druckseiten, die im krassen Widerspruch zur Behauptung stehen, Weißmann habe mit Kerstin K. eine »stellenweise romantische Beziehung« gehabt (Compliance-Bericht), die »eivernehmlich und wechselseitig« gewesen sei (Weißmann).

Im März 2021 schreibt der mächtige Manager: »Mir tut das auch sehr Leid dass ich dir da auf die Nerven gehe! Sorry!!! Muss furchtbar sein!« Im Juni 2022 blafft er sie in einem Telefonat an. »Was ich bewundere sozusagen deine absolute Härte«, sagt der ORF-Boss laut Audioabschrift, »und gleichzeitig wundere ich mich ein bissl über deine mangelnde soziale Intelligenz.« K. antwortet: »Ich hab gesagt, dass ich keine Affäre bin! Ich mache sowas nicht, das hab ich dir gesagt.« Klingt so eine »romantische Beziehung«, die »eivernehmlich und wechselseitig« ist?

Die Mitarbeiterin zeigt sich im April aber auch von ihrem Arbeitgeber enttäuscht. Der ORF unterstütze sie nicht, sagt sie, deshalb gehe sie dazu über, persönlich Weißmanns



Erzählungen etwas entgegenzusetzen. Er zeige »keine Einsicht, kein Problembewusstsein, nicht einmal den Versuch einer Entschuldigung«. Er habe sie sexuell belästigt und massiv unter Druck gesetzt. Aus mehreren Chats, die der »Falter« veröffentlicht hat, geht hervor, dass er immer wieder Nacktfotos wollte – und im Gegenzug versprach, von ihr abzulassen. Ende 2020, also im ersten Jahr ihres Kontakts, schickte K. ihm einmal ein Foto ihres entblößten Oberkörpers ohne Gesicht. Doch auch nach Erhalt der Trophäe stellte er ihr weiter nach. Die von Weißmann behauptete Beziehung habe es nicht gegeben, sagt Kerstin K. »Keine Affäre, keinen Kuss, keine körperlichen Intimitäten, keinen Sex«, sagt K. – und erst recht »keine Liebe«.

Weißmann geht mittlerweile nicht nur gegen den ORF juristisch vor, sondern auch gegen die Frau, der er einst Penisbilder geschickt hat. Schon am 18. März reichte er eine Strafanzeige gegen K. und ihren Anwalt ein. Darin ist von Erpressung die Rede und vom Missbrauch von Tonaufnahmen. Letzteres bezieht sich darauf, dass K. Telefonate mit Weißmann heimlich mitgeschnitten und ihrem Anwalt übergeben habe, der sie schließlich der Stiftungsratsspitze auszugeweiht vorspielte. Man habe das getan, um das angeblich »sexuell konnotierte aggressive Verhalten« des ORF-Chefs zu belegen, heißt es aus der Kanzlei. In Weißmanns »Sachverhaltsdarstellung« stehen aber noch andere Passagen hervor. Seine Anwälte insinuierten, Weißmann sei Opfer eines Komplotts geworden, angezettelt ausgerechnet von einem anderen ORF-Manager.

Pius Strobl ist ein einflussreicher Mann im ORF. Der bald 70-Jährige hat im von persönlichen wie politischen Beziehungen bestimmten österreichischen Mediensystem ein großes Netzwerk aufgebaut. Er hat in den Achtzigerjahren die österreichischen Grünen mitbegründet und gilt als letzter verbliebener Grande aus der Ära von Weißmanns Vorgänger, dem sozialdemokratisch grundierten Alexander Wrabetz.

**Mit dem von der konservativen ÖVP** gepushten Weißmann verbindet ihn eine herzliche Abneigung. Dabei hatte ihn der Generaldirektor noch im Dezember 2025 in großen Worten gepriesen, Strobls »unermüdlichen Einsatz« beim Umbau des Sendezentrums gelobt. Strobl hatte es fertiggebracht, die veranschlagte Gesamtsumme um 16,9 Millionen zu unterschreiten – »nahezu unvorstellbar« sei das, staunt Weißmann in einer E-Mail, die dem SPIEGEL vorliegt. Nicht absegnen wollte er allerdings einen gut dotierten Rentenvertrag Strobls, den der Vorgänger geschlossen hatte. Zufall oder nicht: Weißmann ließ das Papier ausgerechnet von der Kanzlei prüfen, die später das Gebaren des ORF-Generals in der



**ORF-Manager Strobl:** Streit um einen gut dotierten Rentenvertrag

Penisbild-Causa bewerten sollte – und im Compliance-Bericht zu dem überraschend schonenden Urteil kam. Der prächtige Pensionskontrakt beschäftigt nun auch die Staatsanwaltschaft Wien. Es gebe einen Anfangsverdacht wegen mutmaßlicher Untreue. Ausgangspunkt war eine Anzeige von Weißmann.

War dieser Rentenvertrag der Grund, warum Strobl Kerstin K. ermunterte, sich mit ihren Chats an den ORF-Stiftungsrat zu wenden? Beide dementieren eine solche Lesart. Doch es sind nicht nur politische Neigungen und finanzielle Dinge, die die Männerfeindschaft befeuerten, sondern möglicherweise auch Eifersucht. Weißmann behauptet in seiner Strafanzeige, Strobl und Kerstin K. seien nicht nur bekannt, sondern liiert – was beide auf SPIEGEL-Anfrage dementieren. Die Frau arbeitet in Strobls Abteilung, aber der Kontakt wird von beiden als rein freundschaftlich dargestellt, Bootsfahrten am Wörthersee inklusive. Strobl war es, der K. am 24. Dezember 2019 dem späteren ORF-Chef bei einer Gala vorgestellt hat.

Weißmann aber vermutete wohl schon im Juni 2022, dass der fast zwölf Jahre ältere Strobl etwas bekam, was ihm verwehrt blieb. Bei einer Videokonferenz, bei der Strobl aus seiner Küche zugeschaltet war, lief eine Frau durchs Bild. Eine Putzhilfe sei das gewesen, versichert der. Doch eine ORF-Kollegin will Kerstin K. erkannt haben. Das Gerücht landete bei Weißmann, der die Mitarbeiterin zur Rede stellte. Auch das ist teilweise in den Chats festgehalten, aber nicht, was K. bei einem anschließenden Gespräch erlebt haben will.

»Weißmann war sehr wütend«, sagt sie. Er habe gedroht: »Wenn das stimmt, dann haue ich Dich aus dem ORF hinaus.« Daraufhin wandte sich K. an den Betriebsrat und bat ihn, das Gerücht von der angeblichen Strobl-Liaison einzudämmen. Außerdem erzählte sie ihm, dass Weißmann und sie ab und zu laufen gingen, dass sie Avancen zurückweise. Von Dickpics habe sie nicht gesprochen, auch nicht vom angedrohten Jobverlust. Warum? »Weil ich die Aggression und Eskalation des Generaldirektors fürchtete und voller Existenzängste war – ich war mitten im Hausbau, verschuldet, frisch geschieden.« Hat der damalige ORF-Chef ihr wirklich mit Entlassung gedroht? Weißmann lässt Fragen des SPIEGEL unbeantwortet. Sein Anwalt verweist auf laufende Verfahren.

Gut möglich, dass die »gschissane« Phase, die der ORF gerade erlebt, sehr lang dauern könnte. Denn die Staatsanwaltschaft Wien hat inzwischen auf die Anzeige Weißmanns gegen K. und ihren Anwalt reagiert. Aus einer Ermittlungsanordnung vom 27. April geht hervor, dass Stiftungsratschef Lederer und sein Stellvertreter ebenso als Zeugen geladen sind wie das ORF-Direktorium unter der Interims-Generaldirektorin Ingrid Thurnher.

Das Schicksal der Frau, die offen davon spricht, wie sehr sie psychisch angeschlagen ist, scheint Weißmann nicht mehr zu bewegen. Im März 2021 schrieb er an K. noch: »Sorry dass ich dich bedrängt habe! Tut mir sehr sehr leid!!!« Nun sagte er der »Kronen Zeitung«: Es stelle sich »schon auch die Frage, wer hier das Opfer ist«.

Oliver Das Gupta

SKATA / IMAGO

# Linke, die versagen

**Literatur** In ihrem neuen Roman sieht die französische Starautorin Karine Tuil der Pariser Elite beim Scheitern zu.

Dan Lehman ist gescheitert. Als Mann, weil er jeweils genau die Frau begehrt, mit der er gerade nicht zusammen ist. Als Politiker, weil er als Linker mit großen Idealen gestartet ist und nun nur noch ein abgewählter Ex-Staatschef ist. Und sogar als Teilnehmer von Abendgesellschaften, weil das fröhliche gemeinsame Anstoßen bei ihm in eine alles dominierende Alkoholsucht gekippt ist.

In ihrem neuen Roman »Die Liebeshungrigen« erzählt die französische Autorin Karine Tuil anhand des abgehalfterten Lehman von einer Gesellschaft, in der zwar noch mit großen Worten hantiert wird (Feminismus! Gerechtigkeit!), in der aber jede und jeder nur noch aufs eigene, kleine Fortkommen schaut. Dan Lehman bekommt von ihr dabei die maximale Fallhöhe aufgebürdet: Er war mal Präsident der Republik, nun verstaubt seine Karl-Marx-Biografie in den Buchläden, und im Internet und Feuilleton machen sich die Leute darüber lustig, dass er in seinen Revolutionsroman eine ungelinke Sexszene eingebaut hat.

Ob Virginie Despentes, Michel Houellebecq oder Édouard Louis: In Deutschland liebt man französische Autorinnen und Autoren, die in großen Sittengemälden mit ihrem Heimatland abrechnen. Gerade Houellebecq wird als eine Art Wahrsager des Niedergangs rezipiert, spätestens seit das Erscheinen seines Romans »Unterwerfung« am 7. Januar 2015 mit dem Anschlag auf die »Charlie Hebdo«-Redaktion zusammenfiel. Darin beschreibt Houellebecq, wie ein muslimischer Präsident in Frankreich die Scharia einführt – und als wäre der Roman Wirklichkeit, schossen zeitgleich Dschihadisten um sich.

Auch für Leser und Leserinnen von Karine Tuil stellt sich Frankreich als ein eher finsterner Ort dar. Sie taucht für »Die Liebeshungrigen« in Milieus ein, in denen sich Menschen sammeln, die nach Macht und Prestige gieren. Sie dekoriert ihre Figuren mit den höchsten Ehren: Präsident der Republik, Anwärter auf die Goldene Palme in Cannes, gefeierte Autorin. Doch der Erfolg führt nie zum Glück. Wer gewinnen will, beschädigt seine Seele und bleibt am Ende enttäuscht zurück.

Die Autorin empfängt in den Räumen ihres französischen Verlags Gallimard zum

Interview. Zweimal war sie schon für den renommierten Prix Goncourt nominiert, ihr Buch »Menschliche Dinge« wurde mit Charlotte Gainsbourg in der Hauptrolle verfilmt, ihre Romane werden zuverlässig Bestseller. Schnell wird deutlich, dass sie die Elite, die sie in ihrem Roman auseinandernimmt, nicht nur von außen beschreibt. Ein Stück weit gehört sie selbst dazu.

Die Idee für ihren Roman habe sie bekommen, erzählt Tuil, weil sie »zufällig« zwei ehemalige Präsidenten der Republik kennengelernt habe. Und der damals amtierende Staatschef François Hollande habe ihr »bei einem Abendessen« erzählt, dass es nur ein Buch gebe, das man über die Macht schreiben könne: ein Buch über Einsamkeit. »Das Ausscheiden aus der Politik ist für einen Ex-Präsidenten ein kleiner Tod«, sagt Tuil. »Niemand spricht von der Leere, vor der man steht, wenn man die Macht abgibt.«

Entsprechend verloren stolpert auch ihr Romanheld durchs Leben. »Die Liebeshungrigen« ist ein Buch über einen Politiker, der nichts mehr bewirken kann. Dan Lehman ist ein früher großer Mann, der regelmäßig im Suff in sich zusammensackt, als hätte man die Luft aus ihm herausgelassen. Doch Tuil interessiert sich weniger für eine reine Charakterstudie, sie will das breite Panorama. Denn Lehman ist nicht der Einzige, der Anerkennung hinterherjagt. Da ist auch noch Hilda Müller, Lehmans deutlich jüngere Ehefrau, die als Schauspielerin darunter leidet, dass sie ihre Rolle als Première dame die Karriere kostet. Hinzu kommen ein über-ehrgeiziger Filmregisseur, der wie ein Soziologiedozent spricht und handelt, als säße sein Hirn in seinem Penis. Außerdem dabei: die erfolglose Schauspielerin Mélanie, die von Männern wie Frauen gleichermaßen ausgenutzt wird. Und Lehmans Tochter, die glühende Feministin ist, aber noch keinen Idiotendetektor ausgebildet hat. Sie alle verheddern sich ineinander, als der Regisseur sich entscheidet, einen Roman von Lehmans Ex-Frau zu verfilmen – und die Hauptrolle ausgerechnet dessen neuer Gattin gibt.

Den Figuren sind in diesem Roman klare Funktionen zugeteilt. Springt die Erzählperspektive zur alleinerziehenden Mutter Mélanie, geht es um Klassenfragen und Armut. Übernimmt Hilda, liest man Reflexionen zu

**Schriftstellerin Tuil:** Das Hintergrundrauschen des Radikalen





Eitelkeit und Vergänglichkeit. In den Passagen des Regisseurs geht es unter anderem darum, ob ein Mann überhaupt von sich behaupten kann, Feminist zu sein. Menschen, die Tuils Romane nicht mögen, werfen ihr vor, sie jongliere mit zu vielen aktuellen Debatten und verliere dabei das literarische Schreiben aus dem Blick. Nur ist es vielleicht so, dass die absolute Zeitgeistigkeit für Tuil gar keine Beleidigung ist. Sie sagt: »Ich liebe es, wenn Literatur zu Diskussionen über die Gegenwart führt.« Ihr bisheriges Werk lässt daher kaum ein französisches Großthema aus. In »Die Gierigen« (2014) geht es um arabische und jüdische Identität. In »Menschliche Dinge« (2020) um sexualisierte Gewalt. In »Diese eine Entscheidung« (2022) um Islamismus und Terror.

Wenn man »Die Liebeshungerigen« als Kommentar zur französischen Gesamtlage heranzieht: Was lernt man dann übers Nachbarland? Die Antwort findet sich möglicherweise ausgerechnet in einer Leerstelle dieses Buches. Denn Lehman wurde nicht nur abgewählt, er wurde von einer rechtsradikalen Politikerin abgelöst. Im Élysée-Palast sitzt nun eine Frau, die »ein tadellos sitzendes marineblaues Kleid« trägt, wie man es von Marine Le Pen kennt. Mehr erfährt man nicht über diese Frau und über ihre Politik. Sie dient nur als Hintergrundrauschen des Radikalen, während sich vorn auf der Bühne der Ex-Linken selbst aufgibt. »Gegen eine Rechte zu verlieren, das ist für einen Linken das größtmögliche Versagen, menschlich und politisch«, sagt Tuil. Sie entschied sich, bei dem Verlierer zu bleiben.

Liest man diesen Roman politisch, macht er maximal mutlos. Da verabschiedet sich ein Land von seiner demokratischen Tradition, aber das alles ist nichts weiter als ein Anlass, um den Machtverlust einer Elite zu beschreiben, die gestrig und orientierungslos wirkt. Das Deprimierende ist, dass Frankreichs reales Führungspersonal denselben Eindruck vermittelt: Da trudeln Leute abwärts, als hätte man der Wanne, in der sie bisher immer oben schwammen, den Stöpsel gezogen. Alles ändert sich – aber was das mit dem Land jenseits der Pariser In-Group macht, interessiert sie nicht.

Immerhin, und darin liegt die Stärke dieses Buches, nimmt Tuil ihre Erfolgsmenschen mit schwungvoller Härte auseinander. Zum Beispiel in einer Szene zwischen Lehman und dem Regisseur. Die beiden Männer hasen einander, weil sie befürchten, der jeweils andere habe mehr Macht und besseren Sex. Doch sie tun so, als wäre ihr Gegockel Ausdruck politischer Überzeugungen. »Sie sprechen wie ein Mann der Rechten«, schimpft der Filmemacher. »Gleich kommen Sie mir mit toxischer Männlichkeit«, sagt Lehman. Es ist ein Kampf mit Worten. Doch auf die kommt es längst nicht mehr an. Tuil konzentriert sich auf den Abgrund, der zwischen Sprechen und Handeln liegt.

Nadia Pantel

S



Jetzt im Handel

## Vergangenheit kennen, Gegenwart verstehen

Sie begeistern sich für Geschichte? In der Heftreihe SPIEGEL GESCHICHTE können Sie

- in Glanz und Elend vergangener Epochen eintauchen
- erfahren, welche historischen Entwicklungen die Welt bis heute prägen
- einen Überblick über den Stand der Forschung gewinnen

**In der aktuellen Ausgabe: Die Deutschen und ihr Militär: Gehorsam, Stolz und Grauen – vom Dreißigjährigen Krieg bis heute**



Als Einzelheft  
oder im Abo erhältlich:  
[spiegel.de/geschichte-bestellen](https://spiegel.de/geschichte-bestellen)

**SPIEGEL Geschichte**

# »Der Gestus der Reform hat sich verbraucht«

**SPIEGEL-Gespräch** Die liberale Gesellschaft wurde erst durch einen euphorischen Geist möglich, sagt der Wissenschaftler Albrecht Koschorke. Warum ist uns der Glaube an eine bessere Zukunft abhandengekommen?

*Dass der Literaturwissenschaftler Koschorke, 67, vorschlägt, sich für ein Gespräch über sein neues Buch in Zürich zu treffen, hat eine besondere Bedeutung: »Souveränität der Vernunft« handelt von der Geburt des Liberalismus, und tatsächlich gelang 1848 in der Schweiz nicht nur, was im benachbarten Deutschland scheiterte: einen Staat aus dem Geist des liberalen Denkens zu begründen\*. Aber auch ein anderer Strang des Liberalismus zeigt sich in Zürich an jeder Straßenecke: die Feier von Besitz und Geld. Koschorke lebt nicht weit entfernt in Konstanz. Er ist einer der profiliertesten Germanisten Deutschlands.*

**SPIEGEL:** Herr Koschorke, die Bundesregierung versucht sich gerade an einem »Frühling der Reformen«. Wer ein System reformieren will, muss Menschen auf die Füße treten. Das geht nur, wenn man ihnen vermitteln kann, dass der aktuelle Verzicht sich langfristig lohnt. Warum scheint das heute so schwer?

**Koschorke:** Die allgemeine Antwort wäre, dass der Gestus der Reform sich doch erheblich verbraucht hat. Das war mal anders, er hatte lange enormen mentalitätsgeschichtlichen Rückenwind. Der Begriff der »Reform« war in großen Teilen der Bevölkerung positiv konnotiert. Das scheint vorbei zu sein. Die konkrete Antwort wäre, dass die politischen Handlungsspielräume kleiner geworden sind. Die Vorstellung, dass der Staat eine bessere Zukunft garantieren könnte, ist nicht mehr glaubhaft und wird deshalb auch gar nicht mehr in Anschlag gebracht. Es geht um einen Rückbau ohne Versprechen – da will niemand gern mitmachen.

**SPIEGEL:** Als die Regierung antrat, hat sie von Markus Söder einen interessanten Satz mitbekommen – sie sei die »letzte Patrone der Demokratie«. Ist es mit der liberalen Demokratie in Deutschland wirklich vorbei, wenn diese Regierung scheitert?

**Koschorke:** Ich bin kein Politologe und auch kein Psychologe, ich bin Erzählforscher. Dass die Erzählung von der Endzeit gerade große Kraft hat, liegt auf der Hand. So gesehen hat Söder einen Punkt. Wobei ich sagen würde:

Die Endzeiterzählung ist in den Händen der Feinde der Demokratie besser aufgehoben. Wer damit von demokratischer Seite aus konkurrieren will, tritt in ein Feld, in dem für ihn nicht viel zu holen ist. Apokalyptische Endkampffantasien werden schon von Blockbustern und Populisten bewirtschaftet.

**SPIEGEL:** Ihr Buch beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Vormärz, der Epoche zwischen dem Wiener Kongress 1815 und der Revolution von 1848 in Deutschland. Sie setzen diese Aufbruchphase liberaler Weltanschauung, die Sie ein »Labor der Moderne« nennen, immer wieder zu den aktuellen Krisen in Beziehung.

**Koschorke:** Es ist schwer, pauschal über die kollektive Befindlichkeit von ganzen Epochen zu sprechen. Ich verstehe den damals entstehenden Liberalismus als Lehre, die auf die fortschreitende Verwirklichung von gleichen Rechten und individueller Freiheit im Sinne einer bürgerlichen Gesellschaft von Eigentümern abzielt. Wenn man diese Lebenshaltung mit der Gegenwart vergleicht, stellt man fest: Vieles von dem, was heute wieder bedroht ist – der Rechtsstaat, die Demokratie, die Pressefreiheit –, wurde damals entwickelt, befeuert von einem euphorischen Geist. Diese Leute sahen sich als Vorhut von etwas Neuem. Heute drehen sich die Verhältnisse um.

**SPIEGEL:** Wie muss man sich die Welt vorstellen, die den Liberalismus hervorgebracht hat?

**Germanist Koschorke:**

»Heute drehen sich die Verhältnisse um«



**Koschorke:** Der große Umbruch vollzog sich damals mit dem Übergang von einer ständischen Ordnung zu einer, die potenziell demokratisch wird. Wir haben das heute nicht mehr vor Augen: Autoritätspersonen hatten in der Ständegesellschaft ja nicht nur deshalb einen höheren Status, weil sie in einer privilegierten Position waren. Sie wurden wirklich als höhere Menschen wahrgenommen. Die Aufklärung stellt diese Hierarchie infrage, und die Französische Revolution versucht, den neuen Gleichheitsgedanken dann zum ersten Mal in eine neue politische Ordnung zu überführen. Dadurch entstanden neue Herausforderungen.

**SPIEGEL:** Welche?

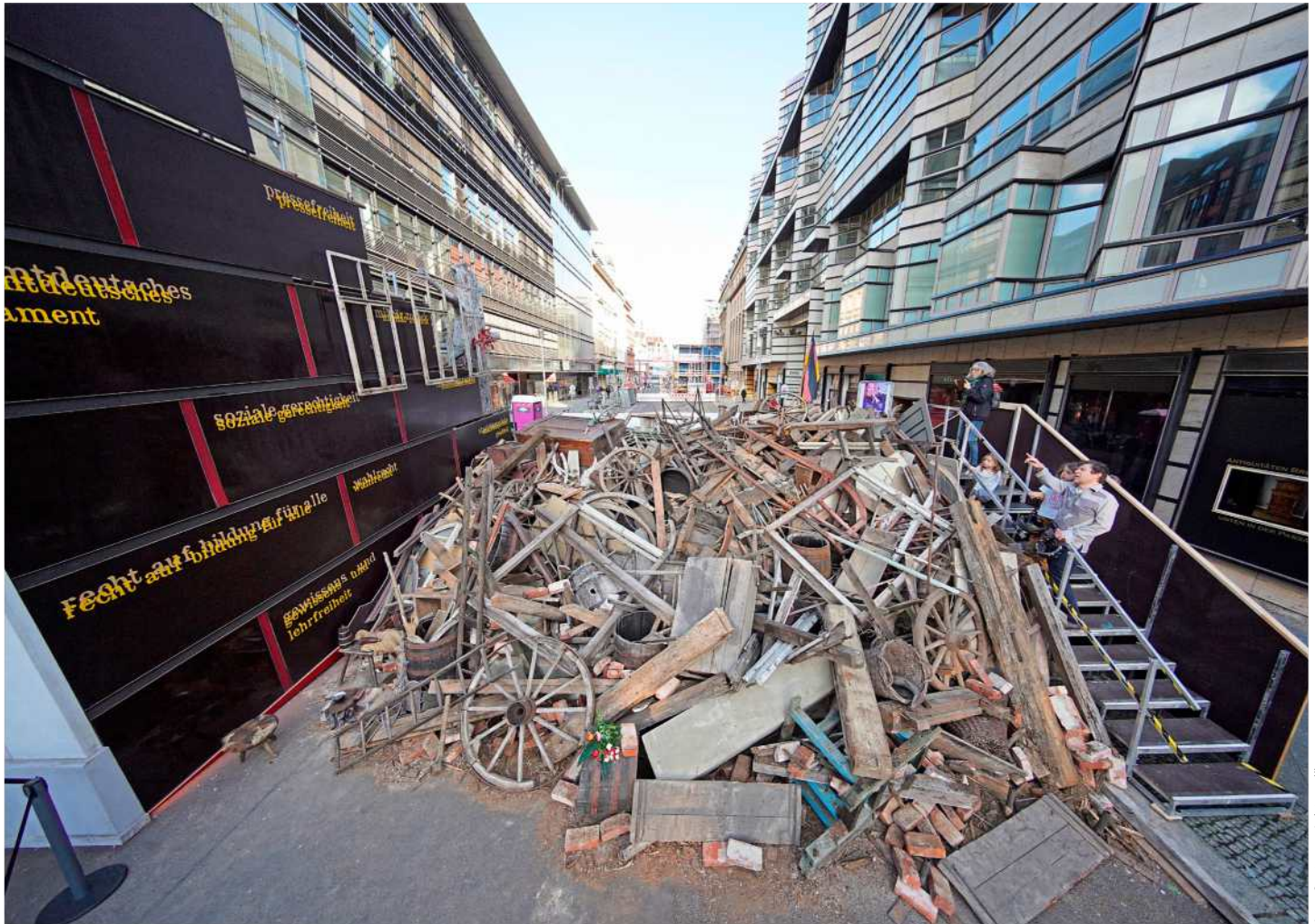
**Koschorke:** Wenn alle Menschen gleich sind – wo liegt dann die Souveränität? Nicht mehr beim Monarchen. Andererseits ist das Volk aus der Sicht der Fortschrittsträger, die zu meist aus der gebildeten Mittelschicht stammen, von Leidenschaften beherrscht und deshalb verdächtig. Man musste also einen Kompromiss finden. Der führte zu den liberalen Modellen, die bis zu einem gewissen Grad Demokratie einführen, aber auch demokratieskeptisch bleiben. Aus vielen Kompromissen entstand ein Rechtsstaat, der einerseits demokratische Willensbildung ermöglicht und andererseits einen institutionellen Rahmen vorgibt, der dieser Willensbildung Grenzen setzt.

**SPIEGEL:** Eine Hauptthese Ihres Buchs lautet, dass die Erfolgsgeschichte des Liberalismus seit dem frühen 19. Jahrhundert an die Vorstellung eines offenen Zukunftshorizonts gebunden war.

**Koschorke:** Ja, der liberale Aufbruch war gekennzeichnet durch ein fast religiöses Verhältnis zum Fortschritt. Sein Programm hat sich lange als eine Ideologie des Übergangs verstanden, geleitet von dem Glauben, dass der Mensch sich immer weiter vervollkommen werde. Die inneren Widersprüche des Liberalismus – zwischen Rechtsgleichheit und ökonomischer Ungleichheit, zwischen dem Ideal absoluter Vernunft und der Notwendigkeit relativer Mehrheiten – sollten sich in einer helleren Zukunft, durch den allgemeinen Reifungsprozess der Menschen, auflösen. Der Fortschritt der Bildung sollte sie zu freien und gleichen Staatsbürgern machen, wirtschaftlicher Fortschritt zu allgemeiner Prosperität führen. Von diesem Zukunftsversprechen hing die Glaubwürdigkeit des liberalen Programms ab.

\* Albrecht Koschorke: »Souveränität der Vernunft. Die kulturellen Anfänge des Liberalismus«. Suhrkamp; 168 Seiten; 20 Euro. Das Gespräch führten der Mitarbeiter Andreas Bernard und der Redakteur Tobias Rapp in Zürich.





Joerg Carstensen / picture alliance

Installation in Berlin zum 175. Jahrestag der Märzrevolution 2023: »Verdüsterung des Imaginationshorizonts«

**SPIEGEL:** Wann verdunkelte sich dieser Horizont?

**Koschorke:** Ich weiß nicht, ob da ein konkreter Zeitpunkt zu benennen ist. Die Ernüchterung hat sich ja auch gestaffelt vollzogen. Die Sozialreformen der Sechziger- und Siebzigerjahre – sozialer Wohnungsbau, Mitbestimmung, Bildungssoffensive – können noch mit der Energie der frühliberalen Aufbruchbewegung in Verbindung gebracht werden. Der Liberalismus hat vor allem in Gesellschaften floriert, die sozialen Auftrieb hatten, in denen das Bildungssystem zu gesellschaftlichem Aufstieg geführt hat. Natürlich nur für einen Teil der Bevölkerung, aber für einen hinreichend großen, sodass dieses Versprechen als Generalformel akzeptiert werden konnte. Und jetzt, seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert, erleben wir eine Umkehrbewegung.

**SPIEGEL:** Warum?

**Koschorke:** Weil man gelernt hat, dass lineare Fortschrittsplanung nicht funktioniert.

Weder als Sozialreform noch, im größeren Rahmen, in der Entwicklungszusammenarbeit. Kulturelle Beharrungskräfte sind viel mächtiger und komplexer, als man in Zeiten des Social Engineering dachte. Gleichzeitig gibt es diese grundlegende Verdüsterung des globalen Imaginationshorizonts, die mit vielen handfesten Faktoren zusammenhängt: der Ausbeutung des Planeten, der Klimakrise, der Überbevölkerung, der Überschuldung. Zukunftsfolgen können nicht mehr wie früher ausgelagert werden, sie brechen ständig in die Gegenwart hinein. Umweltschäden sind irreversibel. Ressourcen wie die fossilen Brennstoffe nähern sich der Erschöpfung. Es hat sich die Vorstellung verfestigt, dass wir in einer gestauten Zeit leben. Und das erzeugt in meinen Augen eine Erhöhung des kollektiven Aggressionspegels.

**SPIEGEL:** Haben sich in dem Maße, in dem Kohle und Erdöl zur Neige gehen, die antiliberalen Kräfte verstärkt? Heute ist das Fest-

halten an fossilen Brennstoffen ja oft mit autoritärer Politik verknüpft.

**Koschorke:** Es gibt sicher eine starke Parallele zwischen der Geschichte der liberalen Demokratie und der Geschichte der Fossilwirtschaft. Mit den neuen Energieformen haben sich in den vergangenen Jahrzehnten aber auch neue politische Horizonte eröffnet. Vielleicht nicht durch die Atomkraft, die das Bewusstsein eher verstärkt hat, dass die Zukunft nicht ausgelagert werden kann. Aber im Hinblick auf die Elektrifizierung und auf Formen natürlicher Energiegewinnung entsteht gerade eine Perspektive, die nicht grundsätzlich düster ist.

**SPIEGEL:** Das liberale Denken wird also von Grundspannungen durchzogen. Welche sind besonders elementar und bis heute spürbar?

**Koschorke:** Die Vereinbarkeit von Kapitalismus und Demokratie. Dieser Widerspruch ist ja vom ersten Augenblick an da. Rechtsgleichheit ist eine Voraussetzung der Demo-



kratie. Kapitalismus bedeutet dagegen Ungleichheit. Das heißt: Theoretisch sind vor dem Gesetz alle gleich, aber der eine kann sich einen teuren Anwalt leisten und der andere bekommt allenfalls einen Pflichtverteidiger zugeteilt. Rechtsgleichheit wird also durch ökonomische Ungleichheit konterkariert.

**SPIEGEL:** Bis zu einem bestimmten Grad halten Gesellschaften solche Spannungen aber aus, oder?

**Koschorke:** Ja. Es gibt jedoch Grenzen. In jüngster Zeit haben wir eine Entwicklung in Richtung von Oligopolen, die von libertären Kräften vorangetrieben wird, einem Seitenstrang des Liberalismus. Der Liberalismus hat ja immer schon diese eigentümliche Flügeltaktik gehabt: einerseits die libertäre Masierung von Wirtschaftsvorteilen, die verbunden ist mit einer gewissen Staatsfeindlichkeit. Und andererseits das sozialliberale Gepräge. Im Augenblick sehen wir, dass diese Balance ins Wanken gerät. Die Produktionsmittel und vor allem die neuen Kommunikationsmittel werden immer stärker monopolisiert – vor allem in den USA, aber die Bedeutung der Techindustrie weist darüber hinaus. So endet

**»Dass der Staat eine bessere Zukunft garantieren könnte, ist nicht mehr glaubhaft – aber beim Rückbau ohne Versprechen will niemand gern mitmachen.«**

die Vereinbarkeit der beiden Systeme. Dann droht das Ganze zu kippen.

**SPIEGEL:** Das liberale Denken im 19. Jahrhundert ist untrennbar mit neuen Verfahren der Repräsentation verbunden, der parlamentarischen Demokratie. Was interessiert Sie daran besonders?

**Koschorke:** Das hat wieder mit dem Übergang zu einer Gesellschaft der Gleichen zu tun, die neue Spannungen hervorbringt. Wenn die Vorstellung herrscht, dass Menschen hoher und niederer Abkunft letztlich vom gleichen Schlag sind, haben die Privilegierten auch die Lizenz, für die Mensch-

heit als Ganzes zu sprechen. Sie sind nicht grundsätzlich anders, sie sind Teil des Volkes, aber den anderen voraus. Sie bilden die Speerspitze der Bewegung.

**SPIEGEL:** Die Überzeugung einer helleren Zukunft prägt also auch die Figur der frühen liberalen Repräsentanten?

**Koschorke:** Sie waren Boten einer kommenden Zeit. Volkshelden wie manche der Parlamentarier der Paulskirche 1848/49, mitreißende Redner, Kämpfer gegen Unrecht und Unfreiheit. Lichtgestalten, die bewundert wurden. Diese feierliche Bedeutung baut sich über die Jahrzehnte nur ganz langsam ab – und zwar im Prozess der Demokratisierung selbst, der eine den Volksvertretern entgegengebrachte Verehrung zunehmend unplausibel macht. Der Politikwissenschaftler Philip Manow spricht in dem Zusammenhang mit einer schönen Wendung von der »Demokratisierung der Demokratie«.

**SPIEGEL:** Gleichzeitig beginnt mit dieser neuen Form von politischer Repräsentation die große Ära der freien Presse. Die Zeitung ist ja auch ein Medium der Repräsentation. Journalisten bilden die Wirklichkeit ab, mit ihrer eigenen Stimme, als Gatekeeper.

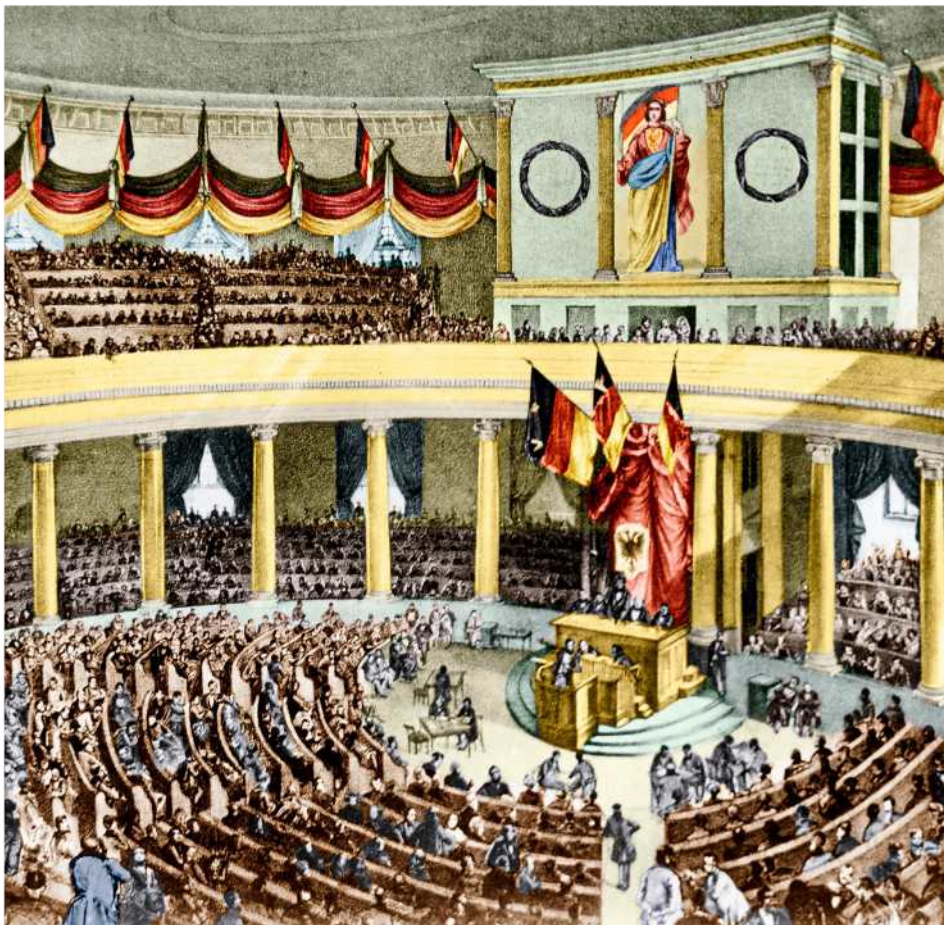
**Koschorke:** Und diese mediale Repräsentation ist mehr als bloß die einfache Abbildung des Gegebenen, sondern die Fortbildung oder überhaupt erst die Erzeugung dessen, was die wahre Demokratie wäre. Die Formulierungen der frühen Liberalen sind da sehr aufschlussreich: Der reine Volkswille, heißt es, weiß nicht, was er will, er braucht eine Stimme, die ihn auf höhere Weise objektiviert. In der veröffentlichten Meinung begegnet man also gewissermaßen seinem besseren Ich. Das Gerede des Pöbels soll in diese Sphäre nicht eingelassen werden.

**SPIEGEL:** Im Moment erlebt die Welt wieder einen großen Medienwandel – einen digitalen. Welchen Anteil hat er an der Krise der liberalen Demokratie?

**Koschorke:** Sicher einen massiven. Es gibt in der Geschichte verschiedene Etappen, an denen man erkennen kann, dass Brüche in der Medientechnologie regelmäßig politische Ordnungen ins Wanken bringen. Gutenbergs Buchdruck, die Schnellpresse im Vormärz, Rundfunk und Film Anfang des 20. Jahrhunderts, jetzt das Internet: Jedes Mal ist mit diesen Erfindungen eine Schwächung der politischen Autoritäten verbunden. Die Demokratisierung des Zugangs bedeutet aus Sicht der bisherigen Deutungs-eliten immer Chaos.

**SPIEGEL:** Ähneln die Klagen etablierter Journalisten über die Bedrohung demokratischer Öffentlichkeit durch Podcasts und TikTok der Angst der katholischen Kirche im 15. Jahrhundert vor dem Buchdruck? Die befürchtete damals, die Autorität über die

Parlamentssitzung in der Paulskirche 1848\*: »Lichtgestalten, die bewundert wurden«



\* Kolorierte Grafik nach zeitgenössischer Darstellung.



Bibelauslegung zu verlieren, wenn jeder ein Exemplar hat.

**Koschorke:** Vielleicht. Aber die historische Gegenerfahrung ist: Irgendwann wird nach der ersten Wucht der Neuverteilung wieder einiges zurückreguliert, durch Copyright-gesetze etwa oder andere staatliche Eingriffe. Das wäre meine Prognose für die sozialen Medien und die Digitalssysteme von heute. Entweder gehen wir in die Richtung einer kompletten oligarchischen Beherrschung des Meinungsmarkts, oder es stehen engere staatliche Formen der Regulierung bevor. Natürlich steht der Medienumbruch der vergangenen Jahrzehnte genau für die bereits angesprochene »Demokratisierung der Demokratie«. Das alte System der Repräsentation als Fürsprecherenschaft – ich spreche für euch, und ich spreche kompetenter für euch – wird unterminiert durch flächendeckende Selbstsprecherenschaft. Aber wie sieht ein Gemeinwesen aus, in dem alle für sich selbst sprechen und niemand mehr die Lizenz hat, für die anderen zu sprechen?

**SPIEGEL:** Wie sieht es aus?

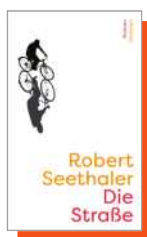
**Koschorke:** Ich weiß es nicht. Die Frage ist: Wie kann in der digitalen Medienwelt noch Einheit generiert werden? Das große Projekt der Liberalen war ja, aus der Vielstimmigkeit der unübersichtlichen Bevölkerungsverhältnisse eine Einheit zu stiften, weil nur die Einheit politisch operabel ist. Diese Einheit wurde im Deutschland des 19. Jahrhunderts der Nationalstaat. Heute haben wir ein ähnliches Problem auf globalem Niveau, mit ganz anderen Ausmaßen.

**SPIEGEL:** Die Verdüsterung des Imaginationshorizonts gilt vor allem für den Westen. Ist es möglich, dass andere Länder, zum Beispiel China, an einem ganz anderen Punkt der Selbsterzählung stehen?

**Koschorke:** Bis zu einem gewissen Grad habe ich ein Psychogramm des Westens verfasst, befangen dadurch, dass ich selbst diesem Westen angehöre. Ich glaube aber nicht, dass dem Abstieg der liberalen westlichen Werteordnung ohne Weiteres eine Aufstiegsfreude auf der anderen Seite entspricht. Meine eigenen Erfahrungen in China sind eher rhapsodisch, aber ich habe in meinem Leben kein Land kennengelernt, in dem die jungen Leute so bitter pessimistisch gewesen wären wie dort. Soweit ich das als gelegentlicher Gastprofessor beurteilen kann, gibt es in China kein kollektives Gefühl der Zuversicht. Man erkennt als Besucher eher die uns vertrauten Zukunftsorgen und Untergangsängste wieder. Aber China arbeitet im Moment sicher mit den gleichen Rezepten, von denen der Westen in der Zeit seines Aufstiegs profitiert hat, vor allem mit einer massiven bildungs- und wissenschaftspolitischen Initiative. Natürlich ohne den ganzen kulturellen Unterbau des Liberalismus.

**SPIEGEL:** Herr Koschorke, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. **S**

## BELLETRISTIK



Eine Straße in einer namenlosen Stadt und ihre Bewohner. Daraus entwickelt der Österreicher ein urbanes Mosaik über die Probleme und Träume von Menschen, deren Wege sich kreuzen, die aber wenig voneinander wissen. | **Platz 1**

- 1 (1) **Die Straße**  
Robert Seethaler  
Claassen; 25 Euro
- 2 (3) **Die Riesinnen**  
Hannah Häffner  
Penguin; 24 Euro
- 3 (2) **Bredouille**  
Martin Walker  
Diogenes; 26 Euro
- 4 (5) **Ghost Stories**  
Siri Hustvedt  
Rowohlt; 25 Euro
- 5 (9) **Erzähl mir alles**  
Elizabeth Strout  
Luchterhand; 25 Euro
- 6 (13) **Der Sommer, der uns blieb**  
Greta Herrlicher  
Vani; 26 Euro
- 7 (12) **Wenn die Kraniche nach Süden ziehen**  
Lisa Ridzén  
btb; 24 Euro
- 8 (14) **Mirabellentage**  
Martina Bogdahn  
Kiepenheuer & Witsch; 23 Euro
- 9 (11) **Solange ein Streichholz brennt**  
Christian Huber  
dtv; 23 Euro
- 10 (7) **Yesteryear**  
Caro Claire Burke  
Heyne; 24 Euro
- 11 (20) **Widdersehen**  
Leonie Swann  
DuMont; 25 Euro
- 12 (19) **Die Namen**  
Florence Knapp  
Eichborn; 24 Euro
- 13 (10) **Sanditz**  
Lukas Rietzschel  
dtv; 26 Euro
- 14 (16) **Pina fällt aus**  
Vera Zischke  
List; 21,99 Euro
- 15 (15) **Weißer Sommer**  
Eva Pramschüfer  
Rowohlt; 24 Euro
- 16 (17) **Einatmen – Ausatmen**  
Maxim Leo  
Kiepenheuer & Witsch; 23 Euro
- 17 (-) **Der Nachbar**  
Sebastian Fitzek  
Droemer; 25 Euro
- 18 (-) **Ein Ort, der bleibt**  
Sandra Lüpkes  
Kindler; 25 Euro
- 19 (-) **Der Gesang der See**  
Trude Teige  
S. Fischer; 22 Euro
- 20 (-) **Frankie – Unter Menschen**  
Jochen Gutsch  
Penguin; 23 Euro

## SACHBUCH



Der Autor beschäftigt sich diesmal mit winzigen Organismen, die einen enormen Einfluss auf unser Leben haben. Er führt uns vor Augen, dass es besser für uns ist, wenn wir mit ihnen kooperieren. | **Platz 4**

- 1 (1) **Alt genug**  
Ildikó von Kürthy  
Ullstein; 22,99 Euro
- 2 (3) **Udo Fröhliche**  
Benjamin von Stuckrad-Barre  
Kiepenheuer & Witsch; 20 Euro
- 3 (2) **Nein sagen**  
Matthias Brandt  
Kiepenheuer & Witsch; 16 Euro
- 4 (-) **Bakterien – Die heimlichen Helden**  
Peter Wohlleben  
Malik; 23 Euro
- 5 (4) **Wiedersehen mit mir selbst zwischen Pasta und Limoncello**  
Melanie Pignitter  
Gräfe und Unzer; 20 Euro
- 6 (6) **Die Geschichte in mir**  
Rüdiger von Fritsch  
Siedler; 26 Euro
- 7 (9) **Die Nord-Stream-Sprengung**  
Bojan Pancevski  
HarperCollins; 22 Euro
- 8 (10) **Abschied leben**  
Gabriele von Arnim  
Rowohlt; 24 Euro
- 9 (7) **Organisch**  
Giulia Enders  
Ullstein; 24,99 Euro
- 10 (5) **Eine Hymne an das Leben**  
Gisèle Pelicot  
Piper; 25 Euro
- 11 (-) **Wasserfasten**  
Peter Schwarz  
DuMont; 24 Euro
- 12 (-) **Gut wird's hier nicht mehr, aber besser**  
Aljosha Muttardi  
Droemer; 22 Euro
- 13 (11) **Warum macht ihr uns kaputt?**  
Peter Hahne  
LMV; 15 Euro
- 14 (12) **Eine Seite noch**  
Meike Winnemuth  
Penguin; 22 Euro
- 15 (-) **Meinungsfreiheit**  
Ronen Steinke  
Berlin; 24 Euro
- 16 (18) **Wenn die Sonne untergeht**  
Florian Illies  
S. Fischer; 26 Euro
- 17 (17) **Marmor, Quecksilber, Nebel**  
Judith Schalansky  
Suhrkamp; 24 Euro
- 18 (15) **Der Vitamin- und Nährstoffkompass**  
Bas Kast  
C. Bertelsmann; 26 Euro
- 19 (13) **Geld als Waffe**  
Ulrike Herrmann  
Kiepenheuer & Witsch; 25 Euro
- 20 (8) **Ein Sommer mit Goethe**  
Gustav Seibt  
C. H. Beck; 25 Euro

SPIEGEL-Bestseller werden im Auftrag des SPIEGEL ermittelt von »BuchMarkt« und media control. Informationen unter [spiegel.de/bestseller](http://spiegel.de/bestseller)

RTL-Star Petrović



Panama Pictures / ddp images

## Ganz oben Gott, dann der Mann

**Reality-TV** Er krönte sich zum »maskulinen Mann« und pöbelt sexistisch in Trashformaten. Aber die Dauerpräsenz von Aleks Petrović hat auch einen Vorteil: So transparent war Frauenverachtung schon lange nicht mehr.

Aleks Petrović liegt auf dem Boden einer RTL-Villa und barmt in die Welt. »Womit habe ich das verdient, dass man mich hasst?«, fragt er, und man ist geneigt, freundlich zurückzufragen: »Wie lange hast du Zeit?« Denn die Antwort wäre eine kleine Kulturgeschichte gekränkter Männlichkeit.

Für die, die Petrović noch nicht kennen: In vielen – die meisten würden sagen: viel zu vielen – Trashformaten hat der selbst ernannte »maskuline Mann« in den vergangenen Jahren sein Weltbild vorgeführt. Es ist ein Weltbild, in dem der Mann führt und die Frau folgt, in dem sexuelle Verfügbarkeit zum Beziehungsinventar gehört und weibliche Kränkung erst dann relevant wird, wenn sie den männlichen Ruf beschädigt. Unter anderem hatte er in der RTL-Show »Temptation Island VIP« mehreren Frauen Sekt ins Gesicht gespuckt, seine Partnerin mit toten Fischen verglichen, weil sie nicht allzeit sexuell verfügbar war, und von der Nacht seiner Verlobung erzählt, in der seine Freundin erst mit ihm schlief, nachdem er ihr ein »schlechtes Gewissen« gemacht hatte.

Natürlich verschwand er nach all diesen Peinlichkeiten nicht aus dem Reality-Besetzungskreislauf, im Gegenteil: Petrović war

nach »Temptation Island VIP« als wandelnde Reizwertgarantie neu qualifiziert.

In »Prominent getrennt – Die Villa der Verflissenen«, dem aktuellen Trashformat, in dem er auftritt, müssen ehemals liierte Realitypaare in Spielen als Team funktionieren. Petrović ist mit Vanessa Nwattu eingezogen, die sich bei »Temptation Island VIP« nach seiner wochenlang ausgestrahlten Misogynie vor laufenden Kameras von ihm getrennt hatte.

Muss man also wirklich weiter zusehen, wie er nun dieselbe alte Platte auflegt, nur diesmal mit mehr Opferbass? Hat dieser Mann überhaupt noch irgendwas im Fernsehen zu suchen?

Genuin unterhaltsam ist das nicht, auch wenn er sich bei »Prominent getrennt« durchaus skurril als geprellte Gottheit inszeniert: »Du wärest ein Niemand ohne mich, und sei mal dankbar, dass ich dein Schöpfer bin«, herrscht er seine Ex-Verlobte an, als sie seine lächerlichen Manöver mit Tiefkühlgelassenheit an sich abprallen lässt. Der vom angeblich gläubigen orthodoxen Christen so oft bemühte Herrgottskontext wirkt umso bizarrer, weil Nwattus »Schöpfung« darin besteht, dass Petrović in einem früheren Format seine derzeitige Freundin mit ihr betrog und sie so

Trashbubble-bekannt machte. »Hasst du mich, Vanessa? Hass ist eine Sünde«, informiert er sie, und Nwattu sagt: »Okay.«

Schlimm ist das.

Und trotzdem: Die deutsche TV-Landschaft braucht womöglich einen Mann wie Aleks Petrović, vielleicht brauchen wir ihn alle. Nicht als verlässlich blutdrucktreibende Schießbudenfigur, sondern als Warnsystem, als zur Abwechslung unverhohlene Version eines weitverbreiteten Musters. Seine Misogynie ist nicht podcasttauglich weichgespült, nicht therapeutisch-elegant verpackt, auch weil Petrović an all den antrainierten, neumodischen Begriffen glorreich scheitert: »Das nennt man, wie heißt das, Ghostlighting«, sagt er in einer Folge.

Der »maskuline Mann« liegt ganz offen da – als affektive Miniatur dessen, was rechtskonservative Geschlechterordnungen groß erzählen.

Auf Instagram hat er dieses Weltbild bereits lehrbuchhaft ausbuchstabiert, indem er ein aus fundamental christlichen Milieus bekanntes Schaubild teilte: ganz oben Christus als oberste Schutzinstanz, darunter der Mann, der angeblich schützend und deshalb führend über Frau und Kinder steht – eine Hierarchie, in der Herrschaft als Fürsorge und weibliche Unterordnung als behaglicher Platz im Trockenen verkauft werden soll.

Mit seiner Performance bei »Prominent getrennt« macht der tief verstimmte Petrović jetzt die Umkehrung sichtbar, auf der autoritäre Männlichkeit beruht: Der Mann beansprucht Schöpfungsmacht – und spielt das Opfer, sobald sein Geschöpf widerspricht.

Trash-TV sei Eskapismus, denken Menschen oft verkürzt. Aber es nimmt auch Ideen, die anderswo mit Sakko und Besorgnisvokabular auftreten, und lässt sie ungeschönt in Badelatschen durch eine Villa stapfen. An Aleks Petrović, dieser groben Miniatur der Gegenwart, lässt sich studieren, wie autoritäres Denken im Privaten beginnt. Auch weil er im Format nicht etwa als bizarrer Einzelfall und einsamer Prophet seiner eigenen Kränkung dasteht: Da sind noch drei andere Männer, deren Ex-Freundinnen die Frechheit besaßen, eigene Wünsche zu formulieren. Schließen sich ihm an, bestätigen seine Erzählung und entblößen so ihre eigenen erkonservativen Sehnsüchte.

Darum ist die aktuelle Staffel von »Prominent getrennt« auch ein politisches Lehrstück. Sie zeigt, dass patriarchale Macht eines Mannes erst wirkt, wenn andere, die seine Sätze für im Kern nachvollziehbar halten, sie verstärken, durch ihr Nicken, ihr Relativieren und ihre brüderliche Plausibilitätsprüfung, bei der weibliches Leid erst mal gegen männliche Kränkung aufgerechnet wird. Aleks Petrović ist kein origineller Mann. Gerade deshalb lohnt es sich, ihn genau zu betrachten.

Anja Rützel



# Barbarische Zeit

**Pop** In seiner langen Karriere sang Udo Lindenberg auch Songs über junge Mädchen und Frauen, die heute schwer erträglich sind. Und doch greift moralische Empörung zu kurz.

Von Arno Frank



Horst Galuschka / ddp images

**Musiker Lindenberg 1988:** »Alter ist dann doch nur irgendeine Zahl«

Pünktlich zu seinem 80. Geburtstag entdeckt eine interessierte Öffentlichkeit im Netz derzeit, was Udo Lindenberg 1976 so gesungen hat. In dem Song »Nina« schmachtete Lindenberg ein junges Mädchen an: »Wir können solche Sachen leider nicht machen, denn du bist 14, und das ist zu gefährlich.«

Um der Vorstellungskraft seiner Hörerschaft auf die Sprünge zu helfen, wurde Lindenberg anlässlich eines TV-Auftritts mit diesem Song eine sehr, sehr junge Komparsin an die Seite gestellt, die den 30-Jährigen verliebt anschauen und seine Minne stumm über sich ergehen lassen musste.

Es ist schwer erträglich, sich »Nina« im Abstand von einem halben Jahrhundert anzuhören. Aber ist es auch skandalös? In den Siebzigerjahren war es das augenscheinlich nicht. Mit der verführerischen »Kindfrau« bediente sich Lindenberg eines Topos, der im Nachgang der »sexuellen Befreiung« gängig war. Dahinter steckte die Idee einer freien Liebe, die am Ende doch wieder darauf hinauslief, dass der Mann machen konnte, was er wollte.

Andere, berühmtere Kollegen hatten das auch ausgelebt: Elvis Presley lernte Priscilla kennen, als sie 14 Jahre alt war. Bill Wyman, Bassist der Rolling Stones, schrieb über seine spätere Ehefrau Mandy, die damals 13-Jährige habe ihm »den Atem geraubt«. Steven Tyler von Aerosmith wird gerade von einem Fall eingeholt, der sich 1975 zugetragen haben soll. Er soll als damals 27-Jähriger die minderjährige Julia Miley »sexuell genötigt« haben. In seinen Memoiren nennt er sie freimütig seine »Teenie-Braut«.

Im Rückblick erscheint diese Ära des Rock und Pop als ziemlich barbarische Zeit. Gleichzeitig ist der Feldherrenhügel der Gegenwart ein bequemer, aber untauglicher Standpunkt, um moralische Urteile über die Vergangenheit zu fällen. Hilfreicher wäre es, gerade für die Opfer dieser Zeit, würde sich Lindenberg selbst mal verhalten. Noch 1989 sang er: »Ob du 14 oder 40 bist«, das sei »alles total egal«, denn: »Alter ist dann doch nur irgendeine Zahl«. Dachte er das, oder sang er es nur? Auf eine Anfrage des SPIEGEL reagierte sein Management nicht.

# Warum es so schwer ist, 50 zu werden

**Journalismus** Ich sah mich immer als SPIEGEL-Nachwuchstalents. Doch nun gehöre ich in der Redaktion plötzlich zu den Senioren und bemühe mich, nicht den Anschluss zu verlieren. Von Alexander Kühn

*Dieser Text ist ein leicht bearbeiteter Auszug aus dem SPIEGEL-Buch »Älterwerden für Anfänger. Was ich mir dabei von Nana Mouskouri, Thomas Gottschalk und meiner Mutter abschauen möchte – und was lieber nicht«. Darin erzählt Reporter Kühn von dem Jahr, in dem er 50 wurde, und wie es ihm gelang, seinen Frieden damit zu machen.*

Ein Kollege, Ende zwanzig, erklärte mir beim Mittagessen in der Kantine: Die Aufgabe seiner Generation, der Gen Z, sei es, die Work-Life-Balance wieder ins Lot zu bringen. Schuld daran seien wir, meine Generation habe sich von ihrem Beruf auffressen lassen. Er meinte nicht mich persönlich, trotzdem nahm ich es persönlich.

Ein ähnlich junger Kollege sprach mich auf einen Text an, den ich kurz zuvor veröffentlicht hatte. »Du hast darin einen Schauspielerspieler erwähnt, ich komme gerade nicht auf den Namen.« – »Götz George.« – »Ja, so hieß er wohl.« – »George war Schimanski.« – »Wer ist Schimanski?«

So muss sich mein inzwischen verstorbener Onkel, der Bäckermeister, gefühlt haben, wenn er mir, als ich Kind war, von früher erzählte. Von der Nachbarsfrau, die einen Lebensmittelladen betrieb, von Gasthäusern, die es nicht mehr gab. Er fragte mich dann, ob ich mich daran erinnere. Verneinte ich, hielt er inne und sagte betreten: »Stimmt, das war ja vor dem Krieg.«

**Ich bin Reporter** beim SPIEGEL, wo ich vorwiegend Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Showgeschäft interviewe. Lange Zeit gehörte ich zu den Jüngeren in der Belegschaft. Dann kam die Welle der Vorruhestände. Kolleginnen und Kollegen, die nur sechs, sieben Jahre mehr auf dem Buckel haben als ich, verließen das Haus, freiwillig, infolge eines großzügigen Angebots des Unternehmens.

Weg sind sie. Der Kollege, der darüber wachte, dass wir ungeachtet der Weltlage um 11.55 Uhr in die Kantine gingen. Die Reporterin, die mit Wut im Bauch am besten war. Der Korrekturleser, der Hemden im Nelson-Mandela-Stil trug und im Gegensatz zu mir wusste, dass sich der berühmte Tenor »Vogt« ohne »i« schreibt. Der Autorredakteur, der den VW-Patriarchen Ferdinand Piëch persönlich kannte. Die Assistentin, die belesener war als alle Redakteure um sie herum. Sie bereisen jetzt die Welt, lernen Fremdsprachen, werkeln an ihrem

Haus, haben ein gutes Leben, scheinen nichts zu vermissen.

Wer das Nachsehen hat, bin ich. Ich habe kaum noch jemanden, mit dem ich über diesen einen früheren Vorgesetzten lästern kann, den wir alle nicht mochten; aus unserem jetzigen Team kennt ihn fast keiner mehr.

Was mich noch mehr schmerzt: Intern zähle ich nun zu den Senioren. Wie der alte Herr aus der Werther's-Echte-Werbung, Strickjacke, Lehnstuhl, der im Gedenken an seinen Opa wohligh seufzt: »Nun bin ich der Großvater.« Es ist eine Rolle, auf die mich niemand vorbereitet hat. Sie grämt mich, denn ich sehe mich noch immer als Nachwuchstalents. Ich habe doch gerade erst Abitur gemacht. 1995.

**Viele in der Redaktion** sind inzwischen halb so alt wie ich. Sie behandeln mich zukommend, ausnahmslos. Niemand gibt mir das Gefühl, ich würde nicht mehr gebraucht. Doch das nimmt mir nicht die Angst, sie könnten auf mich blicken wie eine Familie

## Ehemaliges SPIEGEL-Gebäude 2009:

Ich betrat das Haus im Jackett



auf einen Hund, den sie bald einschlafen werden.

In den vergangenen Jahren habe ich mir das Büro mit einem Anfang-Dreißigjährigen geteilt, bis er befördert wurde und mich zurückließ. Unsere Aufgabenteilung ging so: Ich erzählte ihm Geschichten von früher, er half mir, wenn ich Probleme mit dem Computer hatte. Gelegentlich fragte ich, ob ich ihm alt vorkomme. Er bestritt das jedes Mal. Es war ein eingeübter Dialog zweier höflicher Menschen.

Vielleicht lassen die Jungen mich nur aus Rücksicht im Glauben, ich wäre einer von ihnen. So wie in diesen Geschichten, die man über Patienten in Psychiatrien hört, die sich für Ärzte halten, warum wären sie sonst hier, und keiner widerspricht ihnen, weil man sie in Frieden lassen will in ihrer Welt, in der sie sich gemütlich eingerichtet haben. Hin oder wieder holt mich doch jemand in die Wirklichkeit zurück und macht mir bewusst, dass wir in verschiedenen Sphären leben.

**Ich komme mir alt vor**, wenn ich jungen Leuten erzähle, dass ich manchmal noch linear fernsehe, etwa sonntags den »Tatort«. Als das ZDF sich im vergangenen Jahr von den Mediatheken-Formulierungen »Sendung verpasst« und »Heute Abend 20.15 Uhr« verabschiedete, weil die jungen Nutzer davon »reichlich irritiert« seien, war wiederum ich irritiert.

Während junge Leute dem Sport-Influencer ihres Vertrauens folgen, bitte ich den Angestellten im Fitnessstudio, mir eine Übung für den unteren Rücken zu zeigen. Statt Club sage ich Diskothek. Fällt das Wort »Bahn-Chef«, vervollständige ich in Gedanken »Mehdorn« und denke als Nächstes an den Achtzigerjahre-Postminister Schwarzschild. Ich whatsapp Smileys, wo die Gen Z Klammern und Semikola verschickt. Manche Internetphänomene bekomme ich erst mit, wenn die »Süddeutsche Zeitung« oder der SPIEGEL darüber berichten. Ich höre nicht den Podcast von Jan Böhmermann. In den Bestsellerlisten der Bücher kenne ich mich längst besser aus als in den Musikcharts, das war mal anders.

Wir 1975 Geborenen gehören nicht mehr zu den Boomern, die sich von der jungen Generation vorhalten lassen müssen, den Planeten zerstört zu haben, und nicht nur von ihr. Der Ökonom Marcel Fratzscher, Jahrgang 1971 und damit knapp am Boomertum





Privat



Urban Zintel / DER SPIEGEL



Dirk Brünbeck / DER SPIEGEL



Jana Islinger / DER SPIEGEL

**1** | Journalist Kühn beim »Badischen Tagblatt« mit TV-Star Harald Schmidt 1993 **2** | Beim SPIEGEL-Gespräch mit Komiker Hape Kerkeling 2015  
**3** | Mit Showmaster Thomas Gottschalk, Redakteurin Vicky Bargel 2024 **4** | Mit Knigge-Experte Clemens Graf von Hoyos 2025

vorbei, wirft den Älteren im SPIEGEL »zu viel Ignoranz, Selbstbezogenheit und Naivität« vor, auch jenseits der Klimapolitik: »Wir wollen zu lange schon die Realität nicht sehen. So haben wir nach dem Ende des Kalten Krieges gedacht, wir müssten uns nie mehr verteidigen – und haben die Friedensdividende verfrühstückt.« In den Sechzigerjahren noch hätten sechs Beitragszahler eine Rentnerin oder einen Rentner versorgt. Bald müsse diese Last von gerade mal zwei Beitragszahlern geschultert werden. In seinem Buch »Nach uns die Zukunft« wird Fratzscher noch deutlicher: Die Alten hätten den Jungen die Lebenschancen »geraubt«.

Auch meine Generation hat lange vom Wachstum profitiert, wir hatten es gut. Nun sind wir herausgefordert, unser Älterwerden in einer Zeit zu gestalten, in der uns die Welt fragiler erscheint denn je.

Ich sehe mir die Menschen an, die fünf oder zehn Jahre älter sind als ich. Die Generation,

die Hemden von Camp David trägt und Jacken von Jack Wolfskin, gern im Partnerlook, die den WhatsApp-Status nutzt und ihr Handy mit einer Hülle schützt, die beim Zuklappen klackt. Ihren Kindern und Enkeln soll es gut gehen, das ist ihnen wichtig, sie selbst mäandern zwischen Festhalten und Loslassen. Sie wollen noch etwas erleben, doch häufig möchten sie einfach nur ihre Ruhe haben. Viele entscheiden sich für einen Mittelweg.

Sie legen sich ein E-Bike zu oder einen Airfryer. Frauen der Blutgruppe Thermomix, die jahrzehntelang denselben Look hatten,

**Ich habe Angst, sie könnten auf mich blicken wie auf einen Hund, den sie bald einschläfern werden.**

kehren vom Friseur mit einem stupfeligen Kurzhaarschnitt zurück, den sie als »frech« bezeichnen und der sie aussehen lässt wie den verschollenen dritten Bruder des Zauberduos Ehrlich Brothers mit ihren explodierten Kaktusköpfen.

Männer kommen mit Vollbart aus dem Urlaub heim, wie Bayerns Ministerpräsident Markus Söder oder Moderator Ingo Zamperoni. Vielleicht lassen sie sich die Haare wachsen und ziehen eine Lederjacke an. Die Gefahr, sich optisch in Richard David Precht zu verwandeln, ist in dieser Lebensphase ziemlich real. Noch bin ich gegen all das immun, aber das denken die Opfer in Horrorfilmen auch, kurz bevor der Vampir sie in den Hals beißt und sie selbst zu einem mutieren.

**In den vergangenen Jahren** habe ich etliche Abschiedsfeste von Kolleginnen und Kollegen erlebt. Umtrunk, Buffet, Geschenke, Reden. Über manche, die gehen, erfahre ich an





Volker Hinz / Bayerische Staatsbibliothek

Humorist Lorient, Reporter Kühn 2009: Geschichten von früher

ihrem letzten Abend mehr Persönliches als in den Jahren zuvor. Ich fühle mich ein bisschen schlecht, weil ich mich so wenig für sie interessiert habe. Umarmung, gute Wünsche, man empfindet ungeahnte Nähe, es fühlt sich richtig an, dann geht man auseinander.

In solchen Momenten frage ich mich, was sie einst über mich sagen werden. Sicherlich wird der Satz fallen: »Er hat noch das gedruckte Heft erlebt.« Als ich beim SPIEGEL anfang, arbeiteten wir auf den einen Tag der Woche hin, an dem das Magazin am Kiosk erschien. Daneben gab es SPIEGEL ONLINE, die beiden Redaktionen hatten kaum miteinander zu tun. 2019 fusionierten wir, heute kann ich mir nicht mehr vorstellen, dass wir so lange nebeneinanderher gearbeitet haben, mitunter gegeneinander.

Der SPIEGEL ist eine Rund-um-die-Uhr-Zeitung geworden. Die Abonnenten, die uns gedruckt lesen, werden weniger. Inzwischen veröffentlichen wir Artikel manchmal zuerst online, dann im Heft. Wir wachsen jetzt digital.

Die Berliner Tageszeitung »taz« hat ihre tägliche Printausgabe im Oktober eingestellt. Der vage Gedanke, dass es den SPIEGEL, wie wir ihn kannten, irgendwann nicht mehr geben könnte, hat mich anfangs traurig gemacht: Es wäre wieder ein Abschied. Aber es wäre nicht gesund, schon mal vorsorglich einem gedruckten Heft hinterherzuweinen.

Ich habe beschlossen, es positiv zu sehen. Ich bin Teil der größten Transformation, die unsere Branche erlebt hat. Die Spielregeln verändern sich, aber ich habe Glück, ich darf noch mitspielen. Neue Türen öffnen sich.

Wer an ihnen vorbeiläuft, hat Pech gehabt. Wer daran rüttelt, dem tun sich neue Welten auf. Wer in den alten Strukturen verharret, während sie einbrechen, wird begraben.

Es geht uns nicht anders als der Automobilindustrie, die perspektivisch vom Verbrenner auf Elektroautos umsteigt, auch wenn die EU-Kommission im Dezember das Aus vom Verbrenner-Aus verkündet hat. Ungewiss, wer zu den Siegern zählen wird, wer zu den Verlierern, wir können nur unser Bestes geben. Wie viele Redaktionen beschäftigen wir uns jetzt intensiv mit künstlicher Intelligenz, sie hilft beim Recherchieren und Faktencheck. Ich muss zusehen, dass ich den Anschluss nicht verliere.

Als ich anfang beim SPIEGEL, arbeiteten etliche Kollegen dort, die noch den greisen SPIEGEL-Gründer Rudolf Augstein erlebt hatten. Einige erinnerten sich auch noch an die Jahre, als Artikel nicht mit Namen gezeichnet wurden. Der SPIEGEL sprach mit einer Stimme, die Individuen dahinter traten zurück. Heute drehen wir Videos, in denen wir über unsere Arbeit sprechen, und teilen in Texten Privates.

Ich weiß noch, wie ich mich vor meinem ersten Tag beim SPIEGEL neu einkleidete. Ich kaufte mir einen Schwung weiße Hem-

den und betrat das Haus in den ersten Monaten im Jackett. Inzwischen komme ich auch mal im Charlie-Brown-Shirt, einige Jüngere tragen Tattoos und kurze Hosen. Günter Gaus, Anfang der Siebzigerjahre Chefredakteur, erlebte den SPIEGEL in seinen jungen Jahren als »Strafbataillon des deutschen Journalismus«. Heute kommt es vor, dass Kollegen am ersten Arbeitstag einen Blumenstrauß auf dem Schreibtisch vorfinden, dazu eine Karte: »Herzlich willkommen!« Das kennt man sonst nur von Luxushotels. Ich finde es prima. Nichts spricht dagegen, sich auf der Arbeit wohlfühlen.

Was sich noch verändert hat, ist die Größe der Zimmer von Chefredakteuren. Früher waren die beim »Stern« und SPIEGEL so dimensioniert, dass man den Chef beim Eintreten kaum sah, so weit weg saß er. Chefredakteure kamen mit dem Sportwagen in die Redaktion, einer vom »Stern« sogar mit seinem Boot, die Elbe herunter. Heute fahren Chefredakteure Fahrrad oder Bahn, ihre Autorität ist nicht an die Wahl des Verkehrsmittels gekoppelt. Ihre Zimmer sind kaum größer als meines. Und in den Führungsetagen sitzen etliche junge Leute, anders als früher auch zahlreiche Frauen.

**Der Umgang mit Jüngeren** kann beides sein: bereichernd und ernüchternd. Sie helfen uns, jung zu bleiben. Zugleich machen sie uns bewusst, dass wir es nicht mehr sind. Manchmal sind sie auch ungerecht, aus unserer Sicht. Ein junger Mann in seinen Zwanzigern piff mich in der U-Bahn an, ich sei ein Mansplainer. Einer von jenen Männern, die glauben, anderen – zumeist Frauen – die Welt erklären zu müssen. Dabei hatte ich ihn lediglich darauf hingewiesen, dass die Tür gleich aufgehen werde, an die er sich anlehnte. Ein andermal sagte mir ein Mittzwanziger im Streit: »Wenn ich so alt bin wie du jetzt, bist du tot.«

Danger Dan singt: »Ein Hai in einem Aquarium muss sich mit den Goldfischen nicht messen.« Bin ich Goldfisch oder Hai? Unter Greisen bin ich der Jungspund, der das Leben vor sich hat. Zudem habe ich Zugang zu geheimem Wissen, denn anders als etliche von ihnen besitze ich ein Handy, mit dem man googeln kann. In Gegenwart sehr alter Menschen fühle ich mich wie ein Zauberer. Inmitten der Gen Z, so fürchte ich, könnte ich wie ein Onkel wirken, der tut, als könnte er zaubern, dabei begeistern seine Tricks nur noch ihn selbst.

In »Verliebt«, einem Song der Antilopen Gang, heißt es: »Ich steh' drupp wie Jupp im Club / Und blamier' mich, tanze wie ein ganz verwirrter Mann Anfang 40«. Wenn man mit Anfang 40 schon als verwirrt gilt, wie sehr dann erst mit 50?

Ein 20-Jähriger, den ich für eine Recherche interviewte, fand es kurios, dass ich



Alexander Kühn:  
»Älter werden für Anfänger«.  
DVA; 288 Seiten; 22 Euro.  
Erscheint am 20. Mai.



mir handschriftlich Notizen machte, anstatt sie ins Handy zu tippen. Es muss ihm vorgekommen sein wie Höhlenmalerei. Junge Leute können weder nachvollziehen, dass ich mein Geld bei meiner Heimatbank angelegt habe, wo ich meinen Berater persönlich kenne, noch dass ich T-Shirts und Socken im Laden einkaufe anstatt online.

Wenn ich sage, dass ich den stationären Handel stärken möchte, schauen sie mich an, als wollte ich ein ausgestopftes Tier wiederbeleben. Kurios: Für den Plattenspieler in meiner Wohnung begeistern sie sich. Für mich ist er nur Deko, aber wenn ich junge Leute zu Besuch habe, wollen sie immer LPs auflegen.

Ich frage mich, wie jüngere Kollegen aus meiner Branche auf mich blicken. Ob sie mir meine Privilegien neiden. Etwa dass ich mir Zeit nehmen darf für meine Recherchen, anders als viele heute, und lange an meinen Themen arbeiten kann. Viele junge Leute in der Medienbranche sind nicht fest angestellt, sie hangeln sich von einer Elternzeitvertretung zur nächsten, von Jahresvertrag zu Jahresvertrag. Sie verdienen nicht so viel wie meine Generation. Dass mein Gehalt unter dem der Generation vor mir liegt, hilft ihnen wenig.

## **Die Spielregeln verändern sich, aber ich habe Glück, ich darf noch mitspielen. Neue Türen öffnen sich.**

Als ich meinem Vorgesetzten sage, dass ich mich alt fühle, antwortet er: »Du bist jetzt jemand, von dem die Jüngeren lernen.« Ich widerspreche: »So sehe ich mich nicht.« – »Das ist aber so.« Was mir den Gedanken fremd erscheinen lässt: Bis heute habe ich mich nicht von meinen Vorbildern gelöst, von Reportern wie Marie-Luise Scherer oder Klaus Brinkbäumer.

Wie hoch ist die Chance, dass ich nach mehr als drei Jahrzehnten Schreiben deren Niveau erreichen werde? Kann ich mich in meinem Alter noch verbessern? Wann erreiche ich den Höhepunkt meiner Karriere, oder bin ich schon darüber hinaus? Kann ich Vorbild sein?

In letzter Zeit kommt es zunehmend vor, dass jüngere Kollegen mich um Rat fragen. Sie wollen wissen, wie man ein Interview vorbereitet oder für ein Porträt über einen Prominenten recherchiert. Eine Kollegin

schrieb mir neulich halb ironisch, halb ernst: Sie hätte gern meine »Skills«. Ich googelte, was Skills bedeutet: Fertigkeiten, Fähigkeiten. Ich bedankte mich bei ihr. Wenn sich das Älterwerden so anfühlt, könnte ich mich damit anfreunden.

Als ich mich mit Ende zwanzig auf der Journalistenschule bewarb, glaubte ich: Wenn du angenommen wirst, hast du es geschafft. Als ich dort war, dachte ich: Wenn du die Schule abgeschlossen hast, hast du es geschafft. In meinem ersten Job beim »Stern« merkte ich dann, wie viel ich noch lernen musste. Nach sechs Jahren wechselte ich zum SPIEGEL und lerne seither dazu, mit jedem Text, den ich schreibe, und es wird nie aufhören. So gesehen, bin ich doch noch eine Nachwuchskraft.

**Auf Recherchen** habe ich in den vergangenen Jahren junge Menschen kennengelernt, die mir imponierten: junge Klimaschützer, Veganer, LGBTQ-Aktivistinnen und -Aktivisten, alle links, aber ohne Schaum vor dem Mund, anders als die linken Twitter-Maulhelden. Keiner wollte mir etwas verbieten, keiner beschimpfte mich als alt und gestrig. Tatsächlich habe ich seit einiger Zeit das Gefühl, ich lerne mehr von den Jüngeren als von den Älteren. **S**



tirol.at

# WO

## ERLEBST DU MOMENTE, AN DIE DU IMMER ZURÜCKDENKST?

**Tirol**



## KINO

## Mäh! Mäh! Mord!

Seit Jahrzehnten brüllt in Tausenden Filmvorspännern des Hollywoodstudios Metro-Goldwyn-Mayer ein Löwe in die Kamera. »Roarr!«, sagt die Riesenkatze, jetzt kommt gleich ganz großes Kino. In der Komödie **Glennkill** ist statt des brüllenden Löwen ein blökendes Schaf zu sehen – und liefert mit diesem Scherz schon in den ersten Filmsekunden eine Vorahnung über die Humorliga, in der dieser »Schafskrimi« spielt. Hier wird mit derart schamlos blöden Einfällen geklotzt, dass sich selbst prinzipiell übellaunige Menschen vor Lachen kringeln dürften.

»Glennkill«, besetzt mit Hugh Jackman und sehr vielen fast echten Schafen, beruht auf dem Buch einer deutschen Autorin. Sie schreibt unter dem Pseudonym Leonie Swann und hat 2005 den gleichnamigen Roman veröffentlicht. Buch und Film handeln vom gewaltsamen Tod eines irischen Schäfers – und davon, wie die Herde den Mord an ihrem Hüter aufklärt.

Jackman verstrahlt in der Rolle des Schäfers George, der seinen Schafen jeden Abend aus Krimis vorliest, eine ebenso vergnügte wie verstrubbelte Liebenswürdigkeit. Anders als das Kinopublikum kann er die Sprache der Tiere nicht verstehen, während sie fröhlich und kriminalistisch kompetent darüber diskutieren, welche Figuren in den Mord- und Totschlagsgeschichten nun die Verbrecher sind. Als der Schäfer selbst dann eines Morgens gemeuchelt im saftig grünen irischen Gras liegt, rückt eine von Emma Thompson dargestellte Anwältin zur Testamentseröffnung an. Auf Anhieb der Mordtat verdächtig ist vor allem eine kurz vor dem Verbrechen aus den USA herbeigereiste junge Frau (Molly Gordon). Sie ist die Tochter des Schäfers George, die dieser erst recht spät in seinem Leben zu Gesicht bekommen hat. Oder doch nicht?

»Glennkill: ein Schafskrimi« präsentiert seine Darstellerinnen und Darsteller in sonntäglicher Landausflugsstimmung. Nicholas Braun verkörpert einen trottelligen Polizisten, der britische Jungstar Nicholas Galtzine einen ehrgeizigen Zeitungsreporter, Hong Chau eine nahezu allwissende und nicht besonders schweigsame Dorfbewohnerin. Die Hauptakteure aber heißen Lily, Mopple, Cloud, Zora und Sebastian und sind zum Sprechen begabte Schafe, deren Mimik und Bewegungen

mit sympathisch deutlich vorgeführter Tricktechnik inszeniert sind.

Zuvor hat der US-amerikanische Regisseur Kyle Balda zwei sagenhaft erfolgreiche, verblüffend lustige »Minions«-Filme mitverantwortet. Die kleinen gelben Fantasiewesen dürften Balda für den filmischen Umgang mit Herdentieren prädestiniert haben. Auch in »Glennkill« betrachtet er die Welt der Menschen aus der Perspektive der Masse – in diesem Fall von freundlichen, schlauen und

manchmal unverschämte störrischen Vierbeinern. Leute, die in Autos durch die Landschaft rasen und dabei böse dreinblicken, sind den Schafen ebenso ein Anlass zum Staunen wie die Beobachtung, dass die Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner sich regelmäßig in einem Gebäude mit Turm zum gemeinsamen Anbeten einer Himmelsmacht versammeln.

Bei allem Geblödel erinnert dieser Film daran, dass Schafe in der abendländischen Kulturgeschichte als Symboltiere für praktisch alles und jedes erhalten durften. Mal wurden sie himmlischen Herrschern geopfert, weil sie für Unschuld und Reinheit standen. Mal verknüpfte man Schutz und Geborgenheit mit ihnen, mal Wehrlosigkeit, mal bukolisches Vergnügen. In der griechischen Mythologie sind mit dem goldenen Vlies, einem Widderfell, magische Wirkungen verknüpft. Im Christentum ist das Lamm neben der Taube das am häufigsten verwendete Tiersymbol. Und selbst im fortschrittlichen Politikverständnis spielt das Schaf eine wichtige Rolle. Angeblich von US-Präsident Thomas Jefferson stammt der Satz: »Demokratie ist, wenn sich zwei Wölfe und ein Schaf am Tag darüber unterhalten, was es am Abend zum Essen gibt.«

Nur im Kino wurden sie bis jetzt eher vernachlässigt. Es gibt in der Geschichte des Mediums berühmte Filme, in denen Faultiere, Hunde, Schweine, Pinguine, Wale oder Löwen die Hauptrollen spielen. »Glennkill: ein Schafskrimi« ist – ebenbürtig dem epochalen Meisterwerk »Shaun das Schaf« aus dem Jahr 2015 – der Beweis, welcher Spezies die Königin und der König der komischen Kintiere eigentlich angehören.

Es ist eine Tierart mit großem Verstand und viel Wolle am Leib, die gelegentlich fröhlich blökt.

Wolfgang Höbel

In der albernsten Krimiverfilmung »Glennkill: Ein Schafskrimi« zeigen sich Emma Thompson und Hugh Jackman bester Laune. Aber die eigentlichen Stars sind clevere Schafe.





## ALBUM

## Großes Geballer

Dass Techno einmal alt werden würde, war dieser Musik nicht mitgegeben, als sie in den Achtzigerjahren entstand und klang wie eine Übertragung aus der Zukunft. Damals war der britische Musikproduzent Luke Slater, heute 57, ein junger Mann und einer von denen, die sich anstecken ließen von der Euphorie, die diese Klänge haben konnten. Sie ließen ihn nie wieder los. Planetary Assault Systems heißt sein bekanntestes Projekt, und der Name sagt es schon: Es ist Musik, in der sich Träume von Reisen durch das All mit der Vorstellung verbinden, mit riesigen Laserkanonen Planeten abzuschießen. Das Ozeanische und das Geballer. Das Großartige an **Planetary People**, dem neuen Planetary-Assault-Systems-Album: Diese Musik klingt immer noch so gut wie am ersten Tag, dunkel, brutal, geradeaus. Es ist Techno für Menschen, die ihre Freude daran haben, auf der Tanzfläche auf die Mütze zu bekommen. Dazu passt, dass die Platte bei Ostgut Ton erscheint, dem Label der Berliner Techno-Institution Berghain. Tatsächlich steht Slater für ein Künstlermodell, das in einer Welt, in der die Neuerfindung eines der höchsten Güter ist, wahrscheinlich nicht oft genug gewürdigt wird: den Überzeugungstäter. Slater ist der Schuster, der bei seinen Leisten bleibt. Der in immer neuen Variationen eine Musik produziert, die auf einer einfachen Klangpalette basiert und in der man sich verlieren kann wie in den endlosen Weiten jenes Fantasie-Weltraums, den es ihm mit ein paar scharfen Klängen immer wieder zu umreißen gelingt. RAP



Planetary Assault Systems: »Planetary People«; Ostgut Ton.



»Unconditional«. Bei Apple TV.

## SERIE

## Bringt sie nach Hause

Das Kind sitzt in einem russischen Horrorknast, die Politik zeigt sich unbeeindruckt. In einer Folge der israelischen Serie **Unconditional** ringt eine Mutter um das Leben ihrer Tochter, die wegen angeblichen Drogenhandels einsitzt. Vor TV-Kameras fordert die Mutter, alle diplomatischen Mittel für die Befreiung ihres Kindes einzusetzen. In Israel wird diese Folge niemand anschauen können, ohne an die Kampagne »Bring Them Home Now« zu denken, mit der nach dem Terrorangriff der Hamas vom 7. Oktober 2023 Druck auf die Netanyahu-Regierung gemacht wurde, damit diese die nach Gaza verschleppten Geiseln zurückholt. Bringt sie nach Hause – das ist auch der Imperativ, mit dem sich die Mutter für die Rettung ihrer Tochter in einen Verschwörungsplot begibt, in dem russische Gangster ein ebenso undurchsichtiges Spiel treiben wie israelische Geheimdienste. Mit »Fauda« oder »Teheran« haben israelische Fernsehproduzenten gezeigt, wie sich dringliche politische Stoffe mit Liebes- und Familiendramen koppeln lassen. Die Hauptdarstellerinnen von »Unconditional«, Liraz Chamami und Talia Lynne Ronn, spielen die Mutter-Tochter-Story furios – doch insgesamt wirkt die Serie so, als wären fast alle brisanten Verweise auf die Realität aus der Handlung radiert worden. Vielleicht ist das der Preis, den man für sehr gute Unterhaltung zahlt, wenn man Thrillerserien drehen will, während das eigene Land im Kriegsmodus ist. CBU

## ROMAN

## Ein Wesen namens Mutter

»Weil Gott nicht überall sein konnte, hat er die Mütter erschaffen«, so lautet ein Sprichwort. Darin steckt, kultur- und religionsübergreifend, viel Wahrheit über unser Bild von Mutterschaft: Die Frau, die uns zur Welt gebracht hat, ist für alles verantwortlich, jetzt und immerdar. Oder? Was heißt Mutterschaft, welche Ansprüche oder Tabus sind mit dieser Rolle, die als spezielle Daseinsform verstanden wird, verbunden? In **Alle meine Mütter** spürt Lena Gorelik diesen Fragen nach, all den überspannten Erwartungen an eine Mutter – auch denen an sich selbst. Entstanden ist eine literarische Collage, ein Puzzle aus Beobachtungen, historischen Fakten und gewiss nicht wenigen autobiografischen Erfahrungen der 1981 im damaligen Leningrad geborenen deutschen Journalistin und Schriftstellerin. Entstanden sind 272 Seiten voller Zärtlichkeit, Liebe und erschütternder Momente. Wir alle haben eine Mutter, deswegen ist dieses Buch eines für uns alle, egal ob weiblich, männlich, divers. Voller Empathie beschreibt Gorelik Menschen und ihre Erfahrungen mit Mutterschaft. Es geht um Ängste und Verluste, Unsicherheiten, Glück – und den Geruch verschwitzter Kinderköpfe. Wenn es so etwas wie eine Handlung gibt, dann die Entwicklung einer Krebserkrankung, unter der die Mutter der Erzählerin leidet. Die potenziell tödliche Krankheit bringt die Tochter dazu, sich zu fragen, was für eine Person ihre Mutter eigentlich ist, jenseits des Mutterseins. Eine einfache Antwort gibt es nicht, aber Goreliks Buch legt nahe: Es lohnt sich zu fragen. »S



Lena Gorelik: »Alle meine Mütter«. Rowohlt; 272 Seiten; 24 Euro.

# SPORT

## »Da ist er mit seiner Hand in meine Badehose«

**Sexuelle Gewalt** Über Jahre missbrauchte ein Hamburger Segeltrainer Kinder und Jugendliche. Hinweise darauf gab es genügend. Wie war das möglich?



Eine Nacht in Schweden, Sommer 2015.

In einem großen Rundzelt, einer Jurte, aufgebaut an einem See, fern von Hamburg, fern von den Eltern, liegen Kinder im Kreis: Schlafsack an Schlafsack, die Köpfe zur Zeltwand, die Füße zur Mitte hin.

Tagsüber sind sie gesegelt, haben Holz fürs Lagerfeuer gehackt und Verstecken zwischen Kiefern gespielt, bis die Sonne tief stand und jemand zum Essen rief. Ein Betreuer hat dann »Huckleberry Finn« vorgelesen und irgendwann die Lampe an der Zeltdecke gelöscht.

Die meisten Kinder schlafen schon. Jona schläft noch nicht.

Er hört Atemzüge. Irgendwo im Wald knackt etwas. Er bemerkt, dass der Mann, der neben ihm liegt, ebenfalls wach ist.

Dann beginnt es.

Jona hört, wie sich neben ihm langsam ein Reißverschluss öffnet. Eine Hand tastet in seinen Schlafsack, streicht über Schulter, Rücken, wie zur Beruhigung.

Jona liegt still, beinahe erstarrt. Er versteht nicht, was gerade passiert. Er ist elf Jahre alt.

Die Hand hört nicht auf. Sie greift unter Jonas Schlaf- und Unterhose, zieht den Stoff ein Stück herunter. Dann zieht der Mann auch seine eigene Hose herunter, nimmt Jonas Hand, führt sie zwischen seine Beine und bewegt sie minutenlang auf und ab. Bis Jona etwas Warmes über seine Finger laufen spürt.

So erzählt er es heute. So steht es in einem Urteil, das das Landgericht Hamburg im April 2025 gefällt hat.

Damals, in jener Sommernacht in Schweden, sagte Jona nichts. Nicht nur, weil ein Kind keine Worte hat für das, was geschah. Sondern auch, weil der Mann neben ihm sein Trainer war, der ihm die Welt bedeutete. Dem er vertraute. »Er war für mich wie ein großer Bruder.«

Der Mann, der hier Aaron Kroll heißen soll und dessen Namen der SPIEGEL aus juristischen Gründen geändert hat, ist bei der Sommerfahrt in Schweden 19 Jahre alt. Er wird noch acht weitere Jahre Jungen missbrauchen, alle etwa zwischen 10 und 14 Jahre alt, alle mit noch »kindlichem« Körperbau, »keine Schambehaarung«, »noch nicht im Stimmbruch«, wie das Gericht Jahre später feststellen wird.

Der Täter ebenso wie drei Betroffene, die ihren Trainer später anzeigen – sie alle sind damals Mitglieder eines kleinen Hamburger Segelvereins, in dem jeder jeden kennt, in dem man sich mag und aufeinander aufpasst.

Wie konnte der Missbrauch über Jahre unentdeckt geschehen? Warum ist niemand eingeschritten?

Der SPIEGEL hat mit Vereinsmitgliedern gesprochen, mit Eltern, mit den Anwälten der Nebenkläger und mit einer Psychologin. Mit Menschen, die sich täuschen ließen, und

mit jenen, die sahen, was andere nicht sehen wollten. Weil offenbar nicht sein konnte, was nicht sein durfte.

Der Verein und die handelnden Personen bleiben in dieser Geschichte anonym.

Hinweise darauf, dass der Segeltrainer Jungen besonders mochte, gab es seit Jahren. Lange bevor er sich an Jona verging, hatten Jugendliche Spottverse über ihn gedichtet, berichten langjährige Clubmitglieder.

*Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?  
Es ist der Aaron mit dem geklauten Kind.*

Man lachte darüber. Niemand glaubte, dass im Offensichtlichen eine grausame Wahrheit steckte.

Jona ist heute Anfang zwanzig, Student, ein kräftiger Mann mit blassem Gesicht und fester Stimme. Lange schwieg er. Irgendwann holte ihn das Erlebte ein – und der Gedanke, dass es noch mehr Opfer geben könnte.

An einem Nachmittag in seiner WG blättert er durch das Fotoalbum einer Segelreise. Es riecht nach Kaffee, auf dem Küchentisch stehen Plätzchen. »Das ist Aaron«, sagt Jona und zeigt auf einen hageren Mann mit rotbraunen Haaren, Dreitagebart und eckiger Brille. Auf dem Kopf trägt er einen Strohhut, er lächelt.

»Aaron war nicht wie die anderen Trainer«, sagt Jona. Er habe keine lauten Ansagen gemacht. »Aaron hat sich zu dir auf den Boden gesetzt und dich gefragt, wie's dir geht.«

Der Segelverein liegt an der Außenalster, einem Binnengewässer mitten in der Stadt. Es ist ein Ort, der seinen Mitgliedern für wenig Geld den sonst teuren Sport ermöglicht. Nach dem Training trifft man sich am Steg zum Imbiss. Im Frühjahr fahren die Kinder und Jugendlichen zum Segeln an norddeutsche Seen, im Sommer nach Schweden, im Winter schrauben sie an ihren Booten.

Aaron Kroll wuchs in geordneten Verhältnissen in Hamburg-Altona auf, der Vater ist Ingenieur, die Mutter Buchhändlerin. Er war gut in Naturwissenschaften und galt bei Mitschülern als verschlossener Sonderling.

Im Segelverein blühte er auf. Er rief jedes Kind beim Namen, kannte ihre Witze, er wusste, wer Streit hatte, wer Heimweh bekam. Er war der Kümmerer, der Tröster. Derjenige, der am Lagerfeuer spannende Geschichten erzählte und Vespa fuhr.

»Die Kinder sind ihm in Scharen hinterhergelaufen«, sagt eine langjährige Seglerin des Vereins. »Wie beim Rattenfänger von Hameln.«

## »Die Kinder sind ihm in Scharen hinterhergelaufen.«

Langjährige Seglerin des Vereins

Die Mutter eines Vereinskindes erinnert sich, dass Kroll oft eine Sonnenbrille trug, auch wenn die Sonne längst untergegangen war. »Er hat uns Eltern nie wirklich angeschaut, wenn wir mit ihm sprachen«, sagt sie.

Den Jüngsten erzählte Kroll, er habe einen Bruder verloren, deshalb liebe er kleine Jungs so sehr. »Man nahm ihm das ab«, sagt eine aus dem Club, die ihn gut kennt. »Er hatte diese Traurigkeit in der Stimme.«

Nach dem Abitur richtete Kroll sein Leben auf Kinder aus. Er betreute sie nicht nur als Segeltrainer, sondern auch als Sportlehrer an seiner alten Waldorfschule und ging mit ihnen klettern. Das Lehramtsstudium ließ er schleifen.

Sein WG-Mitbewohner und bester Freund sagt vor Gericht, Kroll habe regelmäßig Jungen mit nach Hause gebracht, zum Film schauen, zum Übernachten. Eine Liebesbeziehung zu jemandem, der älter war als 15, habe er seines Wissens nie gehabt.

Die psychiatrische Gutachterin im Verfahren beschreibt Kroll als jemanden, der nicht erwachsen werden wollte. Sie diagnostiziert eine Störung der Sexualpräferenz: eine ausschließliche, homosexuelle Pädophilie.

»Missbrauchstäter agieren geduldig und berechnend«, sagt die Psychologin Julia von Weiler, Expertin für sexualisierte Gewalt gegen Kinder, der SPIEGEL hat ihr den Fall geschildert. »Sie bauen über Monate, manchmal Jahre eine Beziehung auf, als der Einzige, der das Kind wirklich versteht«, sagt Weiler. »Der Missbrauch ist die letzte Stufe.«

**Im Spätsommer 2013**, Jona war gerade zehn geworden, starb seine alleinerziehende, schwer kranke Mutter. »Ich weiß noch, wie der Sarg aussah«, sagt Jona und klappt das Fotoalbum zu. »Und ich weiß noch, dass ich nicht geweint habe. Keine Ahnung, warum.«

Auf der Beerdigung habe Aaron Kroll neben ihm gestanden, in einem dunklen Hemd, erinnert sich Jona. »Er hat mich lange umarmt.« Und dann habe der Trainer diesen Satz gesagt, den er nie vergessen werde:

»Ich und der Segelclub – wir sind jetzt deine Familie.«

Jona starrt aus dem Fenster. »Ich habe das wirklich geglaubt.«

Er habe zu der Zeit verzweifelt nach Halt gesucht. »Ich hatte keinen Vater mehr und keine Mutter. Ich kam in eine Pflegefamilie, in eine neue Schule, in der ich niemanden kannte«, sagt Jona. »Ich wollte, dass mich jemand sieht.«

Kroll sah ihn, mit dem Instinkt eines Menschen, der Schwäche sofort erkennt. Er fragte Jona, wie es ihm gehe, hörte zu. Er nahm ihn in den Arm. Er schrieb den Pflegeeltern eine Nachricht, ob Jona nicht zum Klettern



Segler Jona, Fotoalbum mit Trainer: Im Verein blühte er auf

mitkommen wolle, er würde die Kosten übernehmen. Die Pflegeeltern sagten Ja.

Eine Seglerin des Vereins war selbst noch Teenager, als sie beobachtete, wie Kroll mit einzelnen Jungen ins Erlebnisbad fuhr und Kontakt zu Familien hielt, deren Kinder längst den Verein gewechselt hatten. Sie sagte nichts. »Weil es nichts Konkretes gab.« Trotzdem habe sie sich gefragt: »Was checke ich nicht an dem?«

Was sie sah, war ein Trainer, der Nähe suchte. Exklusive Nähe. Der immer wieder Situationen schuf, in denen er mit einem Kind allein war. Schon im alten Jugendschutzpapier des Vereins galten solche Konstellationen als Risikosituationen, für die es eine klare Regel gab: Ein Trainer ist nicht allein mit einem Kind.

Kroll sorgte dafür, dass das Zusammensein mit ihm Spaß machte. Er organisierte Filmabende am Steg. Er brachte Musikboxen mit aufs Boot oder eine Unterwasserkamera, er sorgte für mehr Action als die anderen Trainer. Dafür ließen sich die Jungen von ihm durch die Haare wuscheln oder die Schultern massieren. Sie legten sich mit ihm in eine Hängematte, nahmen seinen Arm als Kopfkissen.

Vielen fiel das auf, aber alle werteten es lange als besonders enge Bindung zwischen Trainer und Kindern. Und Kroll sei inzwischen so lange im Verein gewesen, dass man

es nicht anders kannte, erzählt eine Seglerin aus dem Club. »Er war Familie.« Die Grenze zwischen Trainer und Freund sei immer mehr verschwommen. »Es war eine falsche Normalität.«

Kriminalpsychologen sagen, Missbrauch fange nicht mit einem plötzlichen Übergriff an, sondern mit kleinen Verschiebungen. Mit ein bisschen mehr Nähe. Mit ein bisschen weniger Widerspruch. Bis sich das Umfeld daran gewöhnt habe.

**Anfangs habe Kroll** ihn nur »ein bisschen berührt, am Bauch, am Rücken, über dem Po«, erzählt Jona so sachlich, als würde er nicht über sich, sondern über jemand anderen sprechen. »Er hat erst mal geguckt, ob du das tolerierst.«

Jona scrollt durch seine Smartphone-Bilder, zeigt ein Foto. Darauf hockt Kroll in einem Whirlpool, umringt von Kindern, darunter die Tochter des Vereinsvorsitzenden.

**»Ich war ein Objekt für ihn. Aber das sollte keiner mitbekommen.«**

Jona, Missbrauchsopfer

Jona hat er auf dem Schoß, Krolls Hände liegen auf den Schultern des Jungen.

»Da ist er mit der Hand in meine Badehose und hat mich untenrum angefasst«, sagt Jona. »Hat keiner gemerkt. Das Wasser sprudelte ja.«

Die Aufnahme stammt von der Fährüberfahrt nach Schweden, aus jenem Sommer 2015, in dem Kroll Jona später nachts in der Jurte missbrauchte.

Dort hatte Kroll seinen Schlafsack schon tagsüber nicht wie die anderen Trainer am Eingang platziert, sondern weiter hinten, zwischen den Schlafsäcken der Jungen.

»Wir haben uns darum geprügelt, wer neben ihm liegen darf«, sagt einer von denen, für die Kroll ein Held war.

Nur Jona habe sich nie um einen Schlafplatz neben Kroll prügeln müssen. »Der war bei Aaron gesetzt«, sagt einer. »Jona wurde auch mehr massiert als wir.«

Über die folgenden Jahre wurde das Streicheln und das gegenseitige Anfassen zum Ritual. Wenn er abends im Zelt lag, erinnert sich Jona, habe er schon gewusst, was er zu tun hatte.

Dem Gericht sagte Jona, er habe immer schon gespürt, wann Kroll ejakulieren würde. Kurz zuvor hätten sich jedes Mal die Bauchmuskeln des Trainers angespannt.

Kroll verlor nie ein Wort über diese Dinge. Auch Jona schwieg. »Ich wusste, dass es komisch war«, sagt er. »Aber ich hatte keine Ahnung, dass es nicht okay ist.«

»Das Gehirn trennt den Spaß mit dem Trainer vom Übergriff«, sagt die Psychologin Julia von Weiler. Dass der Täter zwei Gesichter hat, verwirre die Kinder und mache sie sprachlos. »Genau so ist es gewollt.«

Kroll nutzte diese Sprachlosigkeit.

Im Frühjahr 2018 ging es auf eine Segeltour für vier Tage an die Schlei, einen Meeresarm der Ostsee. Drei Nächte, wieder eine dunkle Jurte, wieder das wortlose, seit Jahren eingespielte Muster: streicheln, massieren, masturbieren.

Doch in jener Nacht an der Schlei packte Kroll Jona am Nacken, führte den Kopf des Jungen in seinen Schoß. Der Griff, heißt es im Urteil mit dem Aktenzeichen 617 KLS 20/24 jug., »erschwerte es« Jona, »zu steuern, wie tief« der Angeklagte »in den Mund des damals 14-Jährigen eindrang«.

Das Ejakulat sei »in den Rachen des Nebenklägers gelangt«, stellte das Gericht fest. »Dieser musste es aus einem körperlichen Reflex herunterlucken, wobei der Nebenkläger Ekel empfand.«

Am nächsten Morgen sei ihm übel gewesen, erzählt Jona. Während die anderen die Zelte abbauten, habe er teilnahmslos auf einer Transportbox am Strand gehockt, voller Scham über das, was in der Nacht passiert war.

Kroll habe ihn angefahren. »Reiß dich mal zusammen.«



Es blieb das einzige Mal, dass Kroll ein Wort über das Geschehene verloren habe, sagt Jona. »Ich war ein Objekt für ihn. Aber das sollte keiner mitbekommen.«

Ermittler fanden auf Krolls Laptop digitale Spuren von Dokumentationen über sexuellen Missbrauch von Kindern, Kroll hatte sich diese Filme angesehen. Er wusste, dass seine Taten strafbar sind. Aber er suchte sich keine therapeutische Hilfe. Er verschleierte sein Begehren.

»Beim Duschen auf der Fähre hat er uns nie angeglotzt«, sagt Jona. Sobald er das Gefühl hatte, erwischt zu werden, habe er aufgehört. Und sobald er gespürt habe, dass Jungen sich Berührungen widersetzen, habe er von ihnen abgesehen, berichteten die Betroffenen vor Gericht.

Es sei ein Irrglaube, sagen Kriminalpsychologen, dass sich pädophile Täter von anderen grundsätzlich unterscheiden. Sie können loyale Freunde sein, verantwortungsvolle Menschen.

Kroll reparierte an Wochenenden Boote, kontrollierte Erste-Hilfe-Kästen und kümmerte sich um Kinder, die als schwierig galten. Er trank kaum Alkohol, nahm keine Drogen, er war immer da, für eine Ehrenamtspauschale. Einen wie ihn zu verlieren, sagt eine aus dem Verein, »das konnten wir uns nicht leisten«.

Kroll, sagen sie im Segelclub, sei ein kompetenter, erfolgreicher Trainer gewesen, der für alles, was er tat, eine plausible Erklärung gehabt habe. Wenn jemand fragte, warum er so eng mit den Kindern war, entgegnete er: »Ohne mich würde hier doch alles zusammenbrechen.«

Er schrieb sogar am Jugendschutzkonzept des Vereins mit. Kaum ein Elternteil schöpfte Verdacht.

Was machst du, wenn dich dein Kind anbettelt, mit dem coolen Trainer surfen fahren zu dürfen?«, sagt die Mutter eines Jungen: »Du willst keine Spielverderberin sein.« Sie habe als Notlösung den älteren Sohn mitgeschickt. Der jüngere habe mit Kroll allein »oben im Wohnmobil« geschlafen. Bis heute wisse sie nicht, was dort vorgefallen ist. »Er spricht nicht darüber«, sagt sie, ihre Stimme bricht. »Das zerreißt mich.«

Als Kroll ihren Sohn in einer Textnachricht gefragt habe, von wessen Handy er schreibe, sei sie misstrauisch geworden. »Aber wer wagt es, jemand so Engagierten zu beschuldigen? Ohne Beweis, nur aus einem Bauchgefühl heraus.«

Auch Jona wusste um den guten Ruf des Trainers. Deshalb habe er weiter den Mund gehalten. Wem hätte er sich anvertrauen sollen? Der Verein war sein Zuhause und Kroll die »rechte Hand« des Vereinschefs. Wer diesen Mann anklagte, klagte den Segelclub an.

»Ich hatte Angst, meine Freunde zu verlieren«, sagt Jona. All die Menschen, die ihm

seit dem frühen Tod seiner Mutter wichtiger geworden waren als alles andere.

Nur eine Minderheit der Betroffenen erzählt jemals von sexuellen Übergriffen, heißt es in einer Studie der Universität Regensburg. Und nur acht Prozent aller Fälle werden den Behörden bekannt. Wird ein Täter verurteilt, ist das Kind, das den Anstoß gab, selten das erste, eher das 15. oder das 25. Deshalb liegt es nahe, dass Kroll noch weitere Jungen missbraucht habe.

**Im Oktober 2022** konfrontierten Kroll zwei Trainerinnen auf einem Herbsttrainingslager des Segler-Verbands Schleswig-Holstein, wo er kurzfristig als Aushilfstrainer eingesprungen war. Es ging um sein »fragwürdiges Auftreten« gegenüber den Kindern, heißt es in Protokollen, die dem SPIEGEL vorliegen.

Demnach hatte Kroll einen Jungen tagsüber zwischen seine Beine gesetzt, ihn von hinten umarmt, seinen Kopf an den des Jungen gelehnt. Nachts hatte er sich mit seinem Laptop zu Jungen ins Bett gelegt.

»Ich bin halt so«, habe sich Kroll gerechtfertigt und sei dann zügig abgereist.

Der Vorfall landete beim Hamburger Sportbund, der den Nachbarverein informierte – einen Segelclub, der Liegeplätze direkt neben Krolls Heimatverein am selben Steg an der Alster hat und bei dem Kroll ebenfalls als Trainer angestellt war.

Der Jugendschutzbeauftragte des Nachbarvereins erinnert sich an den Abend der Aussprache. Kroll habe stumm dagesessen, »er tat sich selbst leid«. Er habe alle Vorwürfe zugegeben und beteuert, die Kinder hätten die Nähe selbst gesucht, alles sei im

#### Segelboot auf der Alster:

Im Dunkeln zum Missbrauch benutzt



Einverständnis geschehen. »Das ist doch Teil meines pädagogischen Konzepts.«

Der Jugendschutzbeauftragte erklärte ihm, dass sein Verhalten nach Grooming aussehe, dem systematischen Erschleichen von Vertrauen, um Kinder missbrauchen zu können. Kroll sagte, er hätte sich anders verhalten, wenn er gewusst hätte, dass man es so sehe. Der Nachbarclub kündigte Kroll und sprach ihm Hausverbot aus.

Im Segelclub, in dem auch Jona Mitglied war, durfte Kroll bleiben. Die Vorwürfe seien zu unkonkret für eine Suspendierung, befand die Vereinsführung, obwohl man die Protokolle aus dem Trainingslager kannte. Man bot sogar an, Kroll bei einer Gegendarstellung zu helfen, aber der schwieg.

Statt ihn zu feuern, ließ man ihn weiter Kinder betreuen. Als die vereinsinternen Jugendschutzregeln überarbeitet wurden, durfte Kroll mitschreiben. Er bat darum, ihn darauf hinzuweisen, falls er einem Kind näher komme, als dies akzeptabel sei.

Die Vereinsführung sah die Warnsignale, aber nahm sie nicht ernst. Weil sie Kroll zu kennen glaubte und ihm vertraute. Weil die Realität eine Ungeheuerlichkeit gewesen wäre, die niemand wahrhaben wollte. Und weil man sich dann hätte eingestehen müssen, jahrelang blind gewesen zu sein.

Sport schafft Nähe – und damit Macht: Erwachsene entscheiden darüber, wer in ein Team darf, wer gefördert wird, wer Anerkennung bekommt. Täter nutzen diese Struktur.

Im Prozess vor dem Landgericht Hamburg bezeichnet die Vorsitzende Richterin Anne Meier-Göring den Umgang des Vereins mit den Vorfällen als »völlig indiskutabel«. Das Verhalten der Clubverantwortlichen habe die Taten des Trainers erst ermöglicht. Strafbar ist diese Gutgläubigkeit nicht.

Der Vereinsvorsitzende schreibt auf Nachfrage per E-Mail, er werde sich zu den Vorgängen nicht äußern. Der Fall habe ihm »persönlich und gesundheitlich« zu viel abverlangt.

Die Präventionsbeauftragte des Vereins sagte dem SPIEGEL auf Nachfrage, sie habe lange nicht gewusst, was Grooming sei. Aufgefallen sei ihr nichts: »Anfangs waren es ja nur so Verdachtsmomente.«

Der Segelclub nahm Kroll im Sommer 2023 noch einmal mit auf eine Tour nach Schweden. Man brauche ihn, weil er sich um ein Mädchen mit ADHS kümmern müsse, hieß es.

In der letzten Nacht der Tour missbrauchte Kroll einen weiteren minderjährigen Jungen, der später als Nebenkläger aussagen wird. Danach, so beschreiben es die Eltern, sei ihr Sohn monatelang kaum zur Ruhe gekommen, habe schlecht geschlafen und sich in der Schule schlecht konzentrieren können.

Jona war zu diesem Zeitpunkt schon lange nicht mehr im Verein. Er habe sich ein-

geredet, Segeln sei »uncool«, etwas für kleine Kinder. Dass er den Missbrauch verdrängte, habe er damals noch nicht verstanden, sagt er heute.

Er wurde einsamer, aggressiver. Stritt mit den Pflegeeltern, zog in eine Jugendwohngruppe. Nachts schlief er schon lange nicht mehr auf dem Rücken wie gewohnt, sondern auf dem Bauch. Eine unterbewusste Schutzreaktion, sagt Jona. »Ist bis heute so.«

Wenn er heute einer Frau nahekomme, sagt Jona, kämen die Bilder. Dann ziehe er sich zurück. In der Pubertät habe er panische Angst davor gehabt, das Erlebte könnte ihn womöglich selbst zu einem pädophilen Täter machen, eine häufige Sorge in solchen Fällen.

**Irgendwann habe ihn** eine gute Freundin gefragt, warum er eigentlich nicht mehr segle. Da habe er angefangen zu weinen, erinnert sich Jona. »Oh Gott, da war etwas«, habe er zu ihr gesagt und ihr dann erzählt, was ihn seit Jahren quält. Seitdem habe sein Kopf keine Ruhe mehr gegeben.

Jona schrieb eine E-Mail an die Hamburger Sportjugend. Als er nur eine Abwesenheitsnotiz bekam, schob er das Thema wieder beiseite.

Dann begegnete er Kroll Ende 2023 zufällig in einer Kicker-Bar auf St. Pauli. Ihre Blicke trafen sich kurz, der Trainer drehte sich weg, Jona verließ sofort die Bar. »Da begriff ich: Du musst dich dieser Sache stellen. Du kannst nicht ewig davor weglaufen.«

Anfang 2024 rief er den Vereinsvorsitzenden an, der sich immer vor den Trainer gestellt hatte. Sie trafen sich, Jona erzählte ihm alles. Er sagte: »Ich musste Aaron oral befriedigen.« Der Vereinschef habe gesagt: »Ach du Scheiße.«

Erst jetzt, mehr als ein Jahr nach den ersten Vorwürfen gegen Kroll, suspendierte der Segelclub den Trainer.

Im März 2024 ging Jona zur Polizei. Es dämmerte bereits. Den ganzen Tag hatte er gezögert, bis er sich ein Herz fasste: »Jetzt oder nie.« Jona erstattete Anzeige.

Man verwies ihn an das LKA 42, ein Fachkommissariat für Sexualdelikte. Zwei Monate später saß er dort in einem Wartezimmer, in dem Kuscheltiere neben Wattestäbchen zur DNA-Probenentnahme standen. Dann erzählte er alles einer geduldischen Beamtin. Als er fertig war, war er erleichtert und »irgendwie stolz«, sagt Jona. »Ich hatte das Richtige getan.«

Jonas Mut brachte andere zum Sprechen.

Ein Junge aus dem Verein arbeitete gerade im Bootshaus, als er zufällig hörte, warum Kroll nicht mehr komme. »Weil der Kinder anfasst«, sagte ein Mädchen beiläufig. Auch diesem Jungen hatte Kroll in Schweden in die Unterhose gegriffen. Er erzählte das seinem Vater. Auch er zeigte Kroll an, sagte als Nebenkläger vor Gericht aus.



Alona Kardash / DER SPIEGEL

#### **Geschädigter Jona mit Whirlpoolfoto:**

»Da hat er mich untenrum angefasst«

Im Sommer 2024 klingelte die Polizei bei Kroll, er wohnte inzwischen wieder im Haus seiner Eltern. Er schien wenig überrascht. »Er wusste, was kommt«, sagt Jonas Rechtsanwalt. Kroll schwieg. Er hatte sich offenbar längst juristisch beraten lassen.

Die Ermittler sicherten auf seinem Laptop unter anderem Fotos von nackten Jungen »vor der Geschlechtsreife«, die »an ihrem Glied manipulieren«, so steht es im Urteil.

Auch im Prozess verlor Kroll kaum ein Wort, er vermied es konsequent, die Zeugen und Nebenkläger anzusehen. Nur einmal suchte er Blickkontakt, als sein ehemaliger WG-Mitbewohner und ehemals bester Freund aussagte – ein Psychologiestudent, der selbst mit missbrauchten Kindern arbeitete und vor Gericht in Tränen ausbrach.

Als »reuelos und aalglatt« beschreibt eine Nebenklagevertreterin Krolls Verhalten während der zwölfstägigen Hauptverhandlung. Er schrieb unablässig mit, in ordentlicher Schrift. »Mit seiner eigenen Verantwortung für das Leid der Nebenkläger und mit seiner Pädophilie« urteilte das Gericht, habe er sich »nicht erkennbar auseinander gesetzt«.

Die Verteidigung versuchte dennoch, die Aussagen der Betroffenen zu diskreditieren. Sie forderte von den Nebenklägern, intime Details der Übergriffe zu schildern, als könnten sie sich an jede Sekunde erinnern.

Psychologinnen wie Weiler kritisieren, dass Geschädigte in solchen Verfahren vor allem als Beweismittel dienten. Sie müssten sich rechtfertigen, erklären, beweisen, wäh-

rend der Täter schweigen darf. Auch deshalb erstatteten so wenige Betroffene Anzeige.

Das Hamburger Gericht aber glaubt Jona. Er hatte die Berührungen, Gefühle und Situationen des Missbrauchs so detailreich geschildert, wie man sie sich kaum hätte ausdenken können. Ohne Übertreibung.

Am Ende der Verhandlung äußert sich Kroll dann doch noch: Viele Zeugen hätten darüber gesprochen, was er Schlechtes getan habe, sagte er. »Aber niemand hat das Gute erwähnt.«

»Das Gute«, antwortet die Richterin Meier-Göring, »zählt nicht mehr.«

Als sie Ende April 2025 das Urteil verliest, weinen einige. Jona und die anderen Nebenkläger warten zeitweise vor der Tür. Die Details wollen sie nicht noch einmal hören.

In den Zuhörerreihen sitzen neben den Familien der Kläger auch Vertreter des Deutschen Segler-Verbands und der Hamburger Sportjugend. Mit dem SPIEGEL sprechen wollten sie nicht.

Kroll wird zu vier Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt, unter anderem für sexuellen Missbrauch von Kindern, Jugendlichen und Schutzbefohlenen in zehn Fällen. Den Betroffenen muss er mehrere Tausend Euro Schmerzensgeld zahlen.

»Genugtuung verspüre ich nicht«, sagt Jona. »Um Rache ging es mir nie.«

Ein knappes Jahr nach dem Urteil steht er an der Außenalster, am Steg seines Segelvereins, in den er zurückgekehrt ist, die Sonne glitzert auf dem Wasser.

Er wisse noch, wie Kroll ihn hier eines Abends zu einem schmalen, abgedeckten Boot geführt habe. »Dort drüben lag das«, sagt er. Er erinnere sich auch daran, wie er schon beim Einsteigen gewusst habe, was gleich im Dunkeln passieren würde. »Das kommt manchmal hoch, wenn ich allein hier bin«, sagt er. »Aber ich will nicht, dass die Erinnerung gewinnt.«

Jona ist jetzt Jugendobmann im Segelclub und treibt den Umbau einer jugendschutzgerechten Umkleidekabine am Steg voran. Statt Vorhängen soll sie Türen haben. Auf dem neuen Jugendschutzkonzept des Segelclubs steht auf dem Deckblatt nun in dicken Lettern: »Augen auf! Hinsehen! Schützen!«

Die alten Vorstände haben sich zur Wiederwahl nicht mehr aufstellen lassen. »Der Verein hat den Fall nicht aufgearbeitet«, sagt Jona. »Das macht mich wütend.«

Jona wartet nun auf einen Therapieplatz, um den Missbrauch zu verarbeiten. Vier bis sechs Monate werde das dauern, habe man ihm gesagt.

Aaron Kroll wird voraussichtlich in drei Jahren aus dem geschlossenen Vollzug für Sexualstraftäter entlassen. Bis dahin kann er sich dort helfen lassen, wenn er will.

Matthias Fiedler





### ◀ Randsportart

Bei einem Wettlauf muss es nicht immer um Bestzeiten gehen; manchmal reicht es aus, stolperfrei von A nach B zu kommen. Beim High Heel Race steht der Spaß im Vordergrund, auch wenn das Sprinten auf hohen Absätzen enormes koordinatives Geschick erfordert. Veranstaltungen sind oft an Pride- oder Drag-Events gekoppelt, mitunter werden die Heels mit Kostümen kombiniert. Die Teilnahme steht allen Geschlechtern offen. In Städten wie Washington oder Madrid sind High Heel Races regelmäßig Publikumsmagneten. CEV

### HALTUNGSNOTE

## Baum des Jahres

Der FC Augsburg ist das unauffälligste Mitglied der Fußball-Bundesliga. Vor 15 Jahren ist der Club aufgestiegen, seine Schlussplatzierungen in den vergangenen zehn Jahren waren 12., 13., 12., 15., 15., 13., 14., 15., 11. und 12.

Selten hat die Mannschaft mal einen Nationalspieler in den eigenen Reihen. Die Trainer hießen Jess Thorup, Martin Schmidt. Enrico Maaßen, Jos Luhukay – Männer, die das Gegenteil von Glamour verströmen. Fußballarbeiter.

Zu dieser Saison hatten sie in Augsburg die Idee, das zu ändern. Sie holten Sandro Wagner als Trainer. Wagner ist durch seine Sprüche bekannt geworden, einer, der die Öffentlichkeit liebt. Alles sollte mit ihm anders werden, man wollte auch mal im Scheinwerferlicht stehen.

Nach zwölf Spieltagen hatte der FC zehn kümmerliche Punkte geholt, krebste vor der Abstiegszone herum. Man trennte sich von Wag-



Von ihm sind keine Sprüche überliefert, er ist ein ruhiger Vertreter. Doch was Manuel Baum mit dem FC Augsburg schafft, ist erstaunlich.

ner, das Experiment Glamour war beendet. Es übernahm eine Art Anti-Wagner: Manuel Baum, der ein paar Jahre zuvor schon in Augsburg unter Vertrag gestanden hatte. Baum war früher als Lehrer tätig gewesen. Man kann ihn sich gut in »Das fliegende Klassenzimmer« vorstellen.

Seitdem hat der FCA 33 Punkte geholt, in der Rückrunde ist er das fünftbeste Team, vor dem Ligafinale hat die Mannschaft sogar die Chance, sich noch für den Europapokal zu qualifizieren. Und alles in dem Stil, den man über die Jahre gepflegt hat: unauffällig. Sprüche sind von Manuel Baum nicht überliefert.

Die drei Trainer, denen es gelang, mit ihren Teams den FC Bayern in dieser Saison zu schlagen, heißen Luis Enrique, Starcoach aus Paris, Mikel Arteta, Mastermind des FC Arsenal – und Manuel Baum. Der ruhige Vertreter aus Augsburg. Der Bundesligatrainer des Jahres. AHA

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923 – 2002)**CHEFREDAKTION** Dirk Kurbjuweit (V.i.S.d.P.), Thorsten Dörting, Cordula Meyer**LEITENDE REDAKTEURE** Editorial Desk: Judith Horchert, Barbara Hardinghaus, Alexander Neubacher, Hendrik TERNIEDEN, Oliver Trenkamp, Stefan Weigel. **Managing Editor:** Birger Menke, Bente Kirschstein (Geschäftsführende Redakteurin). **Leiterin Derivate:** Dr. Susanne Weingarten. **Redaktionelle Entwicklung:** Matthias Seitz**CHEFS VOM DIENST** Leitung: Patricia Dreyer, Malte Müller-Michaelis, Jörn Sucher, Anselm Waldemann (stellv.). **CvD Digital:** Melanie Ahlmeier, Lisa Erdmann, Kevin Hagen, Björn Hengst, Olaf Kanter, Sabrina Knoll, Nicolai Kwasienski, Florian Merkel, Charlene Opstensteinen, Dr. Dominik Peters, Dr. Jens Radü, Daniel Raacke, Martin Wolf**AUTOREN/REPORTER DER CHEFREDAKTION** Susanne Beyer (SPIEGEL-Solutions), Anna Claauß, Ullrich Fichtner, Lothar Gorriss, Marc Hujer, Stefan Kuzmany, Thomas Scholz, Dr. Markus Verbeet**NEWS** Leitung: Janusz Tietz, Benjamin Schulz (stellv.); Henrik Bahlmann, Anna Elebrachert, Malte Göbel, Miriam Khan, Charlotte Lüder, Jonas Mielke, Jan Petter, Florian Pütz, Sven Scharf, Elisa Schwarze, Kim Staudt, Sebastian Stoll, Anastasia Trenkler, Nadine Wolter**HAUPTSTADTBÜRO** Leitung: Christoph Hickmann, Roland Nelles, Maria Fiedler (stellv.), Marina Kormbaki (stellv.). **Redaktion:** Sophie Garbe, Florian Gathmann, Milena Hassenkamp, Fabian Hillebrand, Paul Anton Krüger, Ann-Katrin Müller, Andreas Niesmann, Anna Teems, Jonas Schauble, Christoph Schult, Christian Reins, Severin Weiland. **Autoren, Reporter:** Deike Diening, Markus Feldenkirchen, Sebastian Fischer, Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein, Philipp Wittrock. **Politik Hamburg:** Felix Keßler, Marc Röhligh**DEUTSCHLAND** Leitung: Anke Dürr, Sophia Schirmer, Guido Mingels (stellv.), Ansgar Siemens (stellv.). **Redaktion:** Birte Bredow, Lisa Duhm, Fiona Ehlers, Silke Fokken, Kathrin Fromm, Hubert Gude, Kristin Haug, Armin Himmelfarb, Levin Kubeth, Annette Langer, Katrin Langhans, Günther Latsch, Christopher Plitz, Swantje Unterberg, Jens Witte, Jean-Pierre Ziegler. **Investigativ/Innere Sicherheit:** Wolf Wiedmann-Schmidt, Astrid Geisler; Susanne Amann, Maik Baumgärtner, Sven Becker, Klaus Eberle, Roman Höfner, Philipp Kollenbroich, Ulrich Kraetzer, Sven Röbel, Fidelius Schmid, Sara Wess.**Autoren, Reporter:** Jürgen Dahlkamp, Julia Jüttner, Dr. Klaus Wiegrefe. **Berlin:** Frauke Böger, Florian Kistler, Juliane Löffler, Hannes Schrader**WIRTSCHAFT/NETZWELT** Leitung: Markus Brauck, Yasmin El-Sharif, Stefan Kaiser, Cornelia Schmergal, Simon Hage (stellv.). **Redaktion:** Vicky Bargel, Dr. Philip Bettege, Benjamin Bödker, Michael Brächer, Florian Diekmann, Kristina Grike, Max Hoppenstedt (Heinrichs (Teamleitung Netzwerk)), Henning Jauernig, Dr. Matthias Kaufmann, Katharina Koerth, Matthias Kremp, Martin U. Müller, Nicola Naber, Alexander Preker, Stefan Schult, Kim Staudt, Mia Stöckel, Udo Trichtl. **Autoren, Reporter:** Markus Becker, David Böcking, Angela Gruber, Alexander Kühn, Christian Reiermann, Marcel Rosenbach. **Berlin:** Markus Dettmer, Michael Kröger, Thilo Neumann, Gerald Traufetter (Chefredakteur)**AUSLAND** Leitung: Mathieu von Rohr, Özlem Topçu, Maximilian Popp (stellv.), Julia Prossinger (stellv.), Kurt Stukenberg (stellv.). **Redaktion:** Mohannad Alkhalil Aljanak, Ann-Dorit Boy, Alexander Chernyshev, Francesco Collini, Georg Fahrion, Katharina Graça Peters, Jan Puhl, Serafin Reiber, Anna-Sophie Schneider. **Autoren, Reporter:** Alexandra Berlin, Christian Esch, Susanne Koelbl, Katrin Kuntz, Steffen Lüdke, Juliane von Mittelstaedt, Nilda Pantel, Christoph Zander, Alexander Sarovic, Fritz Schaap, Bernhard Reut**WISSEN** Leitung: Julia Merlot, Katja Thimm, Patrick Beuth (stellv.). **Redaktion:** Marco Evers, Anika Freier, Johann Grolle, Arvid Hattsch, Max Hasse, Lukas Kissel, Guido Kleinhubert, Julia Koch, Julia Köppe, Martin Schlack, Nils-Viktor Sorge (Teamleitung Mobilität). **Autoren, Reporter:** Jörg Blech, Maik Großekathöfer, Christoph Seidler, Olaf Stampf, Antje Windmann. **Berlin:** Susanne Götzte, Kerstin Kullmann, Alina Schadwinkel**KULTUR** Leitung: Philipp Oehmke, Eva Thöne, Elisa von Hof (stellv.), Anton Rainer (stellv.). **Redaktion:** Felix Bayer, Tobias Becker, Christian Büß, Oliver Kaever, Ulrike Knöfel, Carola Padtberg, Katharina Stegelmann. **Autoren, Reporter:** Laura Backes, Andreas Borcholte, Xaver von Cranach, Sebastian Hammelhe, Michail Hengstenberg, Wolfgang Höbel, Enrico Ippolito. **Berlin:** Lars-Olav Beier, Matern von Boeselager, Tobias Rapp, Jurek Skrobala**REPORTER** Leitung: Özlem Gezer, Christoph Scheuermann, Felix Dachsel (stellv.). **Redaktion:** Nora Gantenbrink, Julia Kopatzki, Jonah Lemm, Timofey Neshitov, Dialika Neufeld, Max Polonyi, Cathrin Schmiegke, Jonathan Thoss. **Autoren, Reporter:** Frauke Hunfeld, Alexander Osang**SPIEGEL-VERLAG**Rudolf Augstein GmbH & Co. KG  
Ericusspitze 1, 20457 Hamburg**SPORT** Leitung: Hauke Goos, Lukas Rilke, Jörn Meyn (stellv.). **Redaktion:** Peter Ahrens, Matthias Fiedler, Marco Fuchs, Jan Göbel, Nina Golombek, Benjamin Knaack, Marcus Krämer, Jonas Kraus, Marvin Rishi Krishan, Jochen Leffers, Daniel Montazeri, Gerhard Pfeil, Jörg Römer, Tobias Scharnagl, Annika Schultz, Cedric Voigt**REDAKTIONELLE ENTWICKLUNG** Friederike Freiburg, Lena Greiner, Maximilian Rau, Anne Seith. **Tests:** Markus Lindert**MEINUNG & DEBATTE** Leitung: Ralf Neukirch, Katrin Elger (stellv.). **Redaktion:** Swantje Karich, Martina Kix (Teamleitung), Charlotte Klein, Hannah Palarczyk**LEBEN** Leitung: Ayla Kiran, Frauke Lüpke-Narberhaus, Helene Endres (stellv.), Mike Laurenz (stellv.). **Redaktion:** Julian Aä, Irene Berres, Antje Blinda, Christopher Bonnen, Franziska Bulban, Markus Deggerich, Tanya Falencyk (Teamleitung Start), Helene Flachsenberg, Florian Gontek, Sylvie Gühmann, Dr. Veronika Hackenbroch, Lukas Hildebrand, Katharina Hölter, Maren Hoffmann, Maren Keller, Heike Klovert, Eva Lehnen, Dr. Heike Le Ker, Philipp Löwe, Benjamin Maack, Franca Quecke, Claudio Rizzello, Marthe Ruddat, Sandra Schulz, Julia Stanek, Markus Sutura, Verena Topper, Nina Weber. **Autoren:** Jule Lutteroth, Marianne Wellershoff**GESCHICHTE** Leitung: Dr. Eva-Maria Schnurr, Dr. Felix Bohr (stellv.). **Redaktion:** Solveig Grothe, Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Frank Patalong, Frederik Seeler, Frank Thadeusz. **Autoren:** Rafaela von Bredow**CROSSMEDIA** Leitung: Carolin Katschak, Anne Martin, Johanna Röhr, Aleksandra Janewska (stellv.), Sven Preger (stellv.), Leonie Voss (stellv.). **Redaktion:** Ilyass Alaoui, Elena Bock, Benjamin Braden (CvD), Sven Christian, Dennis Deumerleier (Teamleitung), Philipp Dreyer, Benjamin Eckert, Philipp Fackler, Simon Garschhammer, Birgit Großekathöfer, Janita Hämmäläinen, Lucia Heisterkamp, Maria Herbst, Olaf Heuser, Kim Höbel, Florian Hoffmann, Martin Jäschke, Andrei Jöns-Anders (CvD), Lenne Kaffka, Marco Kasang, Andreas Landberg, Fabius Leibrock, Sebastian Maas, Petra Maier, Jonas Mestermann (Teamleitung), Annina Metz, Jonathan Miske, Julia Parker, Luana Partimo, Fabian Pieper, Rachelle Pouplier, Robert Schüssler (CvD), Jerrit Schmidtke, Alexander Schmitt, Mathis Schneider, Dirk Schulze (CvD), Maximilian Sepp, Sandra Sperber (Leitende Redakteurin), Marie Steffens, Regina Steffens, Martin Sümming (CvD), Christian Weber, Sebastian Wilke, Katharina Zingler**DATEN & VISUALISIERUNGEN** Leitung: Dr. Matthias Stahl, Klaas Neumann (stellv.), Patrick Stotz (stellv.); Anna Behrend, Helen Bielawa, Guido Grigat, Max Heber, Ferdinand Holsten, Frank Kalinowski, Anna-Lena Kornfeld, Nina Krug, Chris Kurl, Niklas Marienhagen, Dawood Othaid, Marcel Pauly, Bernhard Riedmann, Anna-Lena Schöps, Achim Tauf, Alexander Trempler, Rina Wilkin, Christoph Winterbach, Mascha Zuder**DEIN SPIEGEL** Leitung: Bettina Stiebel, Alexandra Klaußner (stellv.). **Redaktion:** Antonia Bauer, Claudia Beckschebe, Pelle Kohrs, Marco Wedig**SCHLUSSREDAKTION** Christian Albrecht, Garfield Aifeis, Esther Bloch, Gesine Block, Regine Brandt, Ursula Junger, Birte Kaiser (Teamleitung), Dörte Karsten, Sylke Kruse, Stefan Moos, Sandra Pletsch, Fred Schlotterbeck, Sandra Waage**PRODUKTION** Leitung: Angela Ölscher, Thor Thormann; Kathrin Beyer, Christoph Brügge, Linda Grimmke, Julia Kemp, Gesche Schäfer, Stefan Schütt, Martina Treumann, Holger Uhlig, Valérie Wagner, Katrin Zabel**BILDREDAKTION** Leitung: Maxim Sergienko, Nicole Neumann (stellv.); Claudia Apel, José Blanco, Tinka Dietz, Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Daniel Gebhardt, Niklas Hauser, Signe Heldt, Philine Hofmann (Teamleitung), Rosa Kaiser, Jan Kappelmann, Carolin Kiem, Theresa Lettner, Parvin Nasrini, Daniel Nide, Inka Recke (Teamleitung), Jens Rescher, Oliver Schmitt, Ireneus Schubal, Erik Seemann, Henriette Simons, Anke Wellnitz, Lennart WockMail: foto@spiegel.de  
SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184**DESIGN** Leitung: Jens Kuppi (Art Director), Ann-Kristin Köhn (stellv.); Lisa Debacher, Sarah Dillon, Lynn Dehmann, Bettina Fuhrmann, Elena Grage, Fabian Greve, Lennart Hespengheide, Elsa Hundertmark, Louise Jessen, Annika Loebel, Dagmar Nothjung, Franziska Palma, Kamila Ramezani, Lea Rossa, Marco Stede**TITELBILD** Teamleitung: Johannes Unselt; Suze Barrett, Torben Bockholt, Pia Marx**KORREKTORAT** Leitung: Sebastian Hofer; Dr. Sebastian Bartosch, Bastian Bredtmann, Thomas Fuchs, Claudia Garcia, Matthias Reisner, Barbara Schulz-Kamm, Catrin Zander**SEO** Teamleitung: Insa Winter; Alexandra Knappe, Bastian Midosch, Veronika Silberg, Heiko Stammel, Hanna Zisch**TELEFON**

+49 (0) 40 3007-0

**FAX**

-2246 (Verlag) | -2247 (Redaktion)

**MAIL**

spiegel@spiegel.de

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND****Berlin** Katharina-Paulus-Straße 2, 10557 Berlin, Tel. 030 886688-100**Dresden** Carlotta Böttcher, Steffen Winter, Wallgäbchen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0**Düsseldorf** Markus Böhm, Alexander Demling, Tobias Großbekemper, Torsten Klein, Miriam Olbrisch, Jägerhofstraße 19–20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01**Frankfurt am Main** Matthias Bartsch, Tim Bartz, Fellnerstraße 7-9, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680**Karlsruhe** Dietmar Hipp, Stephaniestraße 30, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737**Leipzig** Peter Maxwell, Postfach 310315, 04162 Leipzig**München** Jan Friedmann, Martin Hesse, Maria Marquart, Katherine Rydlink, Timo Schober, Kathrin Werner, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 45495910**Baden-Württemberg** Christine Keck**REDAKTIONSVERTRETUNGEN/KORRESPONDENTENBÜROS AUSLAND****Bangalore** Laura Höflinger**Boston** Dr. Claus Hecking**Brüssel** Timo Lehmann, Benedikt Müller-Arnold, Britta Sandberg, Rue Le Titten 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 306108, n.v.brussel@spiegel.de**Kairo** Dunja Ramadan**London** Christoph Giesen**Los Angeles** Jonas Leppin**Mexiko** Christa Jense Glüsing (frei), Tel. +52 55 56930526**Moskau** Hannes Hebel, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 3637623**Nairobi** Muriel Kalisch**New York** Nicola Abé, Marc Pitke**Paris** Leo Kilian, René Pfister, 4, Rue Goethe, 75116 Paris**Peking** Maria Stöhr**Rom** Frank Hornig**San Francisco** Simon Book**Sydney** Anna-Lena Abbott, Johannes Korge**Tahiti** Holger Dambeck**Taipeh** Cornelius Diekmann**Tel Aviv** Thore Schröder, Tel Aviv-Jaffa 6803466, Israel**Washington** Julia Amalia Heyer, Britta Kollenbroich, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20045, Tel. +1 202 3475222**Wien** Walter Mayr, Jörg Schindler**STÄNDIGE FREIE AUTOREN**

Dr. Andreas Bernard, Martin Blasberg, Christo Buschke, Arno Frank, Christo Grozev, Oliver Das Gupta, Jochen-Martin Gusch, Florian Haupt, Katharina Kurl, Jasmin Löhrchen, Juan Moreno, Wiebke Ramm, Anja Rützel, Ron Ulrich

**DOKUMENTATION**

Leitung: Cordelia Freiwald, Kurt Jansson, Dr. Julia Lange (stellv.), Dr. Gerrit von Nordeim (stellv.); Zahra Akghar, Nikolai Antoniadis, Dr. Susmita Arp, Dennis Berg, Lars Böhm, Eva Bräth, Dr. Heiko Buschke, Almut Cieschinger, Johannes Eltschig, Catrin Fandja, Dr. Matthias Fett, Jannis Frech, Leonie Charlotta Geiger, Janine Große, Imko Haan, Chris Häuser, Aisa Haidar, Thorsten Hapke, Dr. Dorothee Heineke, Susanne Hettker, Carsten Heilberg, Stephanie Hoffmann, Jonas Huggins, Bertolt Hunger, Stefanie Jockers, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Roman Kierst, Anna Köster, Ines Köster, Mara Küpper, Rainer Lübbert, Sonja Maab, Nadine Markwaldt, Anna Sophia Martin, Dr. Andreas Meyhoff, Marvin Millatz, Cornelia Moormann, Tobias Mühl, Claudia Niesen, Sandra Öner, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Sara Maria Ringer, Friederike Röhrke, Dr. Eva Saß, Andrea Sauerbier, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Meike Stapf, Tuisiko Steinhoff, Dr. Marc Theodor, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Louisa Uzuner, Peter Wahl, Dr. Charlotte Weichert, Peter Wetter, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

**NACHRICHTENDIENSTE**

AFP, AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG****ANZEIGEN**Britta Ermrich  
Anzeigenpreisliste 2026  
Mediaunterlagen: www.spiegel.media,  
www.iqmedia.de**VERTRIEB**

Torben Sieb

**HERSTELLUNG**

Silke Kassuba

**DRUCK**

Mohn Media Gütersloh

**MIX**

Papier

FSC® FSC® C011124

**GESCHÄFTSFÜHRUNG**

Thomas Hass

**WEBSITE**

spiegel.de

**INSTAGRAM**

instagram.com/spiegelmagazin

**FACEBOOK**

facebook.com/derspiegel

**SERVICE****LESERBRIEFE**SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, www.spiegel.de/leserbrieft, Fax: 040 3007-2966, Mail: leserbriefe@spiegel.de  
Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail entgegen: hohlspiegel@spiegel.de**HINWEISE FÜR INFORMANTEN**

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zusammen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung: Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg; Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«; Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ. Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können. Der dazugehörige Fingerprint lautet: 6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

**OMBUDSSTELLE**

Der SPIEGEL hat für Hinweise zu möglichen Unregelmäßigkeiten in der Berichterstattung eine Anlaufstelle eingerichtet: ombudsstelle@spiegel.de. Sollten Sie als Hinweisgeber dem SPIEGEL gegenüber anonym bleiben wollen, schreiben Sie bitte an den Rechtsanwalt Tilmann Kruse unter: hinweisgeber-spiegel@bmz-recht.de

**REDAKTIONELLER LESERSERVICE**Telefon: 040 3007-3540  
Fax: 040 3007-2966 Mail: leserservice@spiegel.de**NACHDRUCKE IN MEDIEN ALLER ART**

Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken oder Videos Kontakt, Beratung: www.gruppe.spiegel.de/syndication und Bestellung: syndication@spiegel.de, Tel.: 040 3007-3540 für Deutschland, Österreich, Schweiz. Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing, Simone Daley, Mail: simonedaley@nytimes.com, Telefon: +44 20 7061 3507, ISSN 0038-7452

**NACHBESTELLUNGEN**

SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN sind unter amazon.de/spiegel innerhalb Deutschlands nachbestellbar.

**HISTORISCHE AUSGABEN**

Historische Magazine Bonn, www.spiegel-antiquariat.de, Telefon: 0228 9296984

**ABONNEMENT FÜR BLINDE**

Audioversion: Deutsche Blindenstudienanstalt e. V., Telefon: 06421 606265; elektronische Version: Frankfurter Stiftung für Blinde, Telefon: 069 9551240

**ABONNEMENTSPREISE**

Inland: 52 Ausgaben € 343,20, Studenten Inland: 52 Ausgaben € 218,40, Auslandspreise auf Anfrage, Mengenpreise unter abo.spiegel.de/mengenpreise

**ABONNENTENSERVICE**

Persönlich erreichbar Mo.–Fr. 8.00–19.00 Uhr, Sa. 10.00–18.00 Uhr SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070 Mail: aboservice@spiegel.de

**ABONNEMENTSBESTELLUNG**

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an: SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

**Ich bestelle den SPIEGEL**

- ☐ für € 6,60 pro gedruckte Ausgabe
- ☐ für € 0,70 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur gedruckten Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,69)

Der Bezug ist monatlich kündbar. Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP-IMPR, SD-IMPR (Upgrade)





## Jason Collins



\* 2.12.1978 † 12.5.2026

Über Jahre hinweg trug der frühere Basketballer die Trikotnummer 98 – eine Zahl, die kein Zufall war. Sie stand für das Jahr 1998, in dem Matthew Shepard, ein schwuler Student aus Wyoming, mutmaßlich wegen seiner sexuellen Orientierung ermordet worden war. Jason Collins trug die Trikotnummer als stilles Gedenken. Nach außen war Collins ein solider NBA-Profi auf der Position des Centers – 2,13 Meter groß und ein guter Verteidiger. Nach innen bewahrte er eisern ein Geheimnis, das er erst im Alter von 34 Jahren preisgab. Im April 2013 schrieb er einen Artikel für das Magazin »Sports Illustrated«. Darin bekannte er sich als erster aktiver Spieler in einer der vier großen US-Sportligen öffentlich zu seiner Homosexualität. »Wenn ich es mir hätte aussuchen können, hätte das jemand anderes vor mir getan«, schrieb er. »Niemand hat es getan. Deshalb melde ich mich.« Er wollte sich nicht länger verstecken. Sein Outing erregte maximale Aufmerksamkeit. Barack Obama rief ihn an. Das »Time Magazine« nahm ihn in die Liste der 100 einflussreichsten Personen der Welt auf. Collins wurde zum wichtigen Vorbild für eine Generation von Athleten, die sich in den Jahren nach ihm outeten. Im September 2025 machte er seine Krebsdiagnose öffentlich. Acht Monate kämpfte er gegen den Gehirntumor. Als er vergangene Woche einen Ehrenpreis für sein soziales Engagement erhielt, war er zu geschwächt, um die Auszeichnung entgegenzunehmen. Sein Zwillingbruder Jarron stand für ihn auf der Bühne und sagte: »Er ist der mutigste, stärkste Mann, den ich je gekannt habe.« Jason Collins starb im Alter von 47 Jahren in Los Angeles. MAF

## Albrecht Weinberg



\* 7.3.1925 † 12.5.2026

Der Bundespräsident persönlich rief an und versuchte, ihn umzustimmen. Das Gespräch verlief freundlich, doch er blieb bei seinem Entschluss: Anfang 2025 nahm Albrecht Weinberg sein Bundesverdienstkreuz, steckte es in einen Umschlag und gab es einem befreundeten Fotografen mit, der das Staatsoberhaupt treffen wollte. Dem SPIEGEL sagte Weinberg: »So sparen wir das Porto.« Die Union hatte mithilfe von AfD-Stimmen einen Antrag im Bundestag durchgebracht. Weinberg fürchtete, »dass ich meine Koffer packen muss«. Der Sohn eines jüdischen Viehhändlers aus Ostfriesland musste als Kind erleben, wie vor dem Haus »Juda verrecke« geschrien wurde, wie Kinder ihn auf dem Weg zur jüdischen Schule mit Steinen bewarfen. 1943 wurden seine Schwester und er nach Auschwitz deportiert. Bei der Befreiung von Bergen-Belsen wog er noch 29 Kilogramm. Er emigrierte mit seiner Schwester Friedel in die USA, in New York führte er ein Fleischergeschäft, schwieg lange zu seiner Vergangenheit. 2012 kehrte er zurück ins Land der Täter, wo er eine Freundin fand, die ihn zum Sprechen ermutigte. Bei einem seiner letzten Auftritte als Zeitzeuge fragte er ins Publikum: »Was ist los mit den Menschen?« Albrecht Weinberg starb im Alter von 101 Jahren im ostfriesischen Leer. MPZ

## Xia De-hong



\* 4.5.1931 † 15.4.2026

Sie war Kommunistin der ersten Stunde, später eines von vielen Opfern der Gewaltherrschaft unter Mao Zedong in China. Bekannt wurde Xia De-hong als eine der drei Hauptfiguren des Weltbestsellers »Wilde Schwäne« ihrer Tochter, der chinesisch-britischen Schriftstellerin Jung Chang. Die 1991 erschienene Familiengeschichte schildert die Leiden und Leistungen von »drei Frauen in China«, so der deutsche Untertitel: der Großmutter, der Mutter und der Autorin selbst. Xia De-hong kam 1931 als Tochter der Konkubine eines Generals zur Welt und wurde zu einer glühenden Anhängerin Mao Zedongs, nicht zuletzt, weil sie die Unterdrückung der Frauen im vorkommunistischen China abstieß. Ihre Ehe mit einem hochrangigen Funktionär beraubte Xia allerdings ihrer Illusionen; er entpuppte sich als verbohrt Ideologe. Wie ihr Mann wurde auch sie während der Kulturrevolution misshandelt und eingesperrt. Diese Erfahrung teilte sie mit den Eltern des heutigen Staatschefs Xi Jinping und denen des Dissidenten Ai Weiwei. Auch Xia unterdrückte über Jahre ihre Zweifel an der Allmacht der Partei und gestand sie sich erst spät ein. »Wilde Schwäne« ging aus einer Reihe von Interviews hervor, die Xia De-hong ihrer Tochter Ende der Achtzigerjahre in London gab. Xia kehrte nach China zurück, der Tochter gab sie mit auf den Weg, stets wahrhaftig zu schreiben. Seit 2018 wagte die nicht mehr, ihre Mutter zu besuchen. Gerade ist die Fortsetzung der Familiensaga auf Deutsch erschienen, mit der Widmung: »Für meine Mutter, deren Sterbebett ich nicht besuchen kann«. Xia De-hong starb im Alter von 94 Jahren in Chengdu. KS

# PERSONALIEN

»Ich erkenne  
inzwischen Muster  
in meiner Arbeit«



Jon Favreau, 59, ist Regisseur.

**SPIEGEL:** Herr Favreau, Ihr »Star Wars«-Film »The Mandalorian and Grogu« erzählt eine Geschichte über einen Vater und sein Kind. Sie sind nach dem Tod Ihrer Mutter von Ihrem Vater großgezogen worden. Wie viel von Ihnen steckt in Grogu?

**Favreau:** Alles, was Sie erwähnt haben, ist wahrscheinlich eingeflossen, aber es geschah unbewusst. Ich erkenne inzwischen Muster in meiner Arbeit, auch in früheren Filmen. Ich werde jetzt 60 Jahre alt und bin anscheinend immer noch geprägt von den Dingen, die mir als sehr jungem Menschen passiert sind.

**SPIEGEL:** In der Serie »The Mandalorian« war die Beziehung zwischen Kopfgeldjäger und Schützling ein überraschend warmherziges Element.

**Favreau:** Auch das Original-»Star Wars« hatte viel Herz, ich fühle mich zu solchen Filmen hingezogen. Man geht wegen Explosionen und Action hin, aber am Ende handelt »Star Wars« davon, seine Familie zu finden. Wie Sie wissen, sind die Blutsverwandten dort nicht unbedingt die besten Väter. Dass es hier diesen Adoptivvater und sein Adoptivkind gibt, die sich vollends füreinander engagieren, ist eine gute Botschaft. BOR



Lesen Sie das  
gesamte Interview  
auf SPIEGEL+



## Liebe ohne Coach

Die französische Schauspielerin **Juliette Binoche**, 62, lehnt einen Intimitätskoordinator beim Dreh von Liebeszenen ab. Für unerfahrene Kolleginnen und Kollegen könne die Anwesenheit so eines Coaches vielleicht hilfreich sein, räumte die Oscarpreisträgerin in einem Interview mit dem »Guardian« ein. Aber für sich selbst wolle sie auf keinen Fall eine Fachkraft in Anspruch nehmen, die intime Szenen vorbereitet und begleitet: »Wenn man in einer Liebeszene ist, muss es aus dem Herzen kommen, aus dem Bauch, aus dem Bedürfnis. Wenn man nur an die Bewegung denkt, die man machen wird, und nicht an das Gefühl, steht man schlecht da.« In ihrem Regiedebüt, dem Dokumentarfilm »In-I In Motion«, zeigt Binoche eine Tanzperformance mit dem Tänzer Akram Khan, in der es um eine Liebesbeziehung geht. Sie sei froh, dass der Film einen eher direkten, intuitiven Ansatz beim Körperkontakt verfolge, sagte sie: »Unser Film widerspricht dem, was heute gesagt wird.« Und, mit einem breiten Grinsen, wie der »Guardian« notiert: »Das gefällt mir!« KS





## Musikalischer Widerstand

Drei Länder, drei Eröffnungsspiele, drei Shows: Bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2026 fahren die Veranstalter groß auf. Popstar **Katy Perry**, 41, wird das Auftaktspiel USA gegen Paraguay in Los Angeles musikalisch einläuten. Ausgerechnet Perry, eine laute Kritikerin von US-Präsident Donald Trump. Der will die WM als Kulisse für seine eigene Show benutzen: Seit seiner Rückkehr ins Amt hat Trump Maßnahmen ergriffen, um Veranstaltungen rund um »America 250« voranzutreiben. So sind bei den Achtelfinalspielen am 4. Juli in Houston und Philadelphia besondere Feierlichkeiten zum 250. Jahrestag der Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung der USA vorgesehen, wie die »New York Times« berichtet. Perry dürfte Trump ein Dorn im Auge sein, die Sängerin hat sich kritisch gegen seine Einwanderungspolitik positioniert. Nachdem Grenzschutzbeamte in Minneapolis den Demonstranten Alex Pretti getötet hatten, rief Perry bei Instagram dazu auf, »Wut in Taten zu verwandeln«. Sie teilte konkrete Tipps für Beschwerdeschreiben bei US-Senatoren. Ihr Ziel: Geld für die Migrationsbehörden blockieren zu lassen. Dass sie mit Kanadas Ex-Premierminister Justin Trudeau liiert ist, dürfte sie für Trump nicht sympathischer machen. Trudeau geriet während seiner Amtszeit immer wieder mit dem US-Präsidenten aneinander, dessen krude Annexionsfantasien er nicht gelten ließ. In diesem Zusammenhang lässt es sich durchaus als Anti-Trump-Geste werten, dass die WM-Organisatoren Perry zur US-Repräsentantin bei einem der Auftaktspiele erkoren haben. JAH

UND DAVON KANN MAN LEBEN?

## Zurück auf die Schulbank



»Kann ich kurz aufs Klo?« – »Ich weiß nicht, ob du kannst. Aber du darfst.« Spüren Sie die Gänsehaut bei diesem, nun ja, originellen Gag? Riechen Sie die Luft im Klassenraum? Haben Sie das Gefühl, höflich lachen zu müssen, um zu überspielen, dass Sie keine Hausaufgaben vorlegen können? Mit diesen Emotionen spielt **Tobias Keller** auf seinem Instagram-Profil, er parodiert Unterrichtsszenen und Lehrertypen auf so exakte Weise, dass es wehtut. Denn Keller weiß, worüber er scherzt: Der 36-Jährige ist Lehrer für Deutsch und Pädagogik an einem Gymnasium im Ruhrgebiet und hat bereits einen Roman über das Schulleben veröffentlicht. Mittlerweile folgen ihm mehr als 55.000 Accounts. Einer seiner Lieblingslehrerwitze: »Wir kümmern uns heute um Fontane. Also: Wasser marsch!« ATZ

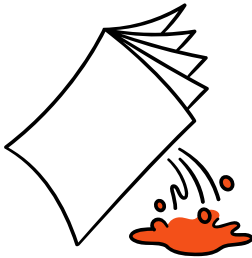


## Pop, Porno, Promotion

Von der Rapperin zur Dozentin – **Reyhan Şahin**, 45, zeigt, wie das geht: Einst bekannt unter dem Künstlernamen Lady Bitch Ray, arbeitet sie heute als Gastprofessorin für Kulturwissenschaft und Philosophie an der Universität der Künste Berlin. Şahin wurde Mitte der Nullerjahre mit bewusst provokantem Pornorap bekannt. Auftritte in Talkshows und Songs wie »Hengzt, Arzt, Orgi« machten sie zu einer umstrittenen Figur der deutschen Popkultur. 20 Jahre nach ihrem Durchbruch sprach Şahin jetzt über die Folgen des Ruhms und ihren Weg in die Wissenschaft. Im Podcast »G Spot« von Model Stefanie Giesinger erzählte sie, sie habe damals ihre Stelle bei Radio Bremen wegen ihrer musikalischen Karriere verloren. Gleichzeitig sei die Vorstellung, eine »Gossenrapperin« könne promovieren, auf Unverständnis gestoßen. Der öffentliche Druck habe schließlich zu einem Zusammenbruch geführt. Nachdem es zu Angriffen auf ihr Elternhaus gekommen war, zog sie sich 2008 weitgehend aus der Öffentlichkeit zurück, ließ sich wegen Depressionen stationär behandeln. Die Promotion sei damals weniger ein Karriereschritt als vielmehr ein Versuch gewesen, sich beruflich und persönlich neu zu stabilisieren, sagte Şahin: »Ich habe aus der Not heraus promoviert.« Heute forscht Şahin zu Gender, Islam und Popkultur, veröffentlicht Bücher und unterrichtet Studierende an der Berliner Universität der Künste. Ihr Lebensmodell entspreche zwar nicht ihrem ursprünglichen Traum, Musikerin zu werden, sagte sie, aber es sei »trotzdem was Cooles entstanden«. DTT

# POSTEINGANG

## UNSER KRITIKER



### »Mir ist das Söder-Bashing manchmal etwas zu viel«

Der Leser Volker Köllner aus Homburg im Saarland hat den Leitartikel »Im Überlebensmodus« aus Heft 19 kritisiert. Die Autorin Anna Clauß hat ihn angerufen.

**SPIEGEL:** Herr Köllner, was hat Sie an meinem Leitartikel gestört?

**Köllner:** Es ist fast schon eine Obsession beim SPIEGEL, jeden Spitzenpolitiker als schwach darzustellen. Ich finde, Markus Söder hat eine kluge Entscheidung getroffen, Ilse Aigner für das Amt der Bundespräsidentin ins Spiel zu bringen. Und sind die 32 Prozent für die CSU bei der Kommunalwahl in Bayern wirklich so schlecht? Mir ist das Söder-Bashing manchmal etwas zu viel.

**SPIEGEL:** Sie haben recht, dass es leichter ist, Politiker zu kritisieren, als sie zu loben. Markus Söder ist ein fleißiger, ehrgeiziger, schnell denkender Mensch mit gesundem Appetit, dem aber langsam die guten Ideen ausgehen. Besser so?

**Köllner:** Mir gefallen seine »Söder isst«-Bilder, weil er zu sich steht und keine Angst vor Kritik hat. Viele können sich da mit ihm identifizieren. Wer Bürgernähe direkt als Populismus brandmarkt, überlässt Populisten ein wichtiges Feld.



## BRIEFE

### Bedrohung für den Westen

Nr. 20/2026 Titel: Operation Germanija

Es ist löblich, dass Sie das bundesdeutsche Publikum über die Schnüffelaktivitäten aus Putins Reich aufklären. Aber ehrlich, ist es denn nötig, diesen Tyrannen auf das Cover zu setzen? Verderben Sie mir doch bitte nicht meinen Appetit auf die SPIEGEL-Lektüre.

Matthias Kaiser, Schutterwald (Bad.-Württ.)

Es war schon zu Sowjetzeiten so, dass nicht nur die diplomatischen Vertretungen der UdSSR, sondern alle sowjetischen Einrichtungen im Ausland mit Geheimdienstleuten besetzt waren. Daran hat sich auch nach dem Untergang der UdSSR nichts geändert. Man hätte sofort nach Ausbruch des Ukrainekriegs in allen westlichen Staaten alle offiziellen russischen Einrichtungen schließen und die Mitarbeiter ausweisen, alle westlichen Einrichtungen in Russland schließen und die Mitarbeiter zurückholen, Russland zum Feindstaat erklären und die diplomatischen Beziehungen abbrechen müssen. Stattdessen hat Deutschland Alexander Graf Lambsdorff als neuen Botschafter nach Russland geschickt. Und die ehemalige

westliche Vormacht USA spielt – aus Unvermögen oder absichtlich – Russland in die Hände. Gnade uns Gott, wenn nicht endlich begriffen wird, welche Bedrohung Russland nicht nur für »den Westen«, sondern für alle freiheitsliebenden Menschen darstellt.

Ekkehard Grube, Dinslaken (NRW)

### Schlechtverdiener gegen Besserverdiener

Nr. 20/2026 Leitartikel: Deutschland braucht eine tiefgreifende Steuerreform

Jetzt soll auch noch die SPD Politik für die oberen zehn Prozent machen. Zu denen muss man nämlich gehören, um überhaupt Spitzenantrag zahlen zu müssen. Dabei hat diese Einkommensgruppe auch jetzt schon eine hohe Sparquote, weshalb eine Entlastung kaum zur Wirtschaftsbelebung beitragen würde.

Eugen März, Todtnau (Bad.-Württ.)

Klingbeil »will die Steuerzahler in der oberen Hälfte noch höher belasten, um die Entlastungen unten zu finanzieren«. Hier ist nur die erste Hälfte des Satzes richtig. Von Entlastungen wird

## KORREKTUREN

Zu »Bitte umsteuern« in Heft 20/2026, Seite 6: Der Spitzensteuersatz greift aktuell beim 1,6-Fachen des mittleren Einkommens, nicht beim 1,3-Fachen.

Zu »Sehnsucht nach einer Pause« in Heft 18/2026, Seite 113: Raye gewann die rekordverdächtige Zahl an Auszeichnungen nicht bei den Grammy Awards, sondern bei den Brit Awards.

Zu »Verdient es die Demokratie, dass sie überlebt?« in Heft 17a/SPIEGEL SPEZIAL 2026 »Die Lage der Nation«, Seite 8: Der Professor für Zeitgeschichte an der Boston University heißt Quinn Slobodian, nicht Eric Slobodian.



man kaum etwas sehen, denn wie wollen Sie Menschen entlasten, die eh kaum etwas zahlen? Im Gegenteil werden diese Menschen durch die Griffe in Kranken- und Rentenkasse belastet. Es geht Klingbeil um die Erhöhung der Steuereinnahmen, sonst nichts.

Jürgen Focke, Düsseldorf

Ich kann das Gejammer über den Spitzensteuersatz nicht mehr hören. »Ursprünglich war der Spitzensteuersatz für Topverdiener reserviert« und »vor 30 Jahren waren es erst eine halbe Million« (die den Spitzensteuersatz bezahlten), schreibt Christian Reiermann. Er unterschlägt dabei, dass es nie in der Geschichte der Bundesrepublik einen so niedrigen Spitzensteuersatz gab wie heute. Vor 30 Jahren lag er noch bei 53 Prozent, davor noch höher. Es ist doch wohl logisch, dass, wenn man den Steuersatz in der Spitze kappt, mehr Menschen an der Spitze der Progression liegen. Um die Zahl derer, die den Spitzensteuersatz bezahlen, zu senken, bräuchte man diesen nur zu erhöhen.

Jürgen Rolser, Sinzig (Rhld.-Pf.)

Sollen jetzt Schlechtverdiener und Besserverdiener gegeneinander ausgespielt werden? Was soll diese dämliche Debatte? Darum geht es doch gar nicht. Es geht um eine gerechte Besteuerung Überreicher mit Vermögen ab 30 Millionen Euro bis in hohe Milliardenbeträge sowie um das Schließen von Steuerschlupflöchern, etwa die sogenannte Familienstiftung. Hohe Vermögen verdoppeln sich alle 12 bis 15 Jahre, vererbt wird aber nur alle 30 bis 50 Jahre. Wo also ist das Problem?

Michael Groß, Nesselröden (Nieders.)

## Perfide Logik

Nr. 19/2026 Warum oft nur starken Opfern Gerechtigkeit widerfährt

Ein beeindruckender Text, der eine perfide Logik offenlegt. Es bleibt ein Dilemma, dass man die Opferrolle »richtig« erfüllen muss.

Irene Wallisser, Wien

## Umgekehrt wäre es sozial

Nr. 19/2026 »Kinderfreibeträge sind zu niedrig«

Mein zentraler Kritikpunkt an den Kinderfreibeträgen ist, dass sie dazu führen, dass reiche Kinder mehr staatliche Unterstützung bekommen als die aus ärmeren Familien. Obwohl die Freibeträge eigentlich dafür gedacht sind, die Eltern bei den Kinderkosten zu entlasten, sind sie in ihrer aktuellen Form eine Ungleichheitsschere. Familien mit höherem Einkommen bekommen mehr staatliche Förderung für ihre Kinder als arme. Umgekehrt wäre es sozial. Statt die Freibeträge nur an sich zu erhöhen, sollte die Förderung gezielt auf Familien mit geringem Einkommen ausgerichtet werden.

Werner Löffelsend, Düsseldorf

Natürlich hat Reina Becker völlig recht mit ihrer Beobachtung, dass sie der Tod ihres Ehemanns steuerlich wesentlich härter getroffen hat, als es etwa das Ableben eines ihrer Kinder getan hätte. Dies liegt daran, dass beim Ableben des Ehepartners der sogenannte Splittingvorteil entfällt, während es beim Tod des Kindes nur der Kinderfreibetrag wäre. Dieses unbefriedigende Ergebnis würde vermieden, wenn Deutschland ein – wie etwa in Frankreich geltendes – Familiensplitting einführt, bei dem zur Ermittlung des Steuersatzes das Familieneinkommen gedanklich nicht nur auf die Ehepartner, sondern auf alle Familienmitglieder verteilt würde.

Gerold Krause-Junk, Rieseby (Schl.-Holst.)

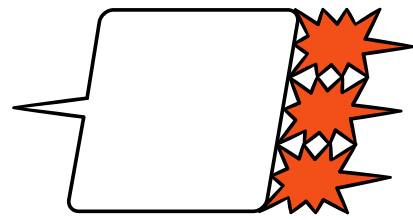
## Bayern blockiert seit Jahrzehnten

Nr. 19/2026 Bares für Solares

Nicht erwähnt wird leider, dass der Ausbau der Stromnetze dem Bedarf meilenweit hinterhinkt, seit Jahrzehnten, größtenteils verursacht durch die Blockade Bayerns mit seinem Sonnenkönig Söder.

Jörg Stanzick, Aachen

## DEBATTE



## Ist die Entscheidung, die 1000-Euro-Prämie zu stoppen, begrüßenswert?

86 % Ja

Nein 14 %

Stimmabgaben: 3201

Täglich können Sie im Debatten-Ressort auf SPIEGEL.de über aktuelle Fragen diskutieren. Hier sind ausgewählte und gekürzte Antworten:

### Ja

»Hätte der Bundesrat das Gesetz durchgelassen, stände jeder Arbeitgeber vor dem Problem, entweder zu zahlen oder als Buhmann dazustehen.«

Peter Meuser

### Nein

»Man kann sich immer dazu entscheiden, jegliche Entlastungsmaßnahmen oder Motivationsinstrumente zu verhindern, sollte sich aber nicht wundern, wenn kein Funken einer Wachstumskultur mehr vorhanden ist.«

Patrick Bubach

Sagen Sie auch digital  
Ihre Meinung –  
auf SPIEGEL Debatte:



## DRAHT IN DIE REDAKTION

Welchem Thema sollte der SPIEGEL mehr Aufmerksamkeit schenken? Worüber soll dringend berichtet werden?

Schreiben Sie an: [draht@spiegel.de](mailto:draht@spiegel.de) oder per Post an:  
DER SPIEGEL / Draht, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

## HOHLSPIEGEL

Aufsteller vor einem Secondhand-Laden  
in Darmstadt:



Die »Westfälischen Nachrichten« über einen Brand  
in einer Wohnung in Telgte (NRW):

»Die drei anderen Personen wurden  
durch Rettungskräfte untersucht, blieben  
aber unverletzt.«

Von focus.de:

Drei Millionen Wale getötet – Tiere haben sich nie erholt

Von der Website rp-online.de:

Landwirt sticht Ex-Partnerin  
mit Pflanzenschutzmittel nieder

Von SPIEGEL.de:

»Der Bundestag hat bereits einen  
Nachfolger für die immer unbeliebtere  
Riester-Rente beschossen.«

Aus der »Saarbrücker Zeitung«:



Eingesandt von Leserinnen und Lesern. Bitte schicken  
Sie Ihre Vorschläge an: [hohlspiegel@spiegel.de](mailto:hohlspiegel@spiegel.de)

## Sicher und friedlich

Nr. 19/2026 Wie lassen sich Suizide  
verhindern?

Für schwer und unheilbar erkrankte Menschen, die nicht in einem Pflegeheim wohnen wollen, ist der Tod eine Erlösung. Für sie ist ein »Begleiteter Suizid« (Sterbehilfe), etwa durch die Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben (DGHS) eine sichere und friedliche Art, freiwillig aus dem Leben zu scheiden.

Ute Latendorf, Buxtehude (Nieders.)

Der moderne Mensch mit seinen Selbstverwirklichungsträumen hält sich immer auf Trab, weil er sich ständig unter Beweis stellen muss. Eingepfercht zwischen Arbeit, Familie und Freizeitstress, eine Work-Life-Balance ist eher die Ausnahme, vermag er sich nur unvollständig von negativen Einflüssen fernzuhalten. Erreicht er seine hohen Ziele und Erwartungen nicht, dann drohen Depressionen, Enttäuschungen und Frustrationen ein Taedium vitae auszulösen, welches ihn in die Knie zwingt. Heute muss man so stark wie Simson sein, um den Anflügen von Verzweiflung zu entkommen.

Bernhard Feghelm, Würzburg

## Es geht zu viel um die Eltern

Nr. 19/2026 SPIEGEL-Gespräch mit dem Podcaster Sebastian Tigges über seine Trennung von Marie Nasemann

Elternschaft ist eine Herausforderung, die viele Menschen betrifft. Das Interview mit Influencer Tigges ist jedoch nicht Teil der Lösung, sondern Teil des Problems. Herr Tigges verfügt weder über erziehungswissenschaftliche noch über psychologische Expertise, kann jedoch mit Anzug und Krawatte in die Kamera lachen beziehungsweise in ein Ringlicht sprechen. Das lockere Gespräch passt eher in ein Society-Magazin. Reflektierte Eltern, die ihr Leben nicht als »Content« vermarkten möchten, bleiben nach der Lektüre schulterzuckend zurück.

Martin Mai, Karlsruhe

Das anstrengendste Interview meines Leserlebens. So viele Aspekte, zu viele Thesen. Mal habe ich ein schlechtes Gewissen, mal weiß ich es besser. Da ist zu wenig Vertrauen in die Evolution – alles sei durch Nachdenken und Besprechen machbar. Es geht mir zu viel um die Eltern und nicht um die Kinder. Mit Kindern lernt man, von einer Hauptperson zur wichtigen Nebenperson zu werden. Das kann man nicht herbeireden. Das klappt – oder auch nicht.

Peter Wolter, Leonberg (Bad.-Württ.)

Ich kritisiere insbesondere Männer in ihrer von keinem Zweifel belasteten Selbstgewissheit oft hart, weil sie nun mal zu dem Geschlecht gehören, das seit Jahrtausenden unsere Erde nach Kräften ruiniert und sogar seine eigene Gattung periodisch um Hunderte, Tausende, bis Millionen Individuen reduziert (sie nennen es Krieg und brauchen das alle paar Jahrzehnte mal). Viel lieber – Berufskrankheit als Sozialarbeiterin in der Psychiatrie – freue ich mich aber über neue Erkenntnisse, innere Durchbrüche, ein Verständnis für ihr Gewordensein in ihrer Familie und in der gegenwärtigen Gesellschaft, einen roten Faden für ihr eigenes Leben und eine Perspektive. Also freue ich mich jetzt für Tobias Becker, dass er dem modernen Mannsein, Vatersein, Partnersein nachspürt und wichtige Fragen stellt.

Susanne Hartmann, Harsum (Nieders.)

Es stimmt nicht, dass die Männer in unserer Elterngeneration »nie präsent« und »keine Ansprechpartner für emotionale Themen« waren. Mein Vater (1950 geboren) und meine Großväter (1911 und 1920) waren liebevoll und emotional präsent. Sie haben es trotz grauenvoller Kriegserfahrungen und Krankheit geschafft, mir tiefe Wärme und Liebe zu schenken.

Christine Kornblum, Münster (NRW)

Leserbriefe bitte an:  
[leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter SPIEGEL.de zu archivieren.



## FAMILIENALBUM



# »Wir hatten für die Grenzer Tüten mit Kaffee, Whisky, Feuerzeugen«

SPIEGEL-Leser Werner-Ciprian Fugel, 44, aus Mexiko-Stadt über seine Kindheit zwischen deutschem Plattenbau und Heimaturlaub in Rumänien

»Das Foto zeigt meinen Vater und mich 1989 mit unserem ganzen Stolz – einem Opel Ascona! Ich war sieben Jahre alt. Ein Jahr zuvor waren wir als Aussiedler von Rumänien nach Deutschland emigriert, da mein Vater deutschstämmig war. Weil wir keine Wohnung finden konnten, sind wir in Weingärten in Oberschwaben in den Plattenbau zu meinen bereits in Deutschland lebenden Großeltern gezogen: Hochparterre rechts. Auch mein Onkel lebte dort. Im selben Jahr wurde meine Schwester geboren, sodass wir zu siebt in der Dreizimmerwohnung lebten, auf 76 Quadratmetern, sechs Jahre lang.

Für mich war es schön, so nah und intensiv mit meinen Großeltern zusammenzuwohnen. Mein Opa brachte mir bei, Schach zu spielen. Hausaufgaben machte ich am Wohnzimmertisch. Das Viertel, in dem wir lebten, wurde in Anlehnung an den rumänischen Diktator nur das »Ceașescu-Viertel« genannt, weil hier so viele aus Rumänien wohnten, aber auch Familien aus Polen, Kasachstan und Russland.

Der Anfang war beschwerlich. Mein Vater hatte drei Arbeitsplätze. Morgens um sechs Uhr fuhr er zum Bauern, um als Ernte-

helfer Erdbeeren oder Äpfel zu pflücken. Danach arbeitete er acht Stunden lang als Schweißer und anschließend ein paar Stunden in einem anderen Betrieb. Bemitleidet hat er sich nicht. Da war eine Euphorie zu spüren: Man arbeitete viel, aber man bekam was dafür, konnte sparen. Auf eine schöne Jeans zum Beispiel, die in Rumänien unerschaffbar gewesen wäre. Oder ein Auto.

Mit unserem Opel fuhren wir in den Sommerferien nach Rumänien. Ich erinnere mich noch an den Geruch nach Wunderbaum und Polstern. An der Grenze begleitete uns immer ein flauendes Magengefühl und die Frage, wen man jetzt bestechen muss. Wir hatten für die Grenzer Tüten vorbereitet, mit Kaffee, Whisky, Feuerzeugen. Außerdem legten wir Geldscheine in die Pässe.

Auch heute reisen wir noch nach Rumänien. Bestechungsgeld muss man nicht mehr zahlen, aber dieses Gefühl der Anspannung an der Grenze habe ich noch immer.

Aus dem »Ceașescu-Viertel« haben wir es mit Disziplin, Fleiß und Sparsamkeit rausgeschafft und ein Reihenhaus gekauft, mit Zimmern für meine Schwester und mich.«

Aufgezeichnet von Dialika Neufeld

Sie haben auch ein Bild, zu dem Sie uns Ihre Geschichte erzählen möchten?  
Schreiben Sie an: [familienalbum@spiegel.de](mailto:familienalbum@spiegel.de)



## COMIC-WETTBEWERB

# Was macht deine Familie besonders?

## DARUM GEHT'S

Familie kann wunderbar sein: Man feiert Feste zusammen, erzählt sich Geschichten von früher und plant Sachen für später, man ist füreinander da. Theoretisch. Denn Familie kann auch nerven, es gibt Streit, Ungerechtigkeit, Neid. In manchen Familien sogar alles gleichzeitig: Man hat sich lieb, streitet aber ständig, Familienkonstellationen ändern sich. Familie kann kompliziert sein – und großartig. Deshalb ist das das Thema unseres neuen Wettbewerbs: Erzähl uns deine Familiengeschichte – als Comic!



## WAS GENAU MUSST DU TUN?

Erst mal überlegen: Was macht deine Familie besonders? Was habt ihr gemeinsam, und wo seid ihr verschieden? Ihr könnt in jede Richtung denken: Wie klärt ihr Streit? In welcher Situation habt ihr zusammengehalten? Seid ihr in ein anderes Land gezogen, oder habt ihr etwas Besonderes erlebt? Wenn du weißt, welche Geschichte du uns erzählen willst, zeichnest du einen Comic. Er kann schwarz-weiß sein oder bunt, lustig oder ernst, er kann dich und deine Familie als Tiere zeigen, als Menschen oder als Monster – wie du magst. Wichtig ist nur, dass der Comic auf eine DIN-A4-Seite passt und nicht mehr als vier Panels hat, das sind die Kästchen.

## WER KANN TEILNEHMEN?

Kinder und Jugendliche können in zwei Altersgruppen teilnehmen:

Kinder von 8 bis 11, Jugendliche von 12 bis 16 Jahren. Du kannst allein teilnehmen oder in einer Gruppe von maximal drei Leuten.

## UND DAS KÖNNT IHR GEWINNEN:

- 1. PREIS:** je einen Urlaubsgutschein für das Gut Herbigshagen mit zwei Übernachtungen für dich und deine Familie (max. 5 Personen)
- 2. PREIS:** je eine Action-Cam zum Filmen toller Familienmomente
- 3. PREIS:** je ein Snack-Paket von ROSSMANN

## WIE KANN MAN MITMACHEN?

Alle Infos zum Wettbewerb, die Teilnahmebedingungen und das Ich-will-mitmachen-Formular findet ihr unter:  
[www.deinspiegel.de/wettbewerb](http://www.deinspiegel.de/wettbewerb)

Teilnahmezeitraum:

11. Dezember 2025 bis 25. Mai 2026

# »Das ist nicht im Sinne der Indianer«

*Bernhard Schmid leitet den traditionsreichen  
Karl-May-Verlag in dritter Generation, jetzt sucht er einen Nachfolger.*

**SPIEGEL:** Herr Schmid, Sie waren viele Jahre lang Leiter des Karl-May-Verlags. Jetzt haben Sie angekündigt, sich »nach und nach zurückziehen« zu wollen. Warum?

**Schmid:** Ich möchte nach bald 35 Jahren ein wenig zur Ruhe kommen. Wie genau dieser Abschied über die Bühne geht, weiß ich aber noch nicht. Ich hoffe, einen Nachfolger zu finden, dem ich mein Wissen und meine Erfahrung weitergeben kann. Und es könnte sein, dass auch ein neuer Eigentümer mein Engagement zumindest für eine gewisse Zeit schätzen dürfte.

**SPIEGEL:** Sie wollen Winnetou in gute Hände abgeben?

**Schmid:** Ja, es geht mir nicht ums Finanzielle. Wir sind eine gesunde Firma, schuldenfrei. Ich könnte den Laden auch einfach zusperren – mir geht es aber darum, dass es mit Karl May weitergeht. Von seinen Romanen werde ich mich nie verabschieden. Ich habe sogar geplant, die gesammelten Werke noch einmal zu lesen.

**SPIEGEL:** Müsst Sie die nicht schon in- und auswendig kennen?

**Schmid:** Nein, unter anderem den »Ölprinz« habe ich das letzte Mal vor 40 Jahren gelesen. Andere Kinder bekamen zum Geburtstag oder an Weihnachten ein Karl-May-Buch geschenkt. Bei mir waren es immer gleich zehn Exemplare, der Vorteil als Sohn des Verlegers.

**SPIEGEL:** Ihr Großvater gehörte 1913 zu den Gründern des Unternehmens.

**Schmid:** Er hat Karl May zweimal persönlich getroffen und ihm Ideen unterbreitet, wahrscheinlich zu einer Werkreihe von dessen Romanen. Die Ant-

wort war: »Sie sollten mein Verleger werden!«

**SPIEGEL:** Nun leiten Sie den Verlag in der dritten Generation. Fällt bei einem Familienbetrieb der Abschied umso schwerer?

**Schmid:** Es gibt da einen bekannten Spruch: Die erste Generation baut es auf, die zweite bewahrt es, und die dritte setzt es in den Sand. Das kann man mir nach all den Jahren nun wirklich nicht vorwerfen. Ich hatte immer den Ehrgeiz, dass es mit Karl May weitergeht. Er ist es wert. **SPIEGEL:** Gilt das heute noch? Die Lesegewohnheiten haben sich geändert.

**Schmid:** Es ist seit seinem Tod wirklich kein Jahrzehnt vergangen, in dem in der Presse nicht irgendwann ein Bericht erschienen wäre mit dem Tenor: Niemand liest mehr Karl May! Geg-

ner hatte er immer. Abgesänge gibt es auch heute. Und bewahrt hat es sich nie.

**SPIEGEL:** Im postkolonialen Diskurs wird Karl May und seinen Büchern vieles vorgeworfen: kulturelle Aneignung, die Verbreitung rassistischer Stereotype, Eurozentrismus. Setzt das seiner Beliebtheit nicht zu?

**Schmid:** Ich denke, am Ende haben uns diese Debatten sogar genutzt. Und solange sich viele amerikanische Ureinwohner noch selbst Indianer nennen, sollten wir es auch nicht als »I-Wort« umschreiben müssen. Karl May war ein Kind seiner Zeit und hat sich damals schon Gedanken um das sogenannte N-Wort gemacht, das in neuen Texten nicht mehr verwendet werden sollte. Solche Vorwürfe kommen oft von Leuten, meis-

tens Deutschen, die eigentlich Gutes im Schilde führen. Leider denken sie aber nicht zu Ende, was sie da tun. Neulich besuchte ich mal wieder die Spielwarenmesse – und war sehr erschrocken.

**SPIEGEL:** Worüber?

**Schmid:** Ich habe mich umgeschaut und festgestellt, dass man dort die Indianer kulturell ein zweites Mal ausgerottet hat. Es gibt so gut wie keine Indianerkostüme, keine Figuren und keine Bücher mehr.

**SPIEGEL:** Weil sie lange exotisiert und stereotyp dargestellt wurden, hält man sich jetzt zurück.

**Schmid:** Aber was bedeutet das? Kommende Generationen werden sich für Amerikas Ureinwohner gar nicht mehr interessieren können, weil sie überhaupt keine Berührungspunkte mehr haben. Das ist nicht im Sinne der Indianer.

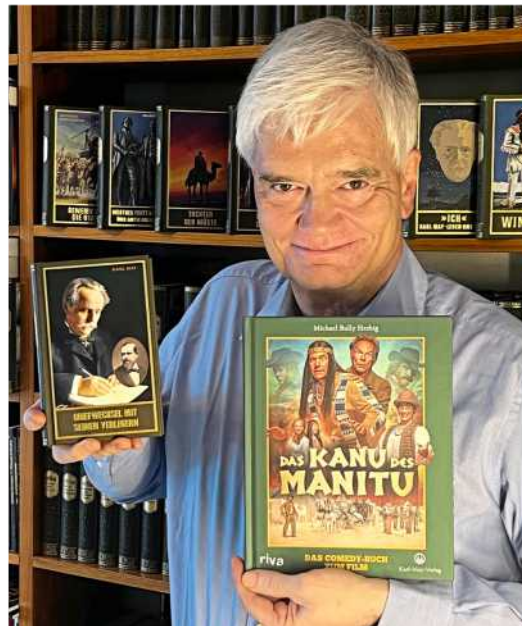
**SPIEGEL:** Ihr Verlag ist monothematisch auf das Gesamtwerk von Karl May begrenzt. Haben Sie nie überlegt, damit eine KI zu füttern und sie einen neuen Roman schreiben zu lassen?

**Schmid:** Nein. Wer soll das lesen? Wo soll da das Gefühl herkommen? Von Karl May sind schätzungsweise 100 Millionen Bücher in deutscher Sprache verkauft worden. Warum? Weil er über mehr als ein Jahrhundert unsere Fantasie angeregt hat. Und Fantasie ist das Kostbarste, was wir haben.

**SPIEGEL:** Es heißt, die Sprache der Apachen kenne kein Wort für Abschied, nur Wendungen wie »Wir werden uns wiedersehen«.

**Schmid:** Wirklich? Das passt ja! Leider ist mein Apachisch ein bisschen eingetrostet.

Interview: Arno Frank



**Verleger Schmid:**

»Am Ende haben uns die Debatten genutzt«

Karl-May-Verlag



# 52 × lesen, nur 39 × zahlen

DER SPIEGEL frei Haus inklusive Zugriff auf das digitale Magazin, alle SP+-Inhalte auf SPIEGEL.de, in der App und mehr.



Gleich bestellen und 25 % sparen:  
[abo.spiegel.de/39zahlen](https://abo.spiegel.de/39zahlen)

oder telefonisch unter 040 3007-2700



# MISSION TO THE MOON 1965



Ω  
OMEGA  
×  
swatch<sup>®</sup>+

Only available at selected Swatch stores